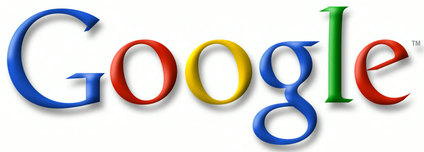
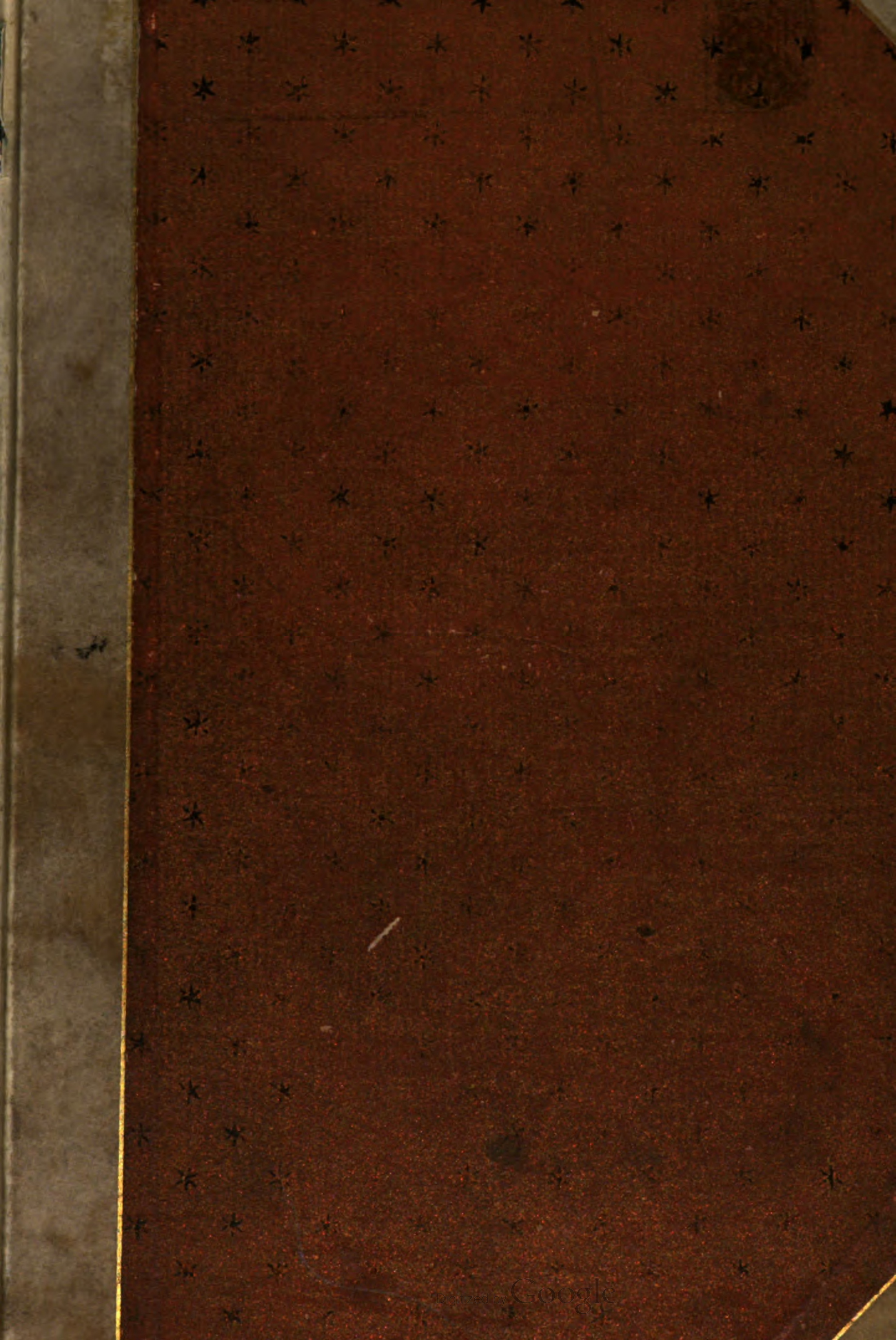
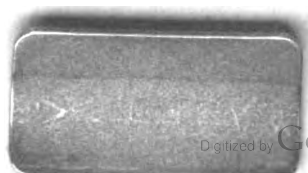










Gesta Romanorum

übersetzt von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Gesta Romanorum

das älteste

Mährchen- und Legendenbuch

des

christlichen Mittelalters

zum ersten Male vollständig aus dem Lateinischen in's Deutsche übertragen, aus gedruckten und ungedruckten Quellen vermehrt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über den wahren Verfasser und die bisherigen Ausgaben und Uebersetzungen desselben versehen

von

Dr. Johann Georg Theodor Gräße.

Zweite Hälfte,

die letzten 41 Geschichten des lateinischen Textes und 47 theils gedruckte theils ungedruckte der deutschen und englischen Redaction enthaltend.

3. Ausgabe.

Unveränderter Neudruck der Original-Ausgabe von 1842.

Dresden.

Verlag von Paul Alicke.

1905.

Exemplar № [redacted]

Neudruck in 1200 von Hand numerierten Exemplaren.

Hundertundeinundvierzigstes Capitel.

Wie man klugen Rath immer anhören, andern aber verwerfen muß.

Einst lebte ein König Fulgentius, in dessen Reiche ein gewisser Ritter Namens Zedechias sich befand, der eine schöne Frau nahm, die aber nicht sehr klug war. Es wohnte aber in seinem Hause in einem Gemache eine Schlange. Der Ritter aber besuchte Turniere und Lanzenrennen so lange, bis er in die äußerste Dürftigkeit gerieth: nunmehro aber weinte er bitterlich und lief wie verzweifelt bald hier bald dort hin, indem er nicht wußte, was er anfangen sollte. Wie aber die Schlange seinen Schmerz gewahr wurde, da bekam sie das Vermögen zu reden, wie einst die Eselin Bileams, und sprach: warum weinest Du? thue nach meinem Rath und Du wirst es nachher nicht bereuen: gieb mir jeden Tag süße Milch und ich will Dich reich machen. Wie das der Ritter hörte, freute er sich sehr und versprach dieses getreulich erfüllen zu wollen. Alsbald ward er in kurzer Zeit sehr reich und bekam schöne Kinder und großen Reichthum. Nun begab es sich aber eines Tages, daß seine Frau zu ihm, ihrem Manne sprach: Herr ich glaube, daß jene Schlange in dem Gemach, worin sie liegt, viele Güter besitz: ich rathe sie zu tödten und wir werden ihre Schätze bekommen. Er aber brachte auf Antrieb seiner Frau einen Hammer herzugeschleppt, um die Schlange bei ihrem Milchtopfe zu erschlagen. Wie nun die Schlange den Milchtopf sah, steckte sie ihren Kopf aus einem Loche

des Gemaches heraus, um nach ihrer Gewohnheit die Milch zu lecken. Als aber der Ritter dieses bemerkte, hob er den Hammer auf und wollte damit die Schlange erschlagen, allein diese sah es auf einmal, zog den Kopf zurück und der Hieb traf den Milchtopf. Sogleich nachher verlor der Ritter Alles, was er besessen hatte und seine Frau sprach zu ihm: o weh, ich habe Dir einen schlimmen Rath gegeben, gehe also zu dem Loche der Schlange und demüthige Dich in Allem vor ihr, ob Du nicht vielleicht bei ihr Gnade finden kannst. Der Ritter machte sich also nach dem Gemache der Schlange auf und weinte bitterlich und bat sie um Gnade, damit er durch sie, wie früher, reich werden könne. Die Schlange aber sprach zu ihm: jetzt sehe ich, wie dumm Du bist und daß Du auch dumm bleiben wirst, denn es ist unmöglich, daß nicht jener Hammerschlag mir öfters in's Gedächtniß kommt, und es Dir einfällt, wie ich Deine Kinder getödtet und Deinen Reichthum genommen habe: darum kann kein wahrhafter Friede zwischen uns bestehen. Hierüber ward der Ritter sehr traurig und sprach: ich verspreche Dir auf mein Wort, daß ich nie Etwas gegen Dich verüben will, wenn ich nur Deine Gunst wieder erhalten kann. Hierauf antwortete ihm die Schlange: mein Lieber, die Natur der Schlange ist Verschlagenheit und meine Worte voll von Gift müssen Dir genug seyn, denn eben fällt mir der Schlag mit dem Hammer und Deine Nichtswürdigkeit ein, packe Dich weg, damit Dir nicht noch ein größeres Unglück zu Theil wird. Der Ritter aber entfernte sich mit großen Schmerzen von ihr und sprach zu seiner Frau: weh mir, daß ich Deinen Rath ausgeführt habe. Und also brachten sie nunmehr ihr Leben beständig in Dürftigkeit hin.

Hundertundzweiundvierzigstes Capitel.

Von den Schlingen des Teufels, mit denen er uns zu umgarnen sucht.

Es gab einst einen sehr mächtigen König, der einen Forst anlegte und ihn mit einer Mauer umgab und mancherlei Arten von Thieren in denselben setzte, an denen er sich gar sehr ergötzte. Es gab aber zu derselbigen Zeit einen Mann, der als Verräther erfunden ward und so wegen seiner Schandthat aller seiner Habe beraubt wurde. Er wurde aber aus seinem Lande vertrieben und versah sich mit vier Hundearten und vielen Netzen, um die Thiere aus dem königlichen Forste zu fangen und zu vernichten. Die Namen dieser Hunde aber waren: Richer, Emuleyn, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egosin, Beamis und Renelin. Durch diese Hunde und seine Netze tödtete er aber alles Wild des Königs. Wie aber der König dieses hörte, ward er sehr traurig, rief seinen Sohn zu sich und sprach: Liebster Sohn, waffne Dich und ziehe mit einem Heere hinab, diesen Verräther zu tödten oder aus meinem Reiche zu treiben. Jener aber antwortete: Vater ich bin bereit: wie ich aber von Mehreren gehört habe, ist jener so mächtig, daß ich mich auf einige Zeit bei einem Mägdelein verbergen muß, die an Weisheit alle andern Leute übertrifft: mit der will ich mich besprechen und dann zum Kampfe rüsten. Der Vater aber sprach zu ihm: gehe zum Schlosse Varioch und Du wirst da ein Mägdlein finden, die für sehr klug gilt: und wenn Du im Stande bist durch sie unsere Widersacher zu bekämpfen, will ich

1*

sie zu großen Ehren erheben. Wie das der Sohn hörte, waffnete er sich und zog, ohne daß Jemand darum wußte, in das Schloß dieses Mägdleins, welche ihn voller Freude empfing und bei der er eine Zeit lang blieb. Hierauf begab er sich aus dem Schlosse und griff am achten Tage nachher den Feind seines Vaters mit Macht an. Endlich aber besiegte er ihn und hieb ihm den Kopf ab. Nachher kehrte er siegreich zu seinem Vater zurück und dieser machte ihn zum König.

Hundertunddreiunddvierzigstes Capitel.

Von der Furcht vor dem jüngsten Gericht.

Es gab einst einen König, der das Gesetz festsetzte, daß wenn Jemand plötzlich des Todes sterben müßte, man früh vor Sonnenaufgang vor seinem Hause mit Trompeten blasen, er sich dann sogleich schwarze Kleider anziehen und zum Gericht kommen solle. Dieser König stellte nun ein großes Gastmahl an und ließ alle Fürsten seines Reiches dazu einladen und diese kamen auch alle. Bei diesem Gastmahle fanden sich nun auch alle mögliche Musiker ein, welche durch ihre süßen Melodieen den Gästen viel Vergnügen machten. Der König zeigte aber keine Heiterkeit oder irgend ein Zeichen von Vergnügen, sondern machte ein trauriges Gesicht und stieß Seufzer und Wehklagen aus. Wie das die Gäste sahen, wunderten sie sich, wagten aber nicht ihn um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, sondern sagten zu dem Bruder des Königs, er möge doch dem Grunde dieser Betrübniß

nachforschen: dieser that es auch und sagte, daß sich alle Gäste über seine so große Bekümmerniß verwunderten und er sie gern erfahren möchte. Der König aber sprach: gehe in Deine Wohnung und Du sollst am morgenden Tage meine Antwort hören, und also geschah es. Der König aber befahl den Trompetenbläsern, sie sollten am folgenden Morgen vor seines Bruders Haus kommen, mit Trompeten blasen und ihn dem Gesetze gemäß vor ihn führen; was sie auch thaten. Als nun der Bruder des Königs früh Morgens Trompeten vor seinem Hause hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide, er stand auf, zog schwarze Kleider an und begab sich zum König. Der aber ließ eine tiefe Grube aufwerfen und über die Grube einen gebrechlichen Stuhl mit vier schadhaften Beinen stellen, seinem Bruder die Kleider ausziehen und ihn auf den Stuhl setzen. Wie er aber auf den Stuhl gesetzt worden war, befahl er, man solle ein scharfes Schwert an einem seidenen Faden über seinem Kopfe aufhängen. Hierauf befahl er vier Männern mit scharfen Schwertern, einer von vorn, der andere von hinten, der dritte von der rechten und der vierte von der linken Seite zu ihm zu treten, und als sie sich aufgestellt hatten, sagte der König zu ihnen: wenn ich es Euch heißen werde, stoßt Ihr bei Leibesstrafe Euere Schwerter in ihn hinein. Hierauf ließ er Trompeten und alle Arten Instrumente bringen und vor seinem Bruder eine Tafel decken und mit verschiedenen Speisen besetzen und sprach: o mein liebster Bruder, weshalb bist Du so traurig und warum hast Du solche Kümmerniß in Deinem Herzen? Siehe hier die köstlichsten Gerichte, hier die lieblichsten Melodieen: warum bist Du nicht vergnügt und freuest Dich? Jener aber antwortete: wie

kann ich froh seyn, wenn ich zum Zeichen, daß ich sterben soll, heute früh den Schall der Trompete vor meinem Hause vernommen habe und jetzt auf einen wandelbaren und zerbrechlichen Stuhl gesetzt worden bin. Wenn ich mich unbedachtsam rühre, bricht derselbe und ich falle in die Grube, aus der ich nicht wieder heraus kann. Wenn ich meinen Kopf aufrichte, wird mich das über meinem Kopf aufgehangene Schwert bis auf's Gehirn durchbohren, und vier Henker stehen um mich herum und sind bereit auf ein einziges Wort von Euch mich mit ihren Schwertern nieder zu stoßen. Wenn ich das bedenke, könnte ich mich, auch wenn ich der Herr der ganzen Welt wäre, doch nicht freuen. Darauf sprach der König zu ihm: nunmehro antworte ich Dir auf Deine Frage von gestern, warum ich nicht vergnügt sey. Ich bin wie Du auf einen wandelbaren, zerbrechlichen Stuhl gesetzt, weil ich mich in einem gebrechlichen Leibe mit vier wandelbaren Beinen, nehmlich den vier Elementen, befinde. Unter mir ist die Höllengrube, über meinem Haupte hängt ein spitziges Schwert, nehmlich Gottes Gericht, welches bereit ist meine Seele vom Körper zu scheiden, vor mir ist ein scharfes Schwert, nehmlich der Tod, der Niemanden verschont und unverhofft kommen kann, wo und wann, weiß ich nicht. Hinter mir ist ein zweites Schwert bereit mich zu durchbohren, nehmlich meine Sünden, die ich in dieser Zeitlichkeit begangen habe, stehen bereit mich vor dem Richterstuhle Gottes zu verklagen. Das Schwert an meiner rechten Seite ist der Teufel, der herumgeht und sucht, wen er verzehre, aber immer bereit ist meine Seele zu erhaschen und sie zur Hölle zu führen. Das Schwert an meiner linken Seite aber sind die Würmer, welche mein Fleisch

nach meinem Tode fressen werden. Wenn ich, mein liebster Bruder, Alles das bedenke, werde ich nimmermehr froh seyn können; wenn Du aber Dich heute so sehr vor mir, der ich doch nur ein sterblicher Mensch bin, gefürchtet hast, muß ich also um Vieles mehr meinen Schöpfer und Erlöser, unsern Herrn Jesus Christus fürchten. Gehe also hin, mein lieber Bruder, und wolle künftig nicht mehr solche Fragen an mich richten. Der aber sprang auf und dankte seinem Bruder, dem König, für die Erhaltung seines Lebens, indem er ihm die feste Verheißung gab, er wolle fortan seinen Lebenswandel bessern. Alle aber, welche zugegen waren und das hörten, lobten die Antwort des Königs.

Hundertundvierundvierzigstes Capitel.

Von dem jetzigen Zustande der Welt.

Man liest von einem gewissen König, daß sein Reich in eine plötzliche Umwälzung gerieth, daß sich das Gute in Schlechtes, die Wahrheit in Falschheit, die Stärke in Ohnmacht und das Recht in Unrecht verkehrte. Als nun der König sich über diese Veränderung verwunderte, fragte er vier sehr weise Philosophen um den Grund derselben, und diese Philosophen begaben sich nach einer weisen Berathschlagung zu den vier Thoren der Stadt, und jeder von ihnen schrieb drei Ursachen daselbst an. Der erste schrieb: Macht ist hier Recht, daher hat das Land kein Gesetz; Tag ist Nacht, darum hat das Land keine Straße; Flucht ist der Kampf, darum ist keine Ehre im Lande. Der zweite schrieb: Eins ist zwei,

darum ist das Land ohne Wahrheit; Freund ist Feind, deshalb fehlt dem Reiche die Treue; Schlecht ist gut, darum gebricht es dem Lande an Frömmigkeit. Der dritte schrieb: die Vernunft hat Zügellosigkeit bei sich, darum hat das Reich keinen Namen mehr; ein Dieb ist ihm vorgesetzt, darum ist das Land ohne Geld; die Schnecke will ein Adler seyn, darum ist keine Vorsicht in unserem Vaterlande. Der vierte schrieb: der Wille ist unser Rathgeber, darum ist das Land schlecht berathen; der Heller fällt das Urtheil, darum wird das Land schlecht regiert; Gott ist todt, deshalb ist das ganze Land mit Sündern angefüllt.

Hundertundfünfundvierzigstes Capitel.

Von dem Wege zum Heile, welchen uns unser Herrgott durch seinen Sohn geöffnet hat.

Albertus erzählt, es habe zu des Philippus Zeit eine Straße gegeben, welche zwischen zwei Bergen in Armenien durchführte und lange von Niemandem betreten worden war: nachher aber begab es sich, daß dieselbe Niemand mehr passiren konnte, wenn er nicht durch die verpestete Luft sein Leben einbüßen wollte. Deshalb fragte nun der König seine Weisen um den Grund dieses so großen Uebelstandes, keiner aber von ihnen konnte ihm die Wahrheit sagen. Endlich ward Socrates gerufen und sagte dem König, er möchte ein Gebäude errichten lassen, das von gleicher Höhe mit dem Berge wäre. Hierauf ließ Socrates einen stählernen

Spiegel machen, dessen Oberfläche ganz geschliffen und rein war, so daß man von jeder Stelle aus die Berge darin erkennen konnte und ein Reflex derselben auf dem Spiegel war. Hierauf begab sich Socrates in das Gebäude und erblickte zwei Drachen, den einen von der Berg- den andern von der Thalseite, welche einander gegenüber abwechselnd den Rachen aufsperrten und Luft schöpften. Während er sie aber noch so anschaute, wollte ein junger Mann, welcher die Gefahr nicht kannte, über diese Straße ziehen, stürzte aber plötzlich vom Pferde und starb auf der Stelle. Socrates aber lief gleich zum König und erzählte ihm Alles, was er gesehen hatte. Später wurden jedoch durch einen feinen Kunstgriff die Drachen gefangen und getödtet, und also eine Straße zum Heile allen Vorüberziehenden und Reisenden geöffnet.

Hundertundsechsundvierzigstes Capitel.

Wie Fürsten und Magnaten für ihre Schandthaten immerhin verklagt werden müssen.

Augustinus in seinem Buche über das Reich Gottes erzählt, daß der Seeräuber Diomedes mit einer einzigen Galeere lange Zeit hindurch auf dem Meere die Leute ausplünderte und gefangen nahm. Da er nun auf Befehl Alexanders durch viele Schiffe aufgesucht, endlich gefangen und dem Alexander vorgestellt worden war, so fragte ihn dieser also sprechend: warum bist Du ein Feind des Meeres? Jener aber erwiderte sogleich: warum

Du einer des Erdkreises? Freilich weil ich das nur mit einer Galeere thue, heiße ich ein Räuber, Du aber, der Du die Welt durch eine Unzahl von Schiffen unterjochst, wirst Kaiser genannt: im Gegentheil, wenn das Schicksal sich mir gütiger zeigen wollte, würde ich mich bessern, Du aber, je glücklicher Du bist, desto schlechter wirst Du. Alexander entgegnete: Dein Schicksal will ich ändern, damit Deine Bosheit nicht dem Schicksale schuldgegeben werde. Also ward er reich durch ihn und aus einem Räuber zu einem Fürsten und einem eifrigen Rechtspfleger gemacht.

Hundertundsiebenundvierzigstes Capitel.

Von dem Gift der Sünden, welches die Seele vergiftet.

Man erzählt von einem Könige, daß seine Feinde darauf dachten ihn um's Leben zu bringen, und zwar wollten sie ihn, weil er mächtig war, durch Gift tödten. Es kamen also einige von ihnen in gewöhnliche Kleider verhüllt zu der Stadt, wo er sich aufhielt. Dort war aber eine Quelle, aus welcher der König sehr oft trank, und diese Quelle versetzten sie überall mit Gift. Der König aber wußte nichts davon, sondern trank nach seiner Gewohnheit aus derselben und war des Todes.

Hundertundachtundvierzigstes Capitel.

Wie die Sünde hier oder dort bestraft werden wird.

Aulus Gellius erzählt vom Amon, daß dieser Mann, welcher sehr reich war und aus seinem Lande in ein anderes übersetzen wollte, ein Schiff miethete. Allein die Schiffer wollten ihn seines Geldes wegen umbringen, er erlangte jedoch von ihnen, daß er den Delphinen zu Ehren, welche sich am Gesange des Menschen ergötzen, ein Lied anstimmen durfte. Als man ihn aber nachher in's Meer warf, da fing ihn ein Delphin auf und trug ihn an's Land, und während ihn die Schiffer für todt hielten, verklagte er sie zu Lande bei ihrem Könige, worauf sie vor denselben gebracht, überführt und verurtheilt wurden.

Hundertundneunundvierzigstes Capitel.

Von dem eiteln Ruhm, der vieles Böse in seinem Gefolge hat.

Valerius erzählt, daß ein gewisser Edle den Rath eines Weisen einholte, auf welche Weise er seinen Namen verewigen könnte. Der antwortete ihm aber, daß, wenn er einen Fürsten umbrächte, er seinen Namen unvergänglich machen würde. Kaum hatte er das vernommen als er auch den Philippus, Alexanders des Großen Vater, ermordete, um sich einen Namen zu machen, allein bald darauf mußte er eines elenden Todes sterben.

Hundertundfünfzigstes Capitel.

Vom Thau der himmlischen Gnade.

Plinius erzählt, daß es ein Land gab, in dem weder Thau noch Regen fiel; daher entstand daselbst eine Trockenheit und Wassermangel, weil daselbst nur ein einziger Brunnen war, der Wasser in einer großen Tiefe enthielt. Wie nun die Leute Wasser haben wollten, so begaben sie sich mit jeder Art von Musikern, die sie nur besaßen, zu diesem Brunnen und zogen um denselben herum, indem sie eine süße Melodie aufspielten. Als diese aber geendigt war, stieg das Wasser bis zur Mündung des Brunnens herauf und floß im Ueberfluß heraus. Also erhielten die Leute Wasser und zogen dann wieder ihres Weges.

Hundertundeinundfünfzigstes Capitel.

Von der sündigen und von dem Aussatze der Sünde angesteckten Seele, wie sie geheilt wird.

Ein gewisser edler König hatte in seinem Reiche zwei Ritter: der eine war habsüchtig und der andere neidisch gesinnt. Nun hatte aber der geizige Ritter eine schöne Frau, die in Aller Augen höchst reizend erschien, der neidische aber besaß ein häßliches und Allen verhaßtes Weib: er hatte aber auch ein Landgut, welches an das des habsüchtigen Ritters angränzte und welches derselbe um Alles in der Welt zu besitzen wünschte. Er begab

sich also oft zu jenem und bot ihm Vieles an, wenn er ihm sein Gut ablassen wolle. Der neidische Ritter antwortete aber, er wolle sein Erbe nicht verkaufen, weder für Gold noch Silber. Indessen fing er aus Neid an bei sich darüber nachzudenken, wie er wohl der Schönheit der Frau des habsüchtigen Ritters einen Makel anhängen könnte, und sprach zu dem habsüchtigen Ritter: so Du mein Gut zu haben wünschest, verlange ich keinen andern Preis von Dir, als daß Deine Frau eine Nacht mit mir zusammen sey. Dieser gab gleich seine Einwilligung und sagte es seiner Frau, die es ihm anfangs abschlug, sich aber endlich doch durch ihren Mann verleiten ließ und ihre Zustimmung gab. Indessen vermischte sich jener Ritter, ehe er bei ihr schlief, mit einer Aussätzigen, begab sich hierauf zu der Dame und erkannte sie, so oft es ihm gefiel. Nach diesem vertraute er ihr, wie er neidisch darüber geworden sey, daß seine Frau so häßlich sey und sie so schön, sie also deswegen also zu entstellen gesucht habe. Als sie das hörte, ward sie sehr traurig und weinte bitterlich, indem sie es ihrem Manne vertraute. Der aber ward auch sehr betrübt und sprach zu seiner Frau: ich gebe Dir folgenden Rath. Bis jetzt zeigt sich an Dir noch keine Spur des Aussatzes: hier in der Nähe außerhalb dieses Landes liegt eine große Stadt, in welcher eine Universität ist, nach der begieb Dich und mache Dich da mit Allen, welche dahin kommen, gemein: denn wer Dich zuerst besucht haben wird, der wird Deine Krankheit bekommen und Du wirst von jeglichem Aussatz geheilt werden. Also geschah es auch. Es kam aber der Sohn des Kaisers aus Liebe zu ihr dahin, ließ sie zu sich kommen und bat sie, sie möchte ihm doch zu Willen seyn; sie aber weigerte sich und sprach: ferne sey es von mir, daß ich Aermste die Beischläferin des

Sohnes eines Kaisers sey. Er aber drängte sie immer mehr und mehr, sie solle ihm doch ihre Einwilligung hierzu geben: indessen dachte sie: wenn dieser Prinz den Aussatz bekäme, so würde es sehr Schade um ihn seyn, und stellte ihm vor, daß er den Aussatz bekommen würde, wenn er sie erkennen werde. Jener aber wollte nicht von ihr lassen, erkannte sie und bekam den Aussatz. Am andern Tage aber, als sie fühlte, daß sie von demselben befreit sey, machte sie sich in ihre Heimath auf und sprach zu ihm: so es Euch begegnet, daß Ihr den Aussatz bekommt, so fliehet zu mir, denn ich will Euch, so viel ich kann, in Eurer Noth versorgen. Nach diesem ward nicht lange darauf des Kaisers Sohn aussätzig und schämte sich so, daß er sich des Nachts, ohne Jemandes Vorwissen, zu der Dame aufmachte, wo dieselbe sich damals gerade aufhielt. Als diese aber davon Wissenschaft erhalten hatte, vertraute sie es ihrem Manne mit folgenden Worten an: das ist der, welcher durch mich angesteckt worden ist und durch den ich vom Aussatze befreit worden bin. Wie aber dieser jenen so schimpflich entstellt sah, weinte er bitterlich und wieß ihm ein Gemach an, in welchem er allein für sich blieb und ihm die Hausfrau persönlich aufwartete: und er blieb an diesem Orte sieben Jahre lang. Es begab sich aber, daß im siebenten Jahre einmal eine unerträgliche Hitze war, und der Aussätzige ein großes Gefäß mit Wein zu seiner Abkühlung hatte. Eine Schlange, welche sich im Garten aufhielt, kroch in das Gefäß, badete sich darin und legte sich nach dem Bade auf den Boden desselben nieder. Der Aussätzige aber wachte plötzlich aus dem Schlafe auf, und da er sehr durstig war, nahm er das Gefäß mit Wein und trank, ohne daß er es merkte, die Schlange mit hinunter. Nach Diesem fing aber die

Schlange an seine inneren Theile so heftig zu benagen, daß der Aussätzige Seufzer und Klagen ausstieß und die Dame sehr viel Mitleid mit ihm hätte. Dieses Leiden dauerte aber drei Tage lang ohne Unterbrechung fort, am vierten aber hatte er Erbrechen, und er warf mit demselben und dem Gifte auch die Schlange aus: sogleich hörte auch der Schmerz auf, und von Tage zu Tage nahmen allmählig dieSpuren des Aussatzes an ihm ab, und nach Verlauf von sieben Tagen war sein Fleisch von allem Aussatze geheilt und ganz so wie das Fleisch eines Kindes. Darüber freute sich aber die Dame sehr und bekleidete ihn mit kostbaren Gewändern, gab ihm ein sehr gutes Streitroß und er machte sich hierauf zum Kaiser auf, wo er mit Ehren empfangen wurde. Nach dem Tode seines Vaters aber erhielt er die Regierung und beschloß sein Leben im Frieden.

Hundertundzweiundfünfzigstes Capitel.

Wie Christus uns von ewiglicher Gefahr und der Teufel Belagerung frei gemacht hat.

Es gab einst einen gewissen Fürsten, Namens Cleonitus, dessen Volk in einer gewissen Stadt durch eine Belagerung eingeschlossen war. Da dieser nun seinem Volke auf eine vorsichtige Weise rathen wollte, was demselben nützlich wäre, so befahl er, einer von seinen Soldaten solle sich nach dem Orte der Belagerung begeben und die Belagerer verhöhnen, und ordnete dabei an, daß er heimlich und künstlich auf seine Waffen die Worte schreiben sollte: bleibt stark in dem Herrn und treu in

der Belagerung: ich komme in der Person des Cleonitus und werde die Belagerung aufheben.

Hundertunddreiundfünfzigstes Capitel.

Von zeitlicher Trübsal, welche sich endlich in ewige Freude verwandeln wird.

Es regierte einstmals der König Antiochus in der Stadt Antiochia, die von ihm ihren Namen bekommen hat, und erzeugte mit seiner Frau eine reizende Tochter. Als diese zum mannbaren Alter gekommen war und der Glanz ihrer Schönheit immer wuchs, da verlangten sie Viele mit ihrer großen und unschätzbaren Mitgift zur Ehe. Während ihr Vater aber noch mit sich zu Rathe ging, wem er vornehmlich seine Tochter zur Frau geben solle, und es selbst nicht wußte, entbrannte plötzlich in ihm eine grausame Flamme der Liebe und ungerechten Begierde nach seiner eigenen Tochter, und er fing sie an mehr zu lieben, als es sich für ihn als ihren Vater geziemte. Während er aber noch mit seiner Raserei rang und diese mit der Schamhaftigkeit kämpfte, siegte doch endlich die Liebe, und er begab sich eines Tages in das Schlafgemach seiner Tochter und hieß Alle sich daraus entfernen, als wenn er mit seiner Tochter eine geheime Unterredung haben wollte. Da ihm aber die Tollheit seiner Lust antrieb, so raubte er seiner Tochter trotz ihres Sträubens ihre Unschuld und beschmutzte ihre Schamhaftigkeit. Wie nun aber das Mägdlein bei sich darüber nachdachte, was sie machen solle, kam plötzlich ihre Amme zu ihr herein, und als sie dieselbe mit einem

weinerlichen Gesichte erblickte, sprach sie: weshalb ist Deine Seele also niedergeschlagen? Das Mädchen aber sprach: o Theuerste, eben sind in diesem Gemache zwei edle Namen untergegangen. Die Amme aber entgegnete: Herrin, was soll das heißen? Jene aber antwortete: daß ich noch vor meiner Verehelichung durch das schändlichste Verbrechen beschimpft worden bin. Als die Amme gehört und gesehen hatte, ward sie wie toll und sprach: und welcher Teufel hat denn die Frechheit gehabt das Bett einer Königin zu besudeln. Das Mägdlein antwortete: Gottlosigkeit hat es gethan. Die Amme erwiderte: warum zeigst Du es nicht Deinem Vater an? Das Mägdlein versetzte: wo ist denn mein Vater? wenn Du es wüßtest, wird der Name des Vaters bei mir verloren seyn, und der Tod behagt mir allein noch als Rettung. Als aber die Amme hörte, daß sie sich nach der Hülfe des Todes sehne, da redete sie ihr mit schmeichelnden Worten ab und ermahnte sie ihren Vorsatz aufzugeben. Während indessen der gottlose Vater mit heuchlerischer Miene vor seinen Unterthanen den frommen Vater spielte, freuete er sich in seinen vier Wänden der Mann seiner Tochter zu seyn, und um für immer das verfluchte Bett seiner Tochter theilen zu können, erdachte er eine neue Art von Nichtswürdigkeit um die Freier zu verscheuchen, welche sie vielleicht zur Frau begehrten. Er gab nehmlich ein Räthsel auf, indem er sich also vernehmen ließ: so Jemand die Lösung meiner Frage finden wird, der soll meine Tochter zur Frau bekommen, wenn er dieselbe aber nicht trifft, den Kopf verlieren. Es kamen nun aber von allen Enden der Welt sehr viele Könige um der unglaublichen und unerhörten Schönheit des Mädchens Willen hergezogen, und wenn auch einer zufällig die Lösung des Räthsels gefunden hatte, wurde er doch,

als hätte er nichts gesagt, hingerichtet und sein Kopf über dem Thore aufgesteckt, auf daß die Ankommenden das Bild des Todes vor sich hätten und abgeschreckt würden, sich auf eine solche Bedingung einzulassen. Alles dieses hatte er aber gethan, um selbst mit seiner Tochter im Ehebruch leben zu können. Während aber Antiochus noch dergleichen Grausamkeiten ausübte, kam ein gewisser junger Tyrier mit Namen Apollonius, der in seiner Vaterstadt zu den Vornehmsten gehörte, sehr reich war und bedeutende Kenntnisse besaß, auf einer Seereise nach Antiochia,, begab sich zu dem König und sprach: Heil Dir, o König. Und jener sprach: möge es Deinen Eltern in ihrer Ehe wohl gehen. Der Jüngling aber sprach: ich erbitte mir Deine Tochter zur Gemahlin. Als aber der König hörte, was er nicht hören wollte, schaute er den Jüngling an und sprach: kennst Du die Bedingung ihrer Verheirathung? Der Jüngling entgegnete: ich kenne sie und sah sie am Thore. Der König aber ward zornig und sprach: vernimm also die Frage: „auf Verbrechen fahre ich, das Fleisch meiner Mutter verzehre ich, ich suchte meinen Bruder und meiner Mutter Mann, und finde ihn nicht.“ Als der Jüngling diese Frage vernommen hatte, entfernte er sich einige Augenblicke von dem Könige, und da er sich nach der Hülfe seiner Wissenschaft umsah, fand er durch die Gnade Gottes die Auflösung der Frage, kehrte zum König zurück und sprach: mein guter Herr König, Du hast mir eine Frage vorgelegt, vernimm jetzt die Auflösung derselben. Darin nehmlich, daß Du gesagt hast: ich fahre auf einem Verbrechen, hast Du nicht gelogen: siehe Dich nur selbst an, bei den Worten aber: ich verzehre meiner Mutter Fleisch, schaue nur Deine Tochter an. Als der König aber vernahm, daß die Lösung des

Räthsels von dem Jünglinge getroffen worden sey, fürchtete er, seine Sünde möchte offenbar werden, er schaute ihn daher mit zorniger Miene an und sprach: Jüngling, Du bist noch weit von der Auflösung der Frage entfernt, Du hast nicht gesagt, was wahr ist, zwar verdienst Du geköpft zu werden, allein siehe, Du sollst noch einen Zeitraum von dreißig Tagen haben, überlege Dir die Sache noch einmal, kehre in Dein Land zurück, und wenn Du die Auflösung meiner Frage findest, sollst Du meine Tochter zur Frau bekommen, wo nicht, wirst Du Deinen Hals verlieren. Der Jüngling aber ward bestürzt, nahm seine Begleiter mit sich, bestieg ein Schiff und begab sich in seine Vaterstadt. Allein nach der Entfernung des jungen Mannes rief der König seinen Haushofmeister, Namens Taliarchus, zu sich und sprach zu ihm: Taliarche, mein getreuster Geheimschreiber, wisse, daß Apollonius von Tyrus die Auflösung meiner Frage entdeckt hat: besteige also gleich ein Schiff ihn zu verfolgen, und wenn Du nach Tyrus kommst, so frage nach ihm und bringe ihn durch Gift oder Dolch um. Wenn Du zurückkehrst, sollst Du eine große Belohnung erhalten. Taliarchus aber nahm sein Schild und Geld, machte sich auf den Weg und begab sich nach der Vaterstadt des Jünglings. Apollonius aber gelangte eher dahin, begab sich in sein Haus, öffnete alle seine Schränke, schlug alle seine Bücher nach und fand doch nichts Anderes, als was er dem König gesagt hatte, sprach also bei sich: wenn ich mich nicht irre, liebt der König seine Tochter mit einer unlauteren Brunst. Wie er aber noch darüber nachdachte, sagte er in seinem Herzen: was machst Du Apolloni, Du hast die Auflösung entdeckt und doch die Prinzessin nicht erhalten, Du bist also von Gott bestimmt nicht unterzugehen. Als-

bald ließ er Schiffe für sich rüsten und dieselben mit hunderttausend Scheffeln Getreide, einer großen Last Silbers und vielen Kleidungsstücken beladen, bestieg in der dritten Stunde der Nacht mit wenigen Getreuen ein Schiff und vertraute sich der hohen See an. Am andern Tage aber wurde er von seinen Mitbürgern gesucht, aber nicht gefunden, und es erhob sich ein ungeheures Wehklagen, daß der geliebteste Fürst des Vaterlandes nirgends zu finden war, und es herrschte in der ganzen Stadt eine große Trauer. Er besaß aber die Liebe seiner Mitbürger in einem so hohen Grade, daß lange Zeit hindurch die Bartscheerer feiern mußten, die öffentlichen Schauspiele ruhten, die Bäder verschlossen wurden und Niemand weder die Tempel noch Wirtshäuser besuchte. Während aber die Sachen so standen, kam Taliarchus, der vom König Antiochus gesandt war, jenen zu ermorden, an, und da er alle Häuser verschlossen sah, sprach er zu einem Knaben: sage mir bei Deinem Leben, warum diese Stadt also in Trauer liegt? Der Knabe aber sprach: o Theuerster weißt Du denn nicht bereits, was Du fragst? Diese Stadt hat Trauer angelegt, weil der Fürst Apollonius nach seiner Zurückkunft vom König Antiochus sich nirgens sehen läßt. Wie das Taliarchus hörte, kehrte er voller Freude auf sein Schiff zurück, segelte wieder nach Antiochia, begab sich zu dem König und sprach: Herr, mein König freue Dich, weil Apollonius aus Furcht vor Dir sich nicht wieder hat blicken lassen. Der König aber sagte: fliehen kann er wohl, aber mir nicht entfliehen. Alsbald ließ er folgendes Edict bekannt machen: „Wer mir den Apollonius von Tyrus, den Verräther meiner Majestät, ausliefern wird, soll funfzig Goldtalente erhalten, wer aber seinen Kopf abschlagen wird, der soll hundert haben“.

Hierauf ließen sich nicht blos seine Feinde, sondern auch seine Freunde von der Habsucht verlocken und machten sich eilig auf dem Apollonius nachzusetzen. Man forschte aber dem Apollonius zu Wasser und zu Lande, in den Wäldern und jeglichem Schlupfwinkel nach, und fand ihn doch nicht. Darauf ließ der König ganze Schiffsflotten ausrüsten, um den Jüngling zu verfolgen, allein während sich die dazu Bestellten noch bei der Ausrüstung derselben aufhielten, kam Apollonius nach Tharsis und wurde, als er am Gestade herumspazierte, von einem seiner Sclaven, mit Namen Elinatus, erblickt, der zu derselbigen Stunde angekommen war. Dieser aber trat zu ihm und sprach: Heil sey Dir, König Apolloni. Als der aber also begrüßt wurde, machte er es so, wie es Mächtige zu thun pflegen und beachtete den Mann gar nicht. Darüber ward der Alte sehr aufgebracht, grüßte ihn zum zweiten Male und sprach: Heil sey Dir König Apolloni, erwidere doch meinen Gruß und wolle nicht eine durch anständige Sitten geschmückte Armuth gering schätzen. Denn wenn Du wüßtest, was ich weiß, würdest Du Dich wohl in Acht nehmen. Jener aber sprach: saget mir es doch, wenn es Euch gefällig ist. Der aber sprach: Du bist geächtet. Jener entgegnete aber: und wer hat denn den Fürsten seiner Vaterstadt in die Acht erklärt? Elinatus aber sprach: der König Antiochus. Weshalb denn der König Antiochus? Elinatus entgegnete: weil Du seyn willst, was er als Vater ist. Apollonius versetzte: und für wie viel hat er mich denn geächtet? Und jener entgegnete: wer Dich ihm lebend stellen wird, der soll funfzig Goldtalente, wer ihm aber Deinen Kopf bringt, der soll hundert Talente als Lohn haben. Darum ermahne ich Dich, irgendwo Schutz zu suchen. Als Elinatus also gesprochen hatte,

entfernte er sich. Apollonius aber rief ihm nach und bat ihn, er möchte doch zu ihm kommen, er wolle ihm hundert Goldtalente geben, und sprach: nimm sie doch von meiner Armuth, weil Du sie verdient hast, haue mir den Kopf ab und überreiche ihn dem König: das wird ihm große Freude machen. Siehe hier hast Du hundert Goldtalente und dabei bleibst Du ohne Schuld, weil ich Dich aus freiem Willen dazu gedungen habe, daß Du dem König eine so große Freude machen sollst. Der Greis aber antwortete ihm: Herr, es sey ferne von mir, daß ich um einer solchen Sache Willen jemals in meinem Leben eine Belohnung haben möchte: rechtliche Leute stellen Freundschaft niemals dem Gelde gleich. Und nachdem er den König Apollonius noch sehr gepriesen hatte, begab er sich hinweg. Nach Diesem, als Apollonius sich noch auf demselben Flecke am Meeresufer erging, sah er einen Mann auf sich zu kommen, Namens Stranguilio, der ein betrübtes und trauriges Gesicht machte. Apollonius aber ging auf ihn los und sprach zu ihm: Heil sei Dir Stranguilio. Und dieser erwiderte: auch Dir mein König Apolloni, und setzte hinzu: sage mir doch, weshalb Du Dich an diesem Orte mit so verstörter Miene aufhältst? Apollonius sprach: weil ich die Tochter des Königs, nachdem ich die Wahrheit gesprochen hatte, zur Frau und zu meiner ehelichen Gemahlin begehrte. Ich wünsche also und bitte, daß ich, wenn es möglich ist, mich in Euerer Stadt verstecken kann. Stranguilio aber sagte: Herr Apollonius, unsere Stadt ist sehr arm und nicht im Stande Deine hohe Geburt standesgemäß aufrecht zu erhalten: außerdem leiden wir an einer schweren Hungersnoth und Getreidemangel, und unsere Mitbürger haben keine Hoffnung auf Erlösung, sondern der grausamste Tod schwebt vor unsern Augen. Apollo-

nius aber erwiderte: danket Gott, der mich auf meiner Flucht an Euere Gränze verschlagen hat, ich will Euerer Stadt hunderttausend Scheffel Korn geben, wenn Du nur meine Flucht hierher verheimlichen willst. Als das Stranguilio hörte, warf er sich ihm zu Füßen und sprach: Herr Apollonius, wenn Du dieser verhungerten Stadt zu Hülfe kommen willst, werden wir nicht blos Deine Flucht geheim halten, sondern wenn es nöthig ist, auch für Deine Erhaltung kämpfen. Hierauf bestieg Apollonius auf dem Markte den Richterstuhl und sprach zu allen Bürgern jener Stadt, welche anwesend waren: Ihr Bürger von Tharsis, welche Getreidemangel drückt und plagt, ich Apollonius von Tyrus will Euch helfen, denn ich denke, daß Ihr dieser Wohlthat eingedenk seyn und meine Flucht geheim halten werdet. Denn wisset, daß ich nicht wegen meiner Reise, wohl aber zu Euerem Glücke hierher geführt worden bin. Ich will Euch also hunderttausend Scheffel Korn um denselben Preis geben, als ich sie in meiner Heimath gekauft habe, nehmlich einen jeden für acht Schillinge. Wie das die Bürger hörten, daß sie einen Scheffel um acht Schillinge kaufen könnten, wurden sie sehr froh, dankten ihm und fingen sogleich an das Korn zum Gebrauche zuzurüsten. Apollonius aber nahm zwar das Geld, allein damit es nicht schiene, als wenn er seine königliche Würde abgelegt hätte und mehr ein Kaufmann als ein Wohlthäter wäre, schenkte er dasselbe dem Gemeindevermögen dieser Stadt wieder. Wie aber die Bürger diese seine so großen Wohlthaten erkannten, errichteten sie ihm auf dem Mirkte eine Bildsäule, auf welcher er auf einem Wagen stehend dargestellt war, wie er mit der rechten Hand die Aehren brach und sie mit dem linken Fuße austrat, und schrieben darunter auf das Fußgestell: „der Apollonius von Tyrus

hat der Stadt Tharsis ein Geschenk gegeben, welches sie von einem schrecklichen Tode errettet hat". Als hierauf einige Tage verflossen waren, nahm er sich vor auf den Rath des Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades nach der Tyrrhenerstadt Pentapolis zu schiffen, um sich daselbst zu verbergen, während seine Gutthaten mit Ruhe und Wohlfahrt vollzogen wurden. Er wurde also mit großen Ehren an's Meer geführt und bestieg, nachdem er Allen ein Lebewohl gesagt hatte, sein Schiff. Allein nach drei Tagen und ebensoviel Nächten, als er das Gestade von Tharsis verlassen hatte, und er bisher mit günstigem Winde gesegelt war, veränderte sich auf einmal das Meer. Denn in wenigen Stunden erhob sich nun ein Sturm, indem der Aquilo und Eurus die Flotte bedrängten: der Himmel ergoß sich mit ungeheurem Regen, das Tyrische Schiffsvolk ward vom Sturm vernichtet, das Schiff borst zu gleicher Zeit, der Zephyrus wühlte das Meer auf, Hagel und dunkle Wolken lagerten sich auf demselben. Es bliesen aber die Winde so stark, daß der Tod Alle erfaßte, zwar haschte Jeder nach einem Brete, allein bei einer solchen Finsterniß und Unwetter kamen Alle um's Leben. Apollonius allein ward durch eine Planke, die er glücklicher Weise erhascht hatte, an die Küste der Pentapolis getrieben, und als er jetzt am Ufer stand und auf das nun ruhige Meer hinblickte, sprach er also: o Du treuloses Meer, lieber will ich in die Hände des grausamsten Königs gerathen, als in die Deinigen: wohin soll ich mich jetzt wenden, wo soll ich ein Vaterland finden, welcher Bekannte soll mir dem Unbekannten beistehen? Während aber Apollonius also bei sich sprach, erblickte er einen jungen Mann, der auf ihn zukam, einen kräftigen Schiffer in einen schmutzigen Mantel gehüllt, und weil ihn die Noth dazu zwang, so warf er

sich ihm zu Füßen und sprach unter vielen Thränen: erbarme Dich, wer Du auch bist, eines Schiffbrüchigen, der nur das nackte Leben gerettet hat, aber nicht von niedrigen, sondern vornehmen Eltern gezeugt ist: und damit Du es weißt, wessen Du Dich erbarmen sollst, ich bin Apollonius von Tyrus, ich der Herr meiner Vaterstadt flehe Dich an mir das Leben zu retten. Als aber der Fischer die Schönheit des jungen Mannes gewahr ward, da ward er von Mitleid bewegt, hob ihn auf und führte ihn unter das Dach seiner Wohnung, setzte ihm Speisen vor, so viel er nur bekommen konnte, und damit er seiner Mildthätigkeit noch vollständiger Genüge leisten möchte, zog er seinen großen Kittel aus, theilte ihn in zwei Hälften, gab eine davon dem jungen Manne und sprach: nimm, was ich habe und gehe in die Stadt, vielleicht wirst Du da Jemanden finden, der sich Deiner erbarmt, so Du aber Keinen findest, kehre wieder zu mir zurück und laß Dir an meiner Armuth genügen. Der Fischer setzte noch hinzu: nur daran erinnere ich Dich, daß wenn Du irgend einmal Deiner früheren Herrlichkeit zurügegeben wirst, Du dann die Armuth eines geringen Fischermannes nicht verachten magst. Apollonius aber erwiderte: wenn ich nicht ewig Deiner gedenken werde, will ich noch einmal Schiffbruch leiden und nicht einen Mann finden wie Du bist. Als er so gesprochen hatte, schlug er den ihm gezeigten Weg ein und trat in das Thor der Stadt. Während er aber noch darüber nachdachte, wo er Hülfe hernehmen solle, sah er einen nackten Knaben durch die Straßen laufen, der sein Haupt mit Oel gesalbt hatte und mit einem Handtuche umgürtet war, und mit lauter Stimme Folgendes ausschrie: höret es Alle, höret es ihr Fremden und Knechte, wer sich abwaschen will, der trete in die

Badestube. Wie das Apollonius vernommen hatte, zog er seinen alten Rock aus, begab sich in das Bad und bediente sich des Wassers desselben. Während er aber alle Anwesenden einzeln anschaute, suchte er einen seines Gleichen, fand aber keinen. Als plötzlich der König der ganzen Umgegend Altistrates mit einem Schwarme von Dienern hereintrat, und als der König mit seinen Knechten das Ballspiel trieb, da bückte sich Apollonius vor dem König, hob den laufenden Ball auf und sandte ihn mit einer feinen Leichtigkeit geschlagen wieder dem König zurück. Darauf sprach der König zu seinen Dienern: entfernt Euch: denn hier ist ein Jüngling, der es mit mir, wie ich denke, aufnehmen kann. Als Apollonius aber hörte, daß er gelobt werde, trat er muthvoll hin zum König, und nachdem er das Gefäß mit Oel und Wachssalbe ergriffen hatte, salbte er ihn am ganzen Körper mit geschickter Hand, und bähete ihn dann auf einem weichen Sessel und hörte mit seinen Dienstleistungen erst auf, als jener sich entfernte. Und der König sprach zu seinen Freunden, nach dem Weggange des Jünglings: ich schwöre Euch, daß ich mich in Wahrheit nie besser gebadet habe, als heute durch dieses Jünglings Dienstfertigkeit, ob ich gleich nicht weiß wer er ist: dabei sah er einen seiner Diener und sprach: siehe zu, wer der Jüngling ist, der mich bedient hat. Jener aber folgte dem jungen Manne und sah, daß er mit einem schmutzigen und schlechten Mantel bekleidet war, kehrte zum König zurück und sprach: der junge Mann ist ein Schiffbrüchiger. Der König erwiderte: woher weißt Du das? Und jener versetzte: auch ohne daß er es sagt, zeigt es seine Kleidung an. Der König aber sprach: gehe schnell hin zu ihm und sage ihm: der König läßt Dich bitten, Du möchtest heute an seiner Tafel

speisen. Wie das Apollonius hörte, freuete er sich sehr und begab sich mit dem Diener zum Könige. Der Diener trat aber eher in dessen Gemach und sprach: der Schiffbrüchige ist da, allein wegen seiner schmuzigen Kleidung schämt er sich herein zu kommen. Und gleich liess ihn der König mit seiner würdigen Gewändern bekleiden und in das Speisezimmer treten. Als aber Apollonius in den Speisesaal getreten war, setzte er sich an einem ihm angewiesenen Orte, dem Könige gegenüber nieder: es wurde zuerst ein Frühstück, dann aber ein königliches Mahl aufgetragen, allein Apollonius langte nicht zu, obgleich Alles speiste, sondern betrachtete mit Thränen in den Augen das goldene und silberne Geschirr und die Diener des Königs. Darauf sprach einer von den Gästen zum König: wenn ich nicht irre, beneidet dieser junge Mann da Dein Glück. Der König aber entgegnete: Dein Verdacht ist unbegründet: er beneidet nicht mein Glück, wohl aber trauert er darüber, dass er so viel verloren hat. Hierauf schaute der König dem Apollonius in's Gesicht und sprach zu ihm mit freundlicher Miene: Jüngling, iss doch mit uns und hoffe, dass Gott Dir ein besseres Schicksal verleihen wird. Während er ihm aber noch also zuredete, da trat plötzlich die Tochter des Königs, eine erwachsene Jungfrau, herein und küsste ihren Vater und alle seine an der Tafel befindlichen Freunde. Wie sie aber einen Jeden geküsst hatte, kehrte sie zu ihrem Vater zurück und sprach: guter Vater, wer ist der junge Mann, der den Ehrenplatz Dir gegenüber inne hat und so betrübt ist. Der König aber sprach: o mein süsses Töchterlein, dieser Jüngling hat Schiffbruch gelitten und mir in der Ringschule viel Liebesdienste erzeigt: darum habe ich ihn zu Tische geladen, wer er aber ist, weiss ich nicht: so Du es aber

wissen willst, so frage ihn, denn es ist recht, daß Du Alles erfährst, und vielleicht wirst Du Mitleid mit ihm empfinden, wenn Du ihn kennen gelernt hast. Als das das Mädchen hörte, trat sie zu ihm und sprach: mein Lieber, Dein edles Aussehn zeugt von Deiner adeligen Abstammung, wenn es Dir nicht unangenehm ist, so verkündige mir Deinen Namen und Deine Begebenheiten. Jener aber erwiderte: wenn Du meinen Namen wissen willst, den habe ich auf dem Meere verloren, wenn meinen Adel, den habe ich in Tyrus gelassen. Das Mädchen aber sprach: rede deutlicher, damit ich Dich verstehen kann. Darauf erzählte ihr Apollonius alle seine Unglücksfälle und nannte ihr seinen Namen. Als er aber seine Rede geendigt hatte, fing er an Thränen zu vergießen, und der König sprach, als er ihn weinen sah, zu seiner Tochter: mein süßes Kind, Du hast Unrecht gethan, daß Du den Namen und Schicksale dieses jungen Mannes zu wissen verlangtest, denn Du hast seinen alten Schmerz von Neuem hervorgerufen. Meine süße Tochter, da Du jetzt die Wahrheit weißt, so ist es billig, daß Du ihm Deine königliche Milde zu Theil werden lässest. Als aber das Mägdlein den Willen ihres königlichen Vaters vernommen hatte, blickte sie den Jüngling an und sprach: Apollonius, Du bist jetzt der unsere, lege Deine Trauer ab, denn mein Vater wird Dich wieder reich machen. Apollonius aber dankte ihr mit Seufzen und Ehrerbietung. Darnach sprach der König zu seiner Tochter: hole Deine Leier, auf daß Du mit Deinem Gesange unsere Gäste erheiterst. Hierauf ließ sich die Prinzessin ihre Leier bringen und begann dieselbe lieblich zu spielen. Alle aber fingen an sie zu preisen und zu sagen: man kann nichts Schöneres noch Süßeres hören. Allein aber von ihnen schwieg Apollonius.

und der König sprach zu ihm: Apollonius, Du thust nicht recht, Alle loben meine Tochter bei ihrem Spiele, warum findest Du allein keinen Gefallen an ihr? Jener aber sprach: guter König, wenn Du mir es gestattest, will ich Dir sagen, was ich denke: Deine Tochter hat zwar die Musik angefangen, allein sie noch nicht vollkommen inne. Befiehl also, daß man mir die Leier übergiebt, und Du sollst sogleich erfahren, was Du bisher noch nicht wußtest. Der König aber versetzte: Apolloni, ich sehe, daß Du in allen Dingen wohl unterrichtet bist. Hierauf ließ er ihm die Leier geben und schmückte ihm, als er hinausgegangen war, das Haupt mit einem Kranze. Jener aber nahm die Leier, trat wieder in den Speisesaal und spielte so lieblich vor dem König, daß ihn Alle nicht mehr für Apollonius, sondern für Apollo selbst hielten. Die Gäste aber sprachen zum König, sie hätten nie etwas Besseres gehört oder gesehen. Wie aber die Königstochter Solches vernahm, schaute sie den Jüngling an und ward von Liebe zu ihm ergriffen, sprach also zu ihrem Vater: o Vater, erlaube, daß ich dem Jüngling geben darf, was mir beliebt. Der König aber sprach: ich gestatte es. Hierauf wandte sie ihren Blick auf Apollonius und sprach zu ihm: Meister Apollonius, empfange von der Gütigkeit meines Vaters zweihundert Goldtalente, vierhundert Pfund Silbers reichliche Gewänder, zwanzig Sclaven und zehn Dienerinnen; zu diesen aber sprach sie: holet was ich ihm eben versprochen habe, und in Gegenwart der Freunde des Königs und bei geöffneten Thüren des Speisesaals wurde Alles auf Befehl der Prinzessin hereingebracht. Hierauf standen aber Alle auf und begaben sich, nachdem sie sich bei'm König beurlaubt hatten, hinweg. Apollonius aber sprach: guter König, Du Erbarmer der Unglücklichen,

und Du Prinzessin, Du Freundin der Wissenschaften und Gönnerin der Weltweisheit, lebet wohl. Hierauf wandte er sein Gesicht zu den Dienern, welche ihm die Prinzessin verehrt hatte und sprach: nehmet Ihr Diener, was mir geschenkt worden ist, und laßt uns gehen und eine Herberge suchen. Das Mädchen aber fürchtete, sie möchte ihren Geliebten verlieren, und ward sehr traurig, blickte ihren Vater an und sprach: guter König und liebster Vater, willst Du es haben, daß Apollonius, der erst heute durch uns wohlhabend geworden ist, dahin gehe und ihm böse Menschen wieder abnehmen, was wir ihm geschenkt haben? Darauf befahl der König eilig, es solle jenem ein Zimmer angewiesen werden, wo er ruhig und seinem Stande gemäß schlafen könne. Das Mägdlein aber, welches von Liebe entbrannt war, hatte eine unruhige Nacht und begab sich daher früh Morgens in das Schlafgemach ihres Vaters. Als sie derselbe aber gewahr wurde, sprach er zu ihr: was heißt das, daß Du wider Deine Gewohnheit so frühzeitig erwacht bist? Das Mägdlein aber entgegnete: ich konnte keine Ruhe finden, weshalb ich Dich, liebster Vater, ersuche, daß Du mich dem jungen Manne zu unterrichten giebst, auf daß ich die Musik und andere Dinge erlernen kann. Wie das der König hörte, freuete er sich, ließ den Jüngling zu sich rufen und sprach zu ihm: Apolloni, meine Tochter wünscht sehr Deine Kunst zu erlernen, ich bitte Dich also, daß Du ihr Alles zeigst, was Du selbst weißt: ich will Dir dafür einen Deiner würdigen Lohn zahlen. Jener aber sprach: Herr ich bin bereit, Euerem Willen Genüge zu leisten. Er unterrichtete also das Mägdlein in Allem, was er selbst gelernt hatte. Allein die Prinzessin ward nach Diesem aus allzugroßer Liebe zu dem Jüngling krank, und da der König sah, daß seine

Tochter ein Unwohlseyn angefochten habe, ließ er seine Aerzte kommen. Diese aber befühlten die Adern und einzelnen Theile des Körpers derselben, konnten aber nirgends eine Krankheit entdecken. Nach wenigen Tagen aber begrüßten drei sehr edle junge Männer, die seit langer Zeit die Prinzessin schon zur Ehe begehrt hatten, den König wie mit einem Munde, und der König blickte sie an und sprach: was wollt Ihr denn? Sie aber entgegnete: deswegen, weil Du uns öfters versprochen hast, einem von uns Deine Tochter zur Gemahlin zu geben, darum sind wir heute zusammen hierher gekommen. Wir sind Deine Unterthanen, reich und von edlen Eltern erzeugt: wähle also einen von uns dreien, welchen Du zum Schwiegersohne haben willst. Der König aber erwiderte: Ihr habt mich zu einer unpassenden Zeit gestört: meine Tochter liegt jetzt den Wissenschaften ob, ist aber aus lauter Liebe zum Studieren unpaß geworden, damit ich jedoch nicht scheine Euch hinhalten zu wollen, so schreibt mir auf Euere Schreibtafeln Euere Namen und die Größe Eueres Erbtheils, die will ich dann meiner Tochter einhändigen, und sie mag dann selbst den wählen, welchen sie haben will. Jene aber thaten also: der König aber nahm, was sie geschrieben hatten, las es, drückte sein Siegel darauf und übergab es mit folgenden Worten dem Apollonius: Meister, nimm diese Papiere und händige sie Deiner Schülerin ein. Apollonius aber nahm sie und brachte sie dem Mägdlein. Als aber die Prinzessin den erblickte, welchen sie liebte, sprach sie: Meister, was giebt es, daß Du allein in mein Gemach trittst? Apollonius aber erwiderte: nimm diese Schreibtafeln, welche Dir Dein Vater sendet, und lies. Das Mägdlein öffnete aber die Schreibtafeln, las die drei Namen ihrer Freier, warf sie auf die Erde, blickte

ihren Apollonius an und sprach zu ihm: Meister Apollonius, thut es Dir nicht leid, daß ich einem Andern zur Ehe gegeben werden soll? Jener aber entgegnete: nein, denn Alles was Dir geschieht, wird auch für mich Ehre und Gewinn seyn. Das Mägdlein aber sprach: Meister, wenn Du mich liebtest, würde es Dir weh thun. Hierauf schrieb sie eine Antwort darunter, versiegelte die Schreibtafel wieder und übergab sie dem Apollonius, daß er sie dem König überbrächte. Sie hatte aber so geschrieben: mein König und theuerster Vater, da mir Deine Huld gestattet hat Dir zu antworten, so schreibe ich Dir jetzt wieder: ich wünsche jenen Schiffbrüchigen zu meinem Ehegemahl zu haben. Als das der König gelesen hatte und die Meinung seiner Tochter nicht verstand, was für einen Schiffbrüchigen sie meine, wandte er sich zu den Jünglingen und sprach zu ihnen: wer von Euch hat Schiffbruch gelitten? Einer aber von ihnen, Namens Ardonius, sprach: ich. Ein anderer aber sagte: daß Dich die Pest treffe und Du nie wieder gesund und wohl werdest, da ich Dich als meinen Gespielen von klein auf kenne und Du niemals aus dem Thore dieser Stadt gegangen bist, daß Du hättest Schiffbruch erleiden können. Als nun der König nicht hatte finden können, wer von ihnen Schiffbruch gelitten hatte, schaute er den Apollonius an und sprach: nimm diese Brieftafel und lies: denn es wäre wohl möglich, daß Du das, was ich nicht verstehe, weißt, da Du dabei warest, als sie schrieb. Apollonius aber nahm das Schreiben, durchlief es schnell und erröthete, als er merkte, daß er geliebt sey. Hierauf sprach der König zu ihm: Apolloni, hast Du den Schiffbrüchigen herausgefunden? Jener sagte aber nur wenig Worte, weil er sich schämte. Hierin konnte man aber recht die Weisheit des Apollonius inne werden,

denn, wie der Weise spricht: Weisheit mangelt beim Schwatzen. Daher sagt der erste Brief Petri im zweiten Capitel: Christus hat Euch sein Vorbild gelassen, daß Ihr sollt nachfolgen seinen Fußtapfen, welcher keine Sünde gethan hat, ist auch kein Betrug an seinem Munde erfunden worden: wie es Johannis am ersten heißt: laßt uns ihm also nachahmen, indem wir nicht Böses reden oder Scheltwort mit Scheltwort vergelten: sondern laßt uns unsere Zunge im Zaume halten, auf daß sie öfter segne, denn fluche: und also wird sie ein Werkzeug seyn zum schnellen Schreiben, das heißt des heiligen Geistes, der uns seine Gaben plötzlich eingießt, wie geschrieben steht: plötzlich erhob sich eine Stimme am Himmel u. s. w. Darum heißt es im zweiten Briefe Petri im ersten Capitel: wer gute Tage sehen will, der halte seine Zunge ab vom Bösen und seine Lippen mögen nicht Betrug reden: das heißt: er darf dieses weder bei sich heimlich murmeln, noch äußerlich einen Fluch ausstoßen: und also kann er sein Leben hier in zeitlichem, in der Zukunft aber in ewiglichem Frieden hinbringen. Denn der erste Friede wird im Ganzen dadurch erhalten, daß der Mensch nicht vermitelst seiner Zunge in böse Scheltworte ausbricht, die seine Nächsten beleidigen, und das ist der Anfang des ewigen Friedens. Daher sagt der Psalmist: im Frieden will ich schlafen und ruhen. Denn gleichwie die Zunge eines guten und friedfertig redenden Mannes durch die Tugend Gottes geleitet wird, also auch die Stimme des Fluchenden durch böse Geister, welche ihm dienen: wie geschrieben steht: in unserem Garten steht ein weißer Dornstrauch, auf welchem die Vögel ausruhen. Unter dem Garten aber müssen wir unsern Mund verstehen, der mit einem doppelten Zaune umgeben ist, nehmlich den Zähnen und Lippen, und

zwar aus keinem andern Grunde, als daß wir unserer Zunge einen Wächter bestellen, auf daß sie nichts Anderes spricht, als was zur Ehre Gottes ist. Ein Dornstrauch aber, der in einem Garten steht, heißt unsere Zunge durch ein Gleichniß, weil sie ein wirklicher Dorn sticht. Also sagt Matthäus im sechsundzwanzigsten Capitel: und flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm auf sein Haupt, also daß das Blut durch die gewaltigen Stiche jener Dornen aus seinem gesegneten Leibe strömte. Also sticht auch der Dorn, welcher Zunge genannt wird, den Menschen, indem er ihm bald seinen guten Namen nimmt, bald von sich lügt, bald Böses, was Andern unbekannt ist, an den Tag bringt, wovor man sich besonders hüten muß. Die Vögel aber, welche auf jenem Dornbusche ausruhen, das sind die Teufel, welche den Menschen vorzüglich zu solchen Fehlern veranlassen, auf daß er ihr Diener werde. Darum werden sie beim jüngsten Gericht also über ihn reden: o Du gerechter Richter, überlasse uns diesen Menschen; er der nicht durch Tugend Dir angehören wollte, ist durch Bosheit jetzt unser geworden. Ein Jeder mag also seine Zunge im Zaume halten, was Cato die erste Tugend nennt. Aber um wieder auf unsere Geschichte zurück zu kommen, wie der König merkte, daß seine Tochter diesen haben wollte, sprach er zu den andern: sobald ich Zeit habe, werde ich zu Euch kommen. Diese aber nahmen Abschied von ihm und gingen ihres Weges. Der König begab sich nun allein zu seiner Tochter hinein und sprach: was für einen Gemahl hast Du Dir auserlesen? Sie aber warf sich ihm mit Thränen zu Füßen und sprach: theuerster Vater, ich will den schiffbrüchigen Apollonius haben. Wie aber der König seine Tochter in Thränen sah, hob er sie auf von der Erde und sprach also zu ihr: süßes Töchterlein, denke

an nichts Anderes, denn Du hast Dir den erkoren, für welchen auch ich gewesen bin, sobald ich ihn nur erblickt hatte. Weil ich nun aber Dein lieber Vater bin, so will ich Deinen Hochzeitstag ohne Verzug festsetzen. Am folgenden Tage wurden nun die Freunde des Königs aus den benachbarten Städten herbeigerufen, und der König sprach zu ihnen: Ihr Lieben, meine Tochter will ihren Lehrer Apollonius heirathen, ich bitte Euch also, daß Ihr Euch des alle freuen möget, weil sich meine Tochter einem so klugen Manne vermählt. Als er so gesprochen hatte, bestimmte er einen Tag zu ihrer Vermählung, sie aber wurde schnell schwanger, und als sie ein Kind unter ihrem Herzen trug, begab es sich, daß sie mit ihrem Manne, dem König Apollonis, am Ufer des Meeres spazieren ging und ein kostbares Schiff erblickte. Apollonius aber erkannte, daß es aus seinem Vaterlande sey, wandte sich also zu dem Schiffsherrn und sprach: wo kommst Du her? Jener aber erwiderte: von Tyrus. Apollonius aber entgegnete: das ist der Name meiner Vaterstadt. Der Andere erwiderte: also bist Du ein Tyrier. Und jener sprach: es ist so, wie Du sagst. Darauf sagte der Schiffherr: kennst Du vielleicht einen Fürsten aus dieser Deiner Vaterstadt, der Apollonius heißt? Ich bitte Dich, daß wo Du ihn auch erblicken magst, Du ihm sagest, er möge sich freuen und gutes Muthes seyn, weil der König Antiochus samt seiner Tochter vom Blitz getroffen worden ist, und die Schätze seines Reiches zu Antiochia für den Apollonius aufbewahrt werden. Wie das Apollonius hörte, sprach er voll Freude zu seiner Gemahlin: ich bitte Dich, laß mich von hier ziehen, um mein Reich in Besitz zu nehmen. Jene aber sprach, indem sie Thränen vergoß: o Herr, wenn Du auf einer weiten Reise wärest, müßtest Du zu

meiner Niederkunft herbeieilen, und jetzt willst Du Dich entfernen, da Du doch bei mir bist: so Du es aber willst, wollen wir zusammen dorthin schiffen. Hierauf ging sie zu ihrem Vater und sprach: o geliebter Vater, freue Dich mit uns, weil der alte König Antiochus samt seiner Tochter durch das Gericht Gottes vom Blitze erschlagen worden ist, seine Schätze aber und seine Krone für uns aufbewahrt werden; erlaube also, daß ich mit meinem Manne dorthin fahren darf. Der König aber freuete sich sehr, ließ Schiffe an's Gestade ziehen und mit allen möglichen Gütern beladen, befahl auch, daß eine Amme Namens Ligozis und eine Wehmutter, der Entbindung seiner Tochter wegen, die Reise mitmachen sollten, gab ihnen die Erlaubniß abzureisen, begleitete sie bis an's Ufer und gab seiner Tochter und seinem Schwiegersohne viele Küsse mit auf den Weg. Als sie aber einige Tage auf dem Meere gewesen waren, da erhob sich ein gewaltiges Ungewitter, und die Prinzessin ward durch die Geburt einer Tochter so schwach, daß sie todt zu seyn schien. Wie das ihre Dienerinnen bemerkten, erhoben sie ein lautes Geschrei und Geheul, Apollonius eilte herbei, und als er seine Gemahlin wie todt daliegen sah, da riß er seine Kleider von seinem Leibe, warf sich unter Thränenströmen über ihren Körper hin und sprach: theures Weib, Tochter des Altistrates, was soll ich Deinem Vater über Dich antworten? Kaum hatte er also gesprochen, so sagte der Steuermann zu ihm: kein Schiff kann einen Leichnam ertragen, befiehl also den Körper in's Meer zu werfen, auf daß wir dem Tode entrinnen können. Apollonius aber sprach zu ihm: was sagst Du, Schändlicher? Du willst also, daß ich diesen Körper in's Meer werfe, der mich, als ich schiffbrüchig und arm war, aufgenommen hat. Er

berief also seine Diener zu sich und sprach: machet einen Sarg mit Oeffnungen und verklebt sie mit Erdharz: hinein aber leget eine bleierne Tafel und befestigt sie darin. Als nun das Behältniß fertig war, legten sie die Prinzessin mit köstlichem Schmuck geziert in den Sarg und eine Menge Gold unter ihrem Kopf; hierauf gab er unter vielen Thränen dem Leichnam einen Kuß, befahl das Kind aufzuziehen und sorgsam zu ernähren, um dem König statt seiner Tochter eine Enkelin zeigen zu können, und gebot unter vielem Weinen den Sarg in's Meer zu senken. Am dritten Tage warf aber die Meeresfluth den Kasten an das Gestade von Ephesus nicht weit vom Hause eines Arztes, Namens Cerimon, der mit seinen Schülern an selbigem Tage am Meeresufer spazieren ging. Als der nun den Kasten, welchen die Wellen an's Land geworfen hatten, vor sich liegen sah, sprach er zu seinen Dienern: hebet diesen Kasten auf und traget ihn aber mit möglichster Behutsamkeit nach meinem Landgute. Als sie das gethan hatten, öffnete ihn der Arzt und erblickte darin ein mit königlichem Schmuck geziertes und sehr schönes Frauenzimmer. Alle aber, die ihre Schönheit erblickten, wunderten sich sehr, denn es war in ihr eine wahrhaft strahlende Schönheit, so daß die Natur an ihr weiter nichts Fehlerhaftes hervorgebracht hatte, als daß sie dieselbe nicht hatte unsterblich werden lassen. Denn ihre Haare waren glänzend wie Schnee, unter ihnen aber thronte die milchweiße Fläche der Stirne, auf der sich auch nicht eine einzige häßliche Runzel zeigte. Ihre Augen aber waren wie zwei kreisende Sterne, an Geschwindigkeit, nicht aber an Entgegenkommen denselben ähnlich, denn sie waren durch einen bescheidenen Blick gefesselt und versprachen die Beständigkeit eines treuen Gemüths. Auch

ihre Augenlider hatte die Natur auf eine reizende Weise mit ihren Augenwimpern in Einklang gebracht; auch ihre Nase bildete eine vollkommen gerade Linie, indem sie auf angenehme Weise die beiden Theile des Gesichts durchschnitt, sie erhob sich aber weder durch allzugroße Länge nach vorn zu, noch war sie durch allzugroße Kürze abgeschnitten, sondern zeigte sich in einem schicklichen Ebenmaße. Ihr Hals, glänzender als die Strahlen der Sonne und mit Halsgeschmeiden verziert, versetzte aller Augen in wunderbares Entzücken. Ihr übriger Körper war aber weder zu klein, noch durch eine allzugroße Fülle strotzend, so daß durchaus Niemand an ihr etwas auszusetzen hatte. Aus ihrer Brust traten aber zwei reizende Aerme, wie Aeste aus dem Stamme eines Baumes hervor, ihre Finger hatten eine verhältnißmäßige Größe, indem der Glanz derselben sogar nicht an dem Ebenmaße der Nägel übersehen war. Da nun aber diese außerordentliche Schönheit durchaus keine Beimischung von irgend etwas Entstellendem duldete, so konnte man dabei auch eine besondere Vollkommenheit ihrer Seele bemerken, da durch die Schöpfung der göttlichen Macht sowohl Handlungen als Körperkraft in einem gehörigen Verhältnisse zu einander stehen müssen, und jegliche That eines Handelnden nur auf einer Vorherbestimmung beruht, so daß alle Schönheit des auswendigen Leibes erst von der innern Schönheit der Seele ausgeht, weshalb man sagt, daß die mannigfaltigen Vorzüge der Gestalt- sich der Masse des Stoffes anpassen. Dieses beste Verhältniß fand aber zwischen dem Körper und der Seele dieser Prinzessin statt. Als nun der Arzt sie wie todt vor sich liegen sah, erstaunte er und sprach: o liebes Mädchen, warum bist Du so verlassen? Er sah aber, daß unter ihrem Haupte eine

Summe Goldes lag, und auf dem Golde eine beschriebene Tafel, und sprach: wir wollen doch sehen, was diese Schreibtafel enthält. Als er sie geöffnet hatte, fand er folgendes darauf geschrieben: wer diesen Sarg findet, den bitte ich, daß er zehn Goldstücke für sich behält, fünf aber auf das Begräbniß dieses Leichnams verwendet; denn dieser Leichnam hat seinen Angehörigen viele Thränen und bittere Schmerzen hinterlassen; so aber Jemand anders thut, als der Schmerz von ihm fordert, der möge des Todes seyn und Niemanden finden, der seinen Leib dem Grabe übergebe. Als nun jener dieses Schreiben durchgelesen hatte, sprach er zu seinen Dienern: laßt uns dem Körper gewähren, was der Schmerz von uns fordert. Alsbald ließ er einen Scheiterhaufen erbauen, allein während man noch damit beschäftigt war, denselben aufzurichten um den Körper darauf zu legen, kam ein junger Schüler des Arztes dazu, der jedoch, was sein Genie anging, ein Greis zu seyn schien. Als dieser den schönen Leichnam auf dem Scheiterhaufen liegen sah, erblickte ihn auch sein Meister und sprach zu ihm: Du kommst zur guten Stunde, denn eben wartete ich auf Dich: nimm diese Flasche mit Salbe und gieße sie, was das Letzte bei dem Begräbniß ist, über den Leichnam. Also trat der Jüngling zu dem Leichnam und zog dessen Gewänder weg, und goß mit seiner Hand die Salbe über den ganzen Körper, fühlte aber dabei Leben am Herzen desselben. Der Jüngling erstaunte, fühlte den Puls, und entdeckte Lebenszeichen; prüfte hierauf die Nasenlöcher und legte seine Lippen auf den Mund des Leichnams und entdeckte Leben, welches noch mit dem Tode rang; hierauf sprach er also zu den Dienern: stecket langsam Fackeln an diese vier Enden, nehmt Euch aber in Acht. Als hierauf das Blut, welches erstarrt war,

flüssig ward, und dieses der Jüngling gewahr wurde, sprach er zu seinem Meister: das Frauenzimmer, welches Du für todt hältst, lebt, und ich will, damit Du mir Glauben beimissest, Dir solches durch einen Versuch beweisen. Als er so gesprochen hatte, hob er die Prinzessin auf und trug sie in sein Schlafzimmer, und legte ihr heißes Oel auf die Brust; hierauf feuchtete er Wolle an und legte sie auf ihren Körper, so daß das Blut, welches innerlich erstarrt war, durch die Wärme wieder zum Fließen kam und der Athem anfing durch ihr Mark zu ziehen; hierauf öffnete er ihr die Adern, sie schlug die Augen auf, holte Athem und sprach, indem sie wieder zu sich kam: wer bist Du? berühre mich nicht anders, als es sich geziemt, denn ich bin die Tochter eines Königs und Gemahlin eines Königs. Als das der Jüngling hörte, ward er voller Freude, begab sich in das Zimmer seines Meisters und sprach zu ihm: siehe, Meister, das Frauenzimmer lebt. Der aber sprach: ich bin mit Deiner Erfahrung zufrieden, lobe Deine Kunst, bewundere Deine Klugheit. Höre von jetzt an sorgfältig auf meinen Rath: sey nie undankbar gegen Deine Kunst. Empfange hier Deinen Lohn, denn dieses Frauenzimmer hat eine große Summe Geldes bei sich gehabt; hierauf befahl er sie mit frischen Kleidern, gesunden Speisen und den besten Stärkungsmitteln zu laben, und nach wenigen Tagen, als er erfahren hatte, daß sie aus königlichem Blute entsprossen sey, rief er seine Freunde zu sich und nahm sie an Kindesstatt an. Sie aber bat ihn flehentlich, daß sie von Niemandem berührt werden möchte und unter den Priesterinnen der Diana dienen dürfe, worauf er sie mit Frauen dahin sandte, auf daß sie daselbst unverletzt bewahrt würde. Indessen segelte Apollonius mit großer Trauer dahin

und landete durch die Führung Gottes zu Tharsus: hier stieg er aus und begab sich in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades, und erzählte ihnen, nachdem er sie begrüßt hatte, alle seine Unglücksfälle, indem er also sprach: zu meinem großen Kummer ist mir meine Frau gestorben, meine Tochter aber erhalten worden, worüber ich mich sehr freue. Darum, so ich mich auf Euch verlassen kann, will ich mein verloren gegangenes Reich, welches mir aufgehoben worden, nicht annehmen, aber auch nicht zu meinem Schwiegervater zurückkehren, dessen Tochter ich auf dem Meere verloren habe, sondern ich will lieber Handelsgeschäfte treiben: Euch aber vertraue ich mein Kind an, daß sie mit Euerer Tochter Philomacia erzogen werde, und meine Tochter den Namen Tharsia erhält. Außerdem wünsche ich, daß Ligozis, die Amme meiner Frau, auch die Sorge für Dein Mädchen noch übernimmt. Mit diesen Worten übergab er dem Stranguilio das Kind, händigte ihm Gold und Silber und eine große Menge Kleider ein, und schwur, er wolle nicht eher sein Haar, seinen Bart und seine Nägel verschneiden, bis er seine Tochter verheirathet habe. Jene aber erstaunten gar sehr, schwuren ihm aber einen schweren Eid, daß sie seine Tochter mit allem Fleiße erziehen wollten. Apollonius bestieg nun ein Schiff und fuhr in ferne Länder. Indessen ward die Jungfrau Tharsia, als sie fünf Jahr alt geworden war, samt der Philomacia, der Tochter jener Leute, die mit ihr von gleichem Alter war, in die Schule geschickt: als sie nun aber das vierzehnte Jahr erreicht hatte, und einstmals aus dem Hörsaale nach Hause kam, fand sie ihre Amme Ligozis von plötzlichem Unwohlseyn ergriffen, setzte sich neben sie und fragte sie um die Ursache ihrer Krankheit. Die Amme aber sprach zu ihr: Gutes

Kind, höre auf meine Worte und bewahre sie in Deinem Herzen. Wen hältst Du für Deinen Vater, oder Deine Mutter, oder Deine Vaterstadt? Das Mädchen aber entgegnete: meine Vaterstadt ist Tharsus, mein Vater Stranguilio und meine Mutter Dyonisiades. Da seufzte ihre Amme und sprach: höre, meine Tochter, die Geschichte Deiner Geburt, damit Du weißt, was Du nach meinem Tode thun mußt. Dein Vater heißt Apollonius, Deine Mutter aber war Lucina, eine Königstochter. Als sie Dich gebar, gab sie ihren Geist auf und starb, Dein Vater Apollonius aber ließ einen Sarg machen und sie mit ihrem königlichen Schmucke in's Meer versenken und legte ihr zwanzig Goldstücke unter das Haupt, damit, wohin sie auch von den Wellen getrieben würde, ihr diese nützen könnten. Das Schiff gelangte nun trotz dem Widerstande der Winde, mit Deinem trauernden Vater und Dir, die Du noch in der Wiege lagst, an diese Stadt, und der Tyrier Apollonius vertraute Dich und mich diesem seinen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades an, und that ein Gelübde, er wolle nicht eher seinen Bart, seine Haare und Nägel verschneiden, als er Dich verheirathet habe. Jetzt rathe ich Dir aber, so nach meinem Tode Deine Gastfreunde, welche Du Deine Eltern nennst, Dir irgend ein Unrecht zufügen, so begieb Dich auf den Markt, wo Du ein Standbild Deines Vaters antreffen wirst, dieses fasse mit Deiner Hand an und rufe laut: ich bin die Tochter des Mannes, den dieses Standbild vorstellt. Die Bürger aber werden sich der Wohlthaten Deines Vaters erinnern und die Dir angethane Beleidigung rächen. Tharsia aber sprach zu ihr: theure Amme, ich rufe die Götter zu Zeugen an, daß, hättest Du mir dieses nicht gesagt, ich gar nicht wissen würde, woher ich

wäre. Während sie aber noch also mit einander sprachen, gab die Amme ihren Geist auf. Tharsia aber beerdigte den Leichnam ihrer Amme und betrauerte ein ganzes Jahr lang ihren Tod; nach diesem aber legte sie ihre frühere vornehme Kleidung wieder an und ging, um sich weiter in den schönen Wissenschaften auszubilden, in die Schule; wenn sie aber aus derselben heraus kam, nahm sie nicht eher Speise zu sich, als bis sie das Grab ihrer Amme besucht hatte: dieses betrat sie aber immer, ein Gefäß mit Wein in der Hand, blieb dort eine Weile und rief ihre Eltern an. Während sie aber dieses that, ging einst Dyonisiades mit ihr und ihrer Tochter Philomacia über den Markt. Alle aber, welche die Zierlichkeit und Schönheit der Tharsia sahen, sprachen: glücklich ist der Vater, dessen Tochter Tharsia ist; die aber, welche an ihrem Arme hängt, ist häßlich und ein wahrer Abschaum. Als aber Dyonisiades das hörte, wie Tharsia gelobt und ihre Tochter getadelt wurde, gerieth sie in Wuth, setzte sich allein für sich hin und dachte bei sich: seitdem ihr Vater von hier weggereist ist, sind einige Jahre in's Land gegangen, er wird nicht wieder kommen, seine Tochter zu holen, hat auch keine Briefe nach ihr geschrieben: ich glaube, er ist todt; ihre Amme ist auch gestorben, ich habe jetzt keine Gegenwehr zu scheuen, und werde meine Tochter mit ihren Kostbarkeiten schmücken. Als sie noch so bei sich dachte, da kam ein Mann von ihrem Landgute, Namens Theophilus, den rief sie zu sich und sprach zu ihm: wenn Du eine Belohnung zu haben wünschest, so tödte mir die Tharsia. Der Meier aber sprach: was hat denn die unschuldige Jungfrau begangen? Jene aber erwiderte: sie ist eine sehr schlechte Person, also darfst Du mir diesen Dienst nicht verweigern: thue, wie ich Dir heiße, und wenn Du

nicht also thust, soll es Dir übel bekommen. Jener aber sprach: Herrin, wie kann das geschehen? Sie aber antwortete: es ist ihre Gewohnheit, sobald sie aus der Schule kommt, nicht eher Speise zu sich zu nehmen, als bis sie in das Grabmal ihrer Amme getreten ist; wenn sie Dich dort mit einem Dolche gerüstet findet, so fasse sie bei den Haaren ihres Scheitels, morde sie und wirf ihren Körper in's Meer: dafür sollst Du Deine Freiheit nebst einer großen Belohnung empfangen. Der Meier nahm also einen Dolch, begab sich unter Seufzern und Thränen nach dem Grabmale und sprach: weh mir, ich verdiene mir die Freiheit nur dadurch, daß ich das Blut jener unschuldigen Jungfrau vergieße. Als nun das Mägdlein aus der Schule kam, trat sie nach ihrer Gewohnheit mit einer Flasche Wein versehen in das Grabmal, der Meier aber stürzte auf sie los, faßte sie bei den Haaren und warf die Jungfrau zu Boden: wie er aber im Begriff war sie zu durchbohren, sprach Tharsia zu ihm: o Theophile, was habe ich Dir oder irgend Jemandem gethan, daß ich jetzt sterben soll? Der Meier aber sprach: Du hast nichts verbrochen, aber Dein Vater, der Dich mit vielem Golde und königlichem Schmucke hier zurückgelassen hat. Darauf sprach das Mädchen zu ihm: Herr, ich bitte Dich, daß, wenn keine Hoffnung mehr für mich da ist, Du mir gestattest meinen Gott anzurufen. Der Meier aber entgenete: bete, denn Gott weiß es, daß ich Dich nur gezwungen tödte. Wie sich aber jene zum Gebet niedergeworfen hatte, kamen Seeräuber herbei und schrieen, als sie jene in Todesgefahr erblickten und sahen, wie ein bewaffneter Mann im Begriff sey, sie zu durchbohren: schone sie, grausamer Barbar, sie ist unsere Beute, der Sieg ist nicht mehr Dein. Als aber jener Solches hörte, flüchtete er sich hinter das Grabmal und

versteckte sich am Gestade, die Seeräuber aber schleppten die Jungfrau fort und begaben sich mit ihr wieder auf's Meer. Hierauf kehrte der Meier wieder zu seiner Herrin zurück und sprach zu ihr: es ist geschehen, wie Du befohlen hast; ich rathe Dir, lege jetzt, wie ich, Trauerkleider an, und wir wollen vor den Augen unserer Mitbürger einige erheuchelte Thränen vergießen und sagen, sie sey an einem schweren Gebreste gestorben. Wie das Stranguilio hörte, da ergriff ihn Furcht und Schrecken und er sprach: gieb mir also ein Trauerkleid, auf daß ich um sie trauern kann, weil ich in ein solches Verbrechen verwickelt worden bin. Weh, was soll ich thun? Der Vater jenes Mädchens hat diese Stadt aus Todesgefahr gerettet, um dieser Stadt Willen hat er Schiffbruch erlitten, seine Güter verloren und Mangel erduldet, und jetzt ist ihm Gutes mit Bösem vergolten worden. Ein grimmiger Löwe hat seine Tochter, welche er mir, um sie zu erziehen, gesandt hatte, verschlungen: weh mir, ich bin verblendet gewesen, jetzt muß ich die Unschuldige betrauern; durch eine schändliche, giftige Schlange habe ich mich überwältigen lassen. Dabei hob er seine Augen gen Himmel auf und sprach: Gott, Du weißt es, daß ich rein bin von Tharsias Blute, fordere es von der Dyonisiades zurück. Dabei schaute er seine Frau an und sprach: auf welche Weise hast Du die Königstochter um's Leben gebracht, Du Feindin Gottes und Schandfleck der Menschheit? Sie aber kleidete sich und ihre Tochter in Trauerkleider und vergossen Thränen, und sprachen zu ihren Mitbürgern: Ihr lieben Mitbürger, wir schreien zu Euch, denn die Hoffnung unserer Augen, Tharsia, die Ihr gesehen habt, ist plötzlich unter Schmerzen gestorben, und hat uns nur Jammer und bittere Thränen hinterlassen, wir aber haben sie auf eine ihrer würdige

Weise bestatten lassen. Hierauf begaben sich die Bürger dahin, wo für die Verdienste ihres Vaters dessen Körper aus Erz dargestellt war, und wo die Bürger der Jungfrau Tharsia für die Wohlthaten ihres Vaters ein ehernes Grabmal errichten ließen. Die nun, welche das Mädchen geraubt hatten, langten bei der Stadt Machilenta an, und das Mägdlein ward unter den übrigen Sclaven zum Verkauf dargestellt. Als aber ein gottloser und unseliger Kuppler von ihr gehört hatte, fing er an sich vorzunehmen, dieselbe zu kaufen. Indessen erblickte sie auch Athanagoras, ein Fürst aus derselben Stadt, und da er ihre Schönheit, Adel und Klugheit gewahr wurde, bot er zehn Goldstücke für sie. Der Kuppler aber sprach: ich will zwanzig geben. Da entgegnete Athanagoras: ich gebe dreißig, und der Kuppler sagte: ich vierzig, Athanagoras aber: ich funfzig, worauf der Kuppler sagte: ich achtzig, und Athanagoras erwiderte: ich neunzig, und der Kuppler sprach: ich will auf der Stelle hundert Goldstücke geben, und fügte noch hinzu: so Jemand mehr bietet, so will ich noch zehn Goldstücke zulegen. Da sprach Athanagoras: wenn ich mit dem Kuppler hier wetteifern wollte, so müßte ich mehrere Sclavinnen verkaufen, um für diese eine zu erhalten, ich will sie ihn also kaufen lassen, und wenn er sie in sein Haus bringen wird, da will ich zuerst zu ihr gehen und ihre Jungfrauschaft rauben, das wird dann gerade so gut seyn, als wenn ich sie selbst gekauft hätte. Kurz sie mußte sich mit dem Kuppler in dessen Sprechzimmer begeben, wo ein goldener und mit Edelsteinen verzierter Priapus aufgestellt war, und hier sprach er zu ihr: Mägdlein, an diesen da richte Dein Gebet. Sie aber versetzte: nimmermehr will ich mein Knie vor einer solchen Gottheit beugen, und fügte hinzu: Herr, bist Du vielleicht

aus Lampsacus? Der Kuppler aber antwortete: weshalb? Und jene sprach: weil die Lamsacener den Priapus anbeten. Da sagte der Kuppler: Unglückliche, weißt Du nicht, daß Du das Haus eines habsüchtigen Wucherers betreten hast? Da warf sich das Mädchen ihm zu Füßen und sprach: o Herr, erbarme Dich meiner Jungfräulichkeit und schände nicht meinen Leib unter einem so schmählichen Namen. Worauf der Kuppler also zu ihr redete: Du weißt nicht, daß bei einem Kuppler und Henker weder Bitten noch Thränen irgend etwas ausrichten. Hierauf rief er den Aufseher seiner Mädchen herein und sprach zu ihm: laß dieses Mägdlein mit kostbaren, ihrem Alter angemessenen Gewändern bekleiden und folgende Ankündigung schreiben: wer die Tharsia zuerst besitzen will, der soll ein halbes Pfund Gold bezahlen, nachher soll sie einem Jeden für einen Goldgülden zu Diensten stehen. Als nun der Aufseher gethan hatte, wie ihm befohlen war, ward sie von dem Kuppler, indem der übrige Haufe seiner Mädchen voranging, drei Tage nachher mit Musik in sein Haus geführt. Der Fürst Athanagoras begab sich indessen mit verhülltem Haupt zuerst in ihr Gemach, allein Tharsia warf sich, als sie ihn erblickte, zu seinen Füßen hin und sprach: Herr, erbarme Dich meiner um Gottes Willen, ich beschwöre Dich im Namen Gottes, beschimpfe mich nicht, bekämpfe Deine Lust und vernimm den Bericht über meine Herkunft und meine unglücklichen Schicksale, und bedenke, von wem ich abstamme. Als sie ihm nun alle ihre Begebenheiten erzählt hatte, da sprach der Fürst bestürzt und von Mitleid gerührt zu ihr: auch ich habe eine Tochter, welche Dir ähnlich sieht und fürchte für sie ein gleiches Schicksal. Mit diesen Worten gab er ihr zwanzig Goldstücke und sprach: hier hast Du mehr, als

der Preis für Deine Jungfrauschaft beträgt, sage Allen, welche hierher kommen, dasselbe, was Du mir gesagt hast, und Du wirst erlöst werden. Da vergoß das Mägdlein Thränen und sagte: ich danke Dir für Deine Gottesfurcht, erzähle aber Niemandem, was Du von mir erfahren hast. Athanagoras aber erwiderte: nur meiner Tochter will ich es erzählen, damit sie nicht, wenn sie ein gleiches Alter erreicht haben wird, ein ähnliches Schicksal erfahre, und entfernte sich Thränen in seinen Augen. Als er aber das Haus verließ, begegnete ihm ein Anderer und sprach: wie hat Dir das Mägdlein gefallen? Der Fürst aber entgegnete: so gut als möglich, sie war aber sehr traurig. Hierauf begab sich der Jüngling in ihr Gemach, und das Mägdlein verschloß nach Gewohnheit die Thüre, worauf der Jüngling zu ihr sprach: wie viel hat Dir der Fürst gegeben? Das Mädchen erwiderte: vierzig Goldstücke, worauf jener sagte: hier ist ein ganzes Pfund Gold. Als das der Fürst von Außen hörte, sagte er: je mehr Du giebst, desto mehr wird sie weinen. Das Mägdlein nahm also die Goldstücken, warf sich jenem zu Füßen und verkündete ihm ihr Unglück, und der Jüngling, Aporiatus genannt, sprach zu ihr: steht auf, Dame, wir sind Menschen, und alle solchen Schicksalen unterworfen. Als er so gesprochen hatte, ging er hinweg, und da er den Athanagoras lachen sah, sprach er zu ihm: ei Du bist ein so großer Mann, und hast doch jetzt Niemanden als mich, dem Du etwas vorweinen kannst. Hierauf schwuren sie, sie wollten ihre Worte keiner Seele verrathen, und schickten sich an die Ankunft Anderer abzuwarten. Es kamen aber Viele, zahlten ihr Geld und verließen sie weinend. Nach diesem aber überreichte sie dem Kuppler das Geld und sprach: hier ist der Preis meiner Jung-

frauschaft. Der Kuppler aber sprach: siehe zu, daß Du mir alle Tage so viel einhändigen kannst. Wie er aber am folgenden Tage hörte, daß sie noch Jungfrau sey, rief er zornig den Aufseher seiner Mädchen und sprach: nimm sie mit Dir und raube ihr ihren jungfräulichen Kranz. Daher sprach der Aufseher also zu ihr: sage mir, ob Du eine Jungfrau bist. Jene aber antwortete: so lange es Gott gefällt, bleibe ich es. Der aber sprach: wo hast Du aber so viel Geld herbekommen? Da entgegnete ihm das Mägdlein: dadurch, daß ich Thränen vergoß, mein Unglück erzählte und die Leute bat, Erbarmen mit meiner Jungfräulichkeit zu haben. Hierauf warf sie sich auch ihm zu Füßen und sprach: erbarme Dich meiner, Herr, stehe einer gefangenen Königstochter bei und entehre mich nicht. Jener aber erwiderte: der Kuppler ist ein habsüchtiger Mensch: ich weiß nicht, ob Du wirst Jungfrau bleiben können. Jene sprach indessen: ich bin in allen freien Künsten unterwiesen worden und kann wie ein Meister auf der Cither spielen: führe mich auf den Markt, wo Du meine Beredtsamkeit vernehmen kannst: ich lege dem Volke Fragen vor, ich werde sie auflösen und täglich durch diese Kunst Geld erwerben. Jener aber versetzte: das ist mir recht. Hierauf lief das ganze Volk zusammen die Jungfrau zu sehen. Jene aber schickte sich an ihre Beredtsamkeit zu zeigen und ließ sich Fragen aufgeben, welche sie alle deutlich löste und auf diese Weise viel Geld vom Volke bekam. Indessen hütete Athanagoras ihre Jungfräulichkeit und bewahrte sie unversehrt, wie seine einzige Tochter, so daß er sie mit vielen Geschenken dem Aufseher wieder übergab. Während aber dieß vorging, kam am Ende des vierzehnten Jahres Apollonius nach der Stadt Tharsis, und in das Haus des Stranguilio und der Dyonisiades:

kaum hatte ihn aber Stranguilio erblickt, als er auch eilenden Laufes fortstürzte und zu seiner Frau Dyonisiades sprach: Du sagtest der schiffbrüchige Apollonius sey todt, siehe jetzt kommt er, um seine Tochter von uns zu fordern, was sollen wir nun über das Mägdlein sagen? Jene aber entgegnete: Mann, ich und Du, wir sind verloren, indessen wollen wir Trauerkleider anlegen und Thränen vergießen, und er wird uns glauben, daß seine Tochter eines natürlichen Todes gestorben ist. Während sie noch darüber mit einander verhandelten, trat Apollonius ein, und als er sie in Trauer gekleidet sah, sprach er: warum weinet Ihr bei meiner Ankunft? ich glaube nicht, daß diese Thränen mich angehen, sondern Euch. Das Weib aber sprach: keineswegs. O wenn doch ein Anderer als ich oder mein Gatte Eueren Ohren zurufen wollte, was ich Euch sagen muß, daß Euere Tochter Tharsia plötzlich verschieden ist. Wie aber das Apollonius hörte, da zitterte sein ganzer Körper, und er blieb lange wie erstarrt stehen, nachher aber kam er endlich wieder zu sich, schaute das Weib an und sprach: wenn meine Tochter todt ist, wie Du sagst, ist denn auch mit ihr ihr Vermögen und ihre Kleider verschwunden. Jene aber erwiderte: Einiges ist da, Anderes weg. Und sie sprachen: glaube uns, denn weil wir dachten, daß Du Deine Tochter am Leben zu finden hofftest, und damit Du wüßtest, daß wir nicht lügen, so haben wir uns darüber ein Zeugniß verschafft, denn unsere Mitbürger, Deiner Wohlthaten eingedenk, haben in der Nähe des Meerufers aus Erz Deiner Tochter ein Denkmal errichtet, welches Du sehen kannst. Apollonius aber, welcher glaubte, daß seine Tochter wirklich gestorben sey, sprach zu seinen Dienern: nehmt das und tragt es auf mein Schiff, Ihr Diener, ich will das Grabmal meiner

Tochter besuchen. Er las aber die Inschrift desselben, wie sie oben geschrieben steht, gerieth ganz außer sich, verfluchte seine Augen und sprach: o ihr grausamen Augen, da Ihr das Grabmal meiner Tochter seht, konntet Ihr keine Thräne vergießen? Mit diesen Worten begab er sich auf sein Schiff und sprach zu seinen Dienern: werft mich, ich bitte Euch, in die Tiefe des Meeres, denn ich wünsche in den Wellen meinen Geist auszuhauchen. Während er aber auf seiner Rückreise nach Tyrus bisher mit günstigem Winde geschifft war, veränderte sich plötzlich das Meer, und sie wurden durch gefährliche Stürme umhergeworfen. Da aber Alle Gott anriefen, gelangten sie zur Stadt Machilenta, wo sich seine Tochter Tharsia befand. Darüber erhob der Steuermann und alle Schiffer ein großes Freudengeschrei, und Apollonius sprach: was für ein freudiges Getöse erreicht meine Ohren? Der Steuermann aber erwiderte: freue Dich, Herr, denn heute feiern wir Deinen Geburtstag. Apollonius aber seufzte und sprach: mögen Alle diesen Tag feiern, nur ich kann es nicht: meinen Dienern muß meine Buße und mein Schmerz genug seyn; ich schenke ihnen zehn Goldstücke, sie mögen kaufen, was sie wollen, und diesen Festtag begehen; wer mich aber rufen oder mir irgend ein Vergnügen machen wird, dem will ich die Beine zerschlagen lassen. Also empfing sein Zahlmeister, was nöthig war, und kehrte wieder auf das Verdeck zurück. Während aber das Schiff des Apollonius zierlicher geschmückt war, als alle übrigen, und besser aussah und die Schiffer ein großes Festmahl hielten, ging Athanagoras, der sich in die Tharsia verliebt hatte, in der Nähe des Schiffes am Gestade spazieren, erblickte das Schiff des Apollonius und sprach: Freunde, sehet, so ein Schiff gefällt mir, denn ich sehe, daß es äußerst

zierlich geschmückt ist. Wie aber die Schiffer ihr Schiff loben hörten, sprachen sie zu ihm: Herr, wir bitten Dich, steige auf unser Schiff. Jener aber entgegnete: recht gern, stieg hinauf und setzte sich lustigen Sinnes unter sie, legte zehn Goldstücke auf den Tisch und sprach: sehet her, Ihr sollt mich nicht umsonst eingeladen haben. Da sprachen sie: Herr, wir bedanken uns. Wie aber der Fürst sah, daß sich Alle gesetzt hatten, sprach er: wer ist der Herr dieses Schiffes? Der Steuermann erwiderte: unser Patron trauert, er liegt im Raume und will sterben, denn er hat auf der See seine Frau und im fremden Lande seine Tochter eingebüßt. Da sprach Athanagoras zu einem seiner Sclaven, Namens Ardalius: ich will Dir zwei Goldstücke geben, gehe hinab und sage ihm: der Fürst dieser Stadt läßt Dich ersuchen, hier aus dem Dunkel hinauf zu ihm an's Tageslicht zu kommen. Der Jüngling aber sprach: ich kann für Deine Goldstücke meine Beine mir nicht wieder ganz machen, suche Dir einen Andern, denn er hat befohlen, Jedem die Beine zu zerschlagen, der ihn rufen würde. Athanagoras aber sprach: dieses Gebot gilt für Euch, nicht für mich, ich aber will hinabgehen, saget mir nur, wie er sich nennt. Jene aber erwiderten: Apollonius. Wie er den Namen gehört hatte, sprach er bei sich: auch Tharsia nannte ihren Vater Apollonius. Hierauf stieg er zu ihm hinab, und als er sah, daß sein Bart lang herab fiel und sein Haar verworren und struppig um ihn hing, sprach er mit leiser Stimme zu ihm: sey gegrüßt, Apollonius. Wie aber Apollonius dieses hörte und glaubte, daß ihm einer seiner Sclaven bei'm Namen rufe, schaute er mit finsterer Miene auf, da er aber einen unbekannten, anständigen und fein gekleideten Mann erblickte, schwieg er. Darauf sprach der

Fürst zu ihm: ich weiß, daß Du Dich wundern wirst, warum ich, der ich Dir unbekannt bin, Dich bei Deinem Namen rufe: vernimm aber, daß ich der Fürst dieser Stadt bin und Athanagoras heiße: ich stieg zum Meeresufer hinab, um mir die dort liegenden Schiffe anzusehen, und sah, wie das Deinige vor den übrigen zierlich geputzt war, und sein Anblick gefiel mir; ich ward hierauf von Deinen Matrosen eingeladen zu ihnen zu kommen, stieg hinauf und setzte mich fröhlichen Muthes mit ihnen zu Tische: da fragte ich nach dem Herrn des Schiffes, und da sie mir sagten, er lebe in großer Traurigkeit, so stieg ich zu Dir hinab, um Dich aus diesem finstern Orte mit hinauf an's Licht zu nehmen, hoffe auch, daß Dir Gott nach Trauer Freude gewähren wird. Apollonius aber richtete seinen Kopf in die Höhe und sprach: Herr, wer Du auch bist, gehe hin in Frieden, ich aber bin ich nicht werth zu schmaußen, will also auch nicht mehr leben. Hierauf stieg Athanagoras bestürzt wieder auf das Verdeck des Schiffes und sprach: ich bin nicht im Stande Eueren Herrn zu überreden, daß er wieder an's Tageslicht kommt, ich will aber doch machen, daß er von seinen Todesgedanken abgebracht wird. Hierauf rief er einen von seinen Sclaven und sprach zu ihm: gehe hin zu dem Kuppler und bitte ihn, er solle mir die Tharsia zusenden, denn sie ist klug und hat eine angenehme Stimme: vielleicht kann sie ihn dahin bringen, daß ein solcher Mann nicht sein Leben auf solche Weise endet. Das Mägdlein kam also auf das Schiff, und Athanagoras sprach zu ihr: komm her zu mir Tharsia, denn hier kannst Du Deine Kunst zeigen, damit Du den Herrn dieses Schiffes, der unten im Finstern sitzt, tröstest, und ihn veranlassest wieder herauf an's Sonnenlicht zu kommen, denn er trauert um seine Gemahlin

und Tochter. Gehe zu ihm, auf daß er wieder herauf zu uns komme, vielleicht wird Gott durch Dich seine Trauer in Freude verkehren. So Du das thun kannst, will ich Dir dreißig Goldstücke und eben so viel Silber geben, und Dich binnen dreißig Tagen von dem Kuppler loskaufen. Wie das Mägdlein dieses hörte, ging sie muthig hinab, begrüßte ihn demüthig und sprach: sey mir gegrüßt, wer Du auch bist, freue Dich und wisse, daß eine unschuldige Jungfrau, die ihre Jungfrauschaft und Keuschheit bei allen Unglücksfällen unversehrt erhalten hat, Dich begrüßt. Hierauf begann sie mit Spiel und Gesang so lieblich ihn zu ergötzen, daß Apollonius sich verwunderte, und fragend sprach sie, wie folgt: mitten unter Buhlerinnen schreite ich einher und bin doch keine, so läßt sich auch die Rose durch keine Dornen verletzen: mein Entführer stürzte von dem Hiebe eines Schwertträgers zu Boden; obgleich einem Kuppler überliefert, ist doch meine Schaamhaftigkeit nicht verletzt worden. Die Wunden meiner Seele würden aufhören und meine Thränen trocknen, Keinem würde wohler seyn als mir, wenn ich meine Eltern kennte, nur das weiß ich, daß ich ihr einziges Kind und aus königlichem Geschlechte bin, ich selbst, glaube ich, werde einst noch, wenn Gott es will, wieder froh werden, laß jetzt die Thränen und gieb Deine Bekümmerniß auf, zeige dem Himmelsgewölbe wieder Dein Gesicht und wende Deinen Geist zu den Gestirnen, denn Gott ist der Schöpfer, Regierer und Erhalter der Menschen: er wird nicht zulassen, daß Deine Thränen vergeblich gewesen sind. Darauf schlug Apollonius seine Augen auf, und als er das Mägdlein gewahr wurde, seufzte er und sprach: weh mir Unglücklichen, so lange ich noch mit meinem Schicksale ringen werde, danke ich Dir und Deiner Weis-

heit und Edelsinn. Nimm das dafür als Vergeltung, daß ich Deiner eingedenk seyn will, so lange ich mich noch freuen kann, und die Kräfte meines Reiches mich erhalten. Vielleicht bist Du, wie Du gesagt hast, aus königlichem Blute, und wirst wieder zu Deinen Eltern kommen, nimm aber jetzt hundert Goldstücke, entferne Dich und rufe mich nicht mehr, denn da meine noch frische Trauer durch die Erwähnung Deines Unglücks wieder aufgefrischt worden ist, vergehe ich. Das Mägdlein aber nahm die hundert Goldstücke und schickte sich an wegzugehen, Athanagoras aber sprach zu ihr: wo gehst Du hin Tharsia? Du hast vergebens Dich abgemüht, konntest Du sein Mitleid nicht erregen und dem Manne, der sich umbringen will, beistehen? Tharsia aber entgegnete: ich habe Alles gethan, was ich konnte, er hat mir aber hundert Goldstücke gegeben und mich gebeten, mich zu entfernen. Da sprach Athanagoras: ich will Dir zweihundert geben, gehe aber wieder hinab, gieb ihm die, welche er Dir geschenkt hat, wieder, und sprich zu ihm: ich wünsche Deine Erhaltung, nicht Dein Geld. Hierauf begab sich Tharsia wiederum hinab, setzte sich neben ihn und sprach: wenn Du einmal darauf bestehst, in dieser Trauer zu verharren, so erlaube mir wenigstens mit Dir zu reden. Wenn Du ein Räthsel, welches ich Dir aufgeben will, lösen kannst, so will ich gehen, wenn Du aber auch dieses nicht willst, so will ich Dir Dein Geld zurückgeben und mich entfernen. Darauf sprach Apollonius, um das Geld nicht wiedernehmen zu müssen, aber auch die Rede des klugen Mägdleins nicht von sich zu weisen: obgleich ich in meinem Elende keine andere Sorge habe, als wie ich weinen und klagen kann, so sage dennoch, damit ich Deiner zierlichen Weisheit nicht verlustig gehe, was Du mich fragen willst, und gehe

sodann Deiner Wege: denn ich bitte Dich, daß Du meinen Thränen Raum giebst. Da sprach Tharsia: es giebt ein Haus auf Erden, das, obwohl zugeschlossen, doch immer wieder aufspringt, das Haus giebt aber einen Wiederhall von sich, und doch sind seine Gäste still und geben keinen Laut von sich, Beide aber, Gäste und Haus, laufen neben einander; so Du nun ein König bist, wie Du sagst, mußt Du auch weiser als ich seyn, löse mir also das Räthsel auf. Da sprach Apollonius: damit Du nicht glaubst, daß ich gelogen habe, so wisse, daß das Haus, welches auf dem Lande wiederklingt, die Wellen sind, die Gäste aber die stummen Fische, welche mit ihrem Hause dahin laufen. Jene aber versetzte: ich bin lang und schnell und die Tochter des schönen Waldes, umgeben von einer unzähligen Schaar von Begleitern, ich durchwandle viele Straßen, lasse aber keine Spuren zurück. Da entgegnete Apollonius: wenn es ginge, wollte ich Dir Vieles zeigen, was Du nicht weißt, wenn ich auf Deine Fragen geantwortet haben werde: demohngeachtet aber wundere ich mich, daß Du in so zartem Alter mit so bewunderungswürdiger Klugheit begabt bist. Der Baum nehmlich, welche von vielen Schaaren von Begleitern begleitet ist, viele Straßen durchwandelt und doch keine Spur zurück läßt, ist ein Schiff. Da fügte das Mägdlein hinzu: es geht unschuldig durch Gewölbe und Häuser, in der Mitt ist große Hitze, die Niemand zu entfernen sucht, das Haus ist selbst nackt, aber doch paßt für dasselbe nur ein nackter Gast, und wenn Du Deine Trauer ablegen wolltest, könntest Du ohne Schaden in das Feuer hineingehen. Da antwortete Apollonius: ich würde dann in ein Bad treten, wo hier und da Flammen durch das Getäfel schlagen, nackt ist das Haus, in welchem nichts ist, nackte Gäste nur passen für

dieses und nackt sollen sie daselbst schwitzen. Wie aber das Mägdlein Solches und Aehnliches redete, warf sie sich über den Apollonius, breitete ihre Arme aus und umarmte ihn mit folgenden Worten: erhöre die Stimme der Dich Anflehenden, schau mich Jungfrau an, denn es ist gottlos, daß ein Mann von so großer Klugheit sterben soll: wenn Dir Gott durch seine Gnade die Gemahlin, nach der Du so großes Verlangen trägst, wieder giebt, wenn Du die Tochter, welche Du für todt ausgiebst, wieder finden kannst, so mußt Du, um Dich darüber freuen zu können, am Leben bleiben. Als aber Apollonius diese Worte vernahm, gerieth er in Wuth, sprang auf und stieß das Mägdlein mit dem Fuße weg, die Jungfrau aber stürzte von diesem Stoße zu Boden, und von ihrer aufgerissenen Backe strömte Blut herab, sie fing daher bestürzt an zu weinen und sprach: o Gott, Du Erbauer des Himmelsgewölbes, siehe mein Bekümmerniß: ich bin unter Wellen und Wogen des Meeres geboren, meine Mutter ist von Schmerzen zerrissen gestorben, ein Grab auf dem festen Lande ist ihr verweigert worden, sondern sie wurde nur von meinem Vater geschmückt in einen Sarg gelegt und mit zwanzig Goldstücken dem Meere übergeben; ich Unglückliche aber bin von meinem Vater mit Schmuck und königlichen Gewändern seinem gottlosen Gastfreunde, dem Stranguilio und der Dyonisiades überliefert worden, und sie befahlen einem ihrer Sclaven mich zu tödten: endlich hat dieser auf mein Bitten, die Götter vor meiner Ermordung noch einmal anrufen zu dürfen, mir dieses zugestanden, und da Seeräuber inzwischen hinzukamen, bin ich von diesen entführt worden, während der, welcher mich tödten wollte, entfloh, man hat mich an diesen Ort gebracht, und Gott mag mich nun, so es ihm gefällt, meinem

Vater Apollonius zurückgeben. Als aber Apollonius alle diese so sichern Merkmale gewahr ward, rief er mit lauter Stimme folgende Worte aus: o Herr, Du Allerbarmer, der du den Himmel und die Tiefen durchschaust und alle Geheimnisse an den Tag bringst, gesegnet sey Dein Name. Als er so gesprochen hatte, fiel er seiner Tochter Tharsia in die Arme, küßte sie voller Freude, weinte vor Wollust bitterlich und sprach: o meine süße einzige Tochter, Du Hälfte meiner Seele, Dir zu Gefallen will ich nun nicht sterben, denn ich habe die wieder gefunden, wegen der ich mir den Tod geben wollte. Hierauf rief er mit lauter Stimme: eilet herbei, Ihr Diener, laufet Ihr Freunde, kommt Alle herzu und macht meinem Jammer ein Ende, denn ich habe meine einzige Tochter, die ich verloren hatte, wieder gefunden. Als aber die Diener sein Geschrei vernahmen, liefen sie hinab, mit ihnen lief auch der Fürst Athanagoras hinunter, und als sie im Schiffsraume angelangt waren, fanden sie ihn vor Freude weinend am Halse seiner Tochter und also sprechend: hier ist die zweite Hälfte meiner Seele, meine Tochter, die ich betrauerte, nun will ich wieder leben; Alle aber weinten vor Freude mit ihm. Hierauf richtete sich Apollonius auf, warf seine Trauerkleider ab, kleidete sich in reine Gewänder, und Alle sprachen: o Herr, wie ähnlich ist Euch Euere Tochter! hätten wir auch kein anderes Zeugniß dafür, schon ihre Aehnlichkeit würde hinreichen zu beweisen, daß sie Deine Tochter ist. Hierauf küßte das Mägdlein ihren Vater drei bis vier Male und sprach: o mein Vater, gelobt sey Gott, daß er mir diese Gnade erwiesen hat, daß ich Dich sehen, mit Dir leben und mit Dir sterben kann; und nun erzählte sie, wie sie von dem Kuppler erworben und in ein Freudenhaus gebracht worden sey, und wie Gott ihre Jungfräulich-

keit beschützt habe. Als das Athanagoras hörte, fürchtete er, jener möchte seine Tochter einem Andern zur Frau geben, warf sich also dem Apollonius zu Füßen und sprach: ich beschwöre Dich bei dem lebendigen Gott, der Dich als Vater Deiner Tochter zurückgegeben hat, gieb Deine Tochter keinem Andern als mir zur Ehe, denn ich bin der König dieser Stadt und durch meine Beihülfe ist sie Jungfrau geblieben und unter meiner Führung hat sie Dich als ihren Vater erkannt. Darauf antwortete ihm Apollonius: ich darf Dir nicht entgegen sein, da Du Vieles für mein Kind gethan hast, ich wünsche also, daß sie Deine Gemahlin werden möge, es ist also bloß noch übrig, daß ich Rache an dem Kuppler nehme. Sogleich begab sich Athanagoras in die Stadt, rief die Bürger zusammen und sprach: nicht möge die ganze Stadt um eines Gottlosen Willen untergehen, wisset, daß der König Apollonius, der Vater der Tharsia, hier angelangt ist, sehet, seine Flotte eilt mit einem großen Heere herbei, um die Stadt wegen eines Kupplers ,zu zerstören, der seine Tochter Tharsia in sein Hurenhaus gebracht hatte. Alsbald entstand ein Zusammenlauf und eine solche Bewegung unter dem Volke, daß weder Männer noch Weiber zurückblieben, sondern alle zum Apollonius hinliefen, um ihn zu sehen und um Erbarmen anzuflehen. Athanagaros aber sprach: ich rathe, daß der Kuppler, auf daß nicht die ganze Stadt zerstört werde, vor ihn geführt wird: alsbald ward er ergriffen und mit auf den Rücken gebundenen Händen vor den König Apollonius gebracht; der aber legte ein königliches Gewand an, setzte sein Diadem auf seinen abgeschornen Kopf, bestieg mit seiner Tochter den Richterstuhl und sprach zu den Bürgern: Ihr sehet hier die Jungfrau Tharsia, welche heute von ihrem Vater wieder erkannt worden ist: jener schändliche

Kuppler bereitete ihr aber, wie groß seine Verdorbenheit ist, ewige Schande, und wollte weder durch ihre Freunde, noch ihre Bitten, noch für Geld sich von seiner Absicht abbringen lassen: rächet also meine Tochter. Hierauf sprachen Alle mit einer Stimme: Herr, der Kuppler soll lebendig verbrannt und seine Schätze dem Mägdlein gegeben werden. Sogleich ward der Kuppler gebracht, und vor den Augen Aller auf einen Scheiterhaufen gestellt und ganz zur Asche verbrannt, Tharsia aber sprach zu seinem Vogte: ich schenke Dir die Freiheit, denn durch Deine und Deiner Mitbürger Gütigkeit bin ich eine Jungfrau geblieben, und damit schenkte sie ihm zweihundert Goldstücke und die Freiheit. Auch allen den andern Mädchen, die sich ihr vorstellten, gab sie die Freiheit und sprach zu ihnen: macht Euch von nun an frei von dem Gedanken an das, was Ihr bisher mit Euerem Leibe gethan habt. Hierauf sprach Apollonius zu dem Volke: um Euch meinen Dank für die Wohlthaten, die Ihr mir und meiner Tochter gethan habt, zu beweisen, schenke ich Euch funfzig Pfund Goldes. Diese aber neigten ihre Häupter, um ihm ihren Dank darzubringen, alle Bürger aber errichteten in der Mitte der Stadt ein Standbild des Apollonius und gruben auf das Fußgestell desselben ein: dem Apollonius von Tyrus, dem Wiederhersteller unserer Häuser, und der heiligen Jungfrau, seiner Tochter, der Tharsia. Wenige Tage nachher gab Apollonius zur Freude der ganzen Stadt seine Tochter dem Athanagoras zur Frau und segelte mit seinem Schwiegersohn und seiner Tochter ab, um nach Tharsus seiner Vaterstadt zu gehen, ward aber im Traume von einem Engel aufgefordert, sich nach Ephesus zu begeben und mit seiner Tochter und seinem Schwiegersohne in den Tempel der Epheser zu gehen, dort solle er laut alle

seine Schicksale erzählen, was er von seiner Jugend auf erlitten hätte, wie er nochmals nach Tharsus gekommen sey und seine Tochter gerächt habe. Apollonius aber erzählte bei seinem Erwachen dieses Alles seinem Schwiegersohne und seiner Tochter wieder, jene aber sprachen: thue Herr, was Dir gut scheint. Hierauf befahl er dem Steuermann nach Ephesus zu fahren, und als er daselbst gelandet war, begab er sich mit den Seinigen nach dem Tempel, wo seine Gemahlin auf heilige Weise unter den dasigen Priesterinnen lebte, und bat, man möchte ihm den Tempel öffnen, was auch geschah. Als aber seine Gemahlin hörte, daß ein König mit seiner Tochter und Eidam gekommen sei, schmückte sie ihren Kopf mit königlichen Edelsteinen, kleidete sich in ein Purpurgewand und begab sich mit einem anständigen Gefolge in den Tempel. Sie war aber sehr reizend, und wegen ihrer so großen Liebe zu einem keuschen Lebenswandel, versicherten Alle, es gäbe keine so reizende Jungfrau, wie sie. Als sie aber Apollonius erblickte, erkannte er sie nicht und warf sich ihr nebst seiner Tochter und seinem Schwiegersohne zu Füßen. Es lag aber in ihr eine solche glänzende Schönheit, daß sie Allen, welche sie schauten, selbst wie ein Diadem vorkam. Apollonius legte nun in dem Tempel kostbare Geschenke nieder, und begann nach Diesem zu reden, wie es ihm der Engel befohlen hatte: ich bin von meiner Kindheit an ein geborner König gewesen, stamme von Tyrus und heiße Apollonius: wie ich aber zu jeglicher Weisheit gelangt war, habe ich ein Räthsel des gottlosen Königs Antiochus gelöst, um seine Tochter zur Frau zu bekommen, er aber hat sie selbst entehrt und bei seiner Gottlosigkeit erhalten, mich aber zu ermorden gesucht. Nach Diesem habe ich mich auf die Flucht begeben, allein auf der See

Alles verloren, indessen bin ich nachher vom König Altistrates auf's Wohlwollendste aufgenommen worden, und habe seine Güte so weit erfahren, daß er mir sogar seine Tochter zur Gemahlin gab. Hierauf habe ich, als Antiochus mittlerweile gestorben war, meine Frau mit mir genommen, um mein Reich in Besitz zu nehmen, diese hat mir auf dem Meere diese meine Tochter geboren, ist aber an der Entbindung gestorben, und ich habe sie mit zwanzig Goldstücken in einem Sarge verschlossen und in's Meer hinab gelassen, auf daß sie, wenn man sie fände, anständig beerdigt werden könnte. Dann habe ich diese meine Tochter den nichtswürdigsten Menschen anbefohlen, um sie zu erziehen, und habe mich nach dem obern Theile von Aegypten begeben. Wie ich nun nach vierzehn Jahren erschien, um meine Tochter von ihnen zu fordern, sagten sie, sie sey gestorben, und indem ich ihnen Glauben beimaß, habe ich in Kummer und Trauerkleidern gelebt, und gewünscht zu sterben, bis mir meine Tochter wieder zurückgegeben wurde. Während er aber Dieses und Aehnliches erzählte, richtete sich seine Gemahlin, die Tochter des Königs Altistrates auf, riß ihn an sich und umarmte ihn, indem sie ihn küssen wollte, Apollonius aber stieß sie mit Unwillen von sich, weil er nicht wußte, daß sie seine Gattin sey. Jene aber sprach mit Thränen: o mein Herr, mein zweites Ich, warum handelst Du also an mir? Ich bin ja Dein Weib, die Tochter des Königs Altistrates, und Du bist Apollonius von Tyrus, mein Mann und mein Eheherr: Du bist mein Schiffbrüchiger, den ich nicht um fleischlicher Lust Willen, sondern seiner Weisheit wegen geliebt habe. Als das Apollonius hörte, erkannte er sie gleich, fiel ihr um den Hals und vergoß Freudenthränen, indem er also sprach: gelobet sey der Höchste, der mir meine Frau

und Tochter wieder zugeführt hat. Jene aber sagte: wo ist meine Tochter? Er selbst aber wieß auf die Tharsia und sprach: das ist meine Tochter Tharsia. Sie aber küßte sie, und also ward, sowohl in der Stadt als in der Umgegend, zur großen Freude Aller bekannt, wie der König Apollonius seine Gemahlin in dem Tempel wieder gefunden habe. Hierauf bestieg Apollonius mit seiner Frau und Tochter und seinem Eidam ein Schiff und segelte wieder nach seiner Vaterstadt. Wie nun also Apollonius nach Antiochia kam, nahm er die ihm aufgehobene Regierung an, und begab sich sodann nach Tyrus, nachdem er seinen Schwiegersohn Athanagoras zu seinem Stellvertreter eingesetzt hatte. Hierauf zog er mit seinem Schwiegersohne, seiner Gemahlin und Tochter und einem königlichen Heere nach Tharsus, ließ die Dyonisiades und den Stranguilio greifen und vor sich führen, und redete hierauf alle Anwesenden also an: Ihr Bürger von Tharsus, habe ich mich irgend einem unter Euch unangenehm gemacht? Alle aber riefen: Nein, Herr, wir sind bereit für Euch zu sterben, diese Bildsäule ist darum gesetzt worden, weil Ihr uns vom Tode errettet habt. Apollonius sprach nun: ich habe meine Tochter dem Stranguilio und seiner Frau Dyonisiades anvertraut, allein sie haben mir dieselbe nicht zurück geben wollen. Das unglückliche Weib rief: guter Herr, hast Du nicht die Inschrift ihres Grabmals gelesen? Da ließ Apollonius seine Tochter vor das Angesicht aller Anwesenden treten, und Tharsia fluchte dem Weibe und sprach: Heil Dir, Tharsia, die von den Todten auferweckt worden ist, bringt Dir ihren Gruß. Als sie aber das elende Weib erblickte, zitterte sie am ganzen Leibe, die Bürger aber wunderten und freueten sich. Hierauf ließ Tharsia den Meier holen und sprach zu ihm: Theo-

phile, Du kennst mich, antworte jetzt mit lauter Stimme, wer hat Dich veranlaßt mich zu ermorden? Der Meier aber entgegnete: meine Gebieterin, die Dyonisiades. Darauf ergriffen die Bürger den Stranguilio und die Dyonisiades, schleppten sie zur Stadt hinaus und steinigten sie. Da sie aber auch den Theophilus tödten wollten, entriß ihn Tharsia dem Tode, indem sie also sprach: hätte er mir nicht Zeit zum Beten gelassen, würde ich ihn jetzt nicht beschützen. Hierauf gab Apollonius den Bürgern viele Geschenke, um ihre Stadt zu verschönern, und hielt sich drei Monate lang bei ihnen auf, dann aber schiffte er nach der Stadt Penthapolis, begab sich auf das Stadthaus und besuchte voller Freuden den König Altistrates. Mittlerweile war dieser aber alt geworden und sah seine Tochter und Enkelin mit ihrem Gemahl ein ganzes Jahr lang mit Vergnügen bei sich, und so lange blieben sie auch beisammen, nachher aber starb er, als seine Zeit vollendet war, nachdem er zuvor die eine Hälfte seines Reiches dem Apollonius, die andere aber seiner Tochter übergeben hatte. Als nun aber Alles vollendet war, und Apollonius einst am Gestade des Meeres lustwandelte, erblickte er den Fischer, welcher ihn nach seinem Schiffbruche aufgenommen hatte, und befahl ihn zu greifen und nach seinem Palaste zu führen. Wie sich aber der Fischer von Soldaten gepackt sah, meinte er, die Stunde seines Todes sey gekommen, allein Apollonius trat bald darauf auch in den Palast und ließ ihn vor sich bringen, indem er also zu ihm sprach: das ist mein Brautwerber, der mich nach meinem Schiffbruch unterstützt und mir den Weg nach dieser Stadt gezeigt hat. und sagte zu ihm: ich bin Apollonius von Tyrus. Hierauf ließ er ihm zweihundert Goldstücke, Sclaven und Mägde geben, und nahm ihn, so lange

er noch lebte, unter seine Begleiter auf. Da warf sich auch Elamitus, der ihm zuerst die Nachricht vom Antiochus hinterbracht hatte, ihm zu Füßen und sprach zu ihm: erinnere Dich, o Herr, Deines Knechtes Elamitus. Apollonius aber nahm ihn bei der Hand, hob ihn auf, machte ihn zu einem reichen Manne und ordnete ihn seinem Gefolge bei. Als aber Apollonius alles Dieses zu Ende gebracht hatte, zeugte er noch mit seiner Frau einen Sohn, welchen er an der Stelle seines Großvaters Altistrates zum König einsetzte. Es lebte aber Apollonius mit seiner Gemahlin noch vierundachtzig Jahre und regierte Antiochia und Tyrus, und die Tyrier in Ruhe und Glück, schrieb aber seine Begebenheiten selbst auf, und füllte mit ihnen zwei große Rollen an, von denen er eine in dem Tempel zu Ephesus, die andere in seiner Bibliothek niederlegte: endlich aber starb er und gelangte zum ewigen Leben, zu welchem auch wir kommen mögen. Amen.

Hundertundvierundfünfzigstes Capitel.

Vom himmlischen Vaterland.

Gervasius erzählt, daß in der Stadt Edessa wegen des dort befindlichen Bildes Christi kein Ketzer leben kann, auch kein Heide, kein Götzendiener oder Jude. Allein auch die Barbaren können nie in diesen Platz eindringen, denn wenn ein feindliches Heer im Anzuge ist, tritt ein unschuldiges Knäblein über das Stadtthor und liest den Brief ab, und an demselbigen Tage, wo jener Brief Christi abgelesen wird, werden die Barbaren entweder besänftigt, oder laufen wie Weiber davon.

Hundertundfünfundfünfzigstes Capitel.

Von der Weise des Kampfes gegen den Teufel bei Christi Leiden.

In England liegt, wie Gervasius erzählt, an den Grenzen des Bisthums Elie eine Burg, die den Namen Cathubica führt, und ein klein Stück weiter unter demselben befindet sich ein Ort, den man Wandlesburg nennt, weil die Vandalen, als sie die einzelnen Theile Britanniens durch ein greuliches Morden der Christen verheerten, daselbst ihr Lager aufgeschlagen haben. Wie sie nun ihre Zelte am Gipfel eines dort befindlichen Hügels errichtet hatten, umgaben sie die ganze Ebene in der Runde mit einem Walle, so daß nur ein einziger Eingang, wie ein hohes Portal, um auf dieselbe zu gelangen, offen blieb. Wenn nun auf dieser Ebene, wie von grauem Alterthume her eine Sage geht, die in Aller Munde ist, in einer stillen Nacht beim Mondenschein ein Krieger laut ruft, daß ihm ein Anderer entgegen kommen solle, dann zeigt sich ihm gleich gegenüber ein Ritter, der sich zum Zusammenrennen gerüstet hat, und in dem Zusammenstoße der Rosse hebt derselbe entweder seinen Gegner aus dem Sattel, oder wird selbst zu Boden geworfen. Gleichwohl aber reitet der Ritter nur allein in die Oeffnung des Walles hinein, und kann von da aus Alles, was auswendig vorgeht, wohl übersehen. Um nun dieser Sache, welche wirklich also vorgeht und vielen Personen bekannt ist, Glauben zu verschaffen, will ich hier beifügen, was ich darüber von den Einwohnern und Eingebornen vernommen habe. Es lebte vor einiger Zeit in Oberbritannien ein Ritter,

Namens Albertus, ein äußerst taferer und kriegskundiger, und auch übrigens mit allen Tugenden gezierter Mann. Dieser kam eines Tages in jene genannte Burg als Gast, und da bei dem rauhen Winterwetter Abends nach Tische die Familie des reichen Schloßherrn sich am Heerde, wie es die Sitte der Großen ist, mit Erzählung alter Begebenheiten unterhielt, ward zuletzt auch von einem der hier Geborenen dieses wunderbare Ereigniß berichtet. Dieser tapfere Mann nun, um sich von dem, was er mit seinen Ohren vernommen hatte, auch durch eigene Erfahrung zu überzeugen, wählte sich einen von den adligen Schildknappen, der sich daselbst befand, zum Begleiter aus, und begab sich an jenen Ort. Als ihm aber der Platz gezeigt worden war, und der geharnischte Ritter sich demselben genähert hatte, ritt er den Hügel hinan und begab sich hierauf, nachdem er den Edelknaben entlassen hatte, allein auf jenes Feld. Nun rief der Ritter laut aus, er wünsche einen Gegner zu finden, und auf seinen Ruf kam von der entgegengesetzten Seite ein Mann, der wie ein Ritter aussah, angesprengt. Kurz sie hielten ihre Schilde vor, legten ihre Speere ein und rannten auf ihren Rossen gegen einander, und die Reiter wurden bald durch ihre gegenseitigen Stöße zum Wanken gebracht, endlich aber zersplitterte die Lanze des Andern, nachdem er einen vergeblichen Stoß gethan hatte, und Albertus brachte diesen seinen Gegner durch einen gewaltigen Anlauf zum Fallen. Dieser war aber kaum niedergestürzt, als er auch wieder ohne Verzug aufsprang und während Albertus sich umsieht, um das Roß seines Gegners als Kampfpreis zu fangen, seinen Speer wieder an sich zieht, und ihn wie einen Wurfspieß nach dem Albertus schleudert, und dessen Hüfte durch diesen furchtbaren Wurf durchbohrt. Unser Ritter dagegen, der entweder aus Freude

über seinen Sieg weder Wurf noch Wunde fühlte, oder auch nur den Schmerz verbiß, verläßt, da mittlerweile sein Gegner verschwunden war, als Sieger den Kampfplatz, und übergiebt dem Schildknappen das erbeutete Roß, welches von hohem Bau, schlankem und gewandtem Körper und äußerlich sehr schön war. Als aber der Ritter wieder nach dem Schlosse zurückkehrte, kam ihm das ganze Burggesinde entgegen, wunderte sich über die Begebenheit, freute sich, daß der feindliche Ritter niedergeworfen worden war, und prieß die Tapferkeit des edlen Barons. Als aber derselbe seine eisernen Beinschienen abschnallte, fand er die eine ganz mit geronnenem Blute angefüllt. Alle Anwesenden entsetzten sich über die Wunde, allein der Ritter erzürnte sich über ihre Furcht. Jetzt lief aber das ganze Volk, welches bisher der Schlaf gefesselt hatte, von dem Lärme aufgeweckt herbei, und ihre erwachende Verwunderung veranlaßte sie bald das Stillschweigen zu brechen, denn als Zeuge seines Triumphs ward das Roß aufgezäumt dem Anblicke Aller ausgesetzt gehalten mit seinen feuersprühenden Augen, hohem Nacken, schwarzen Mähnen und Rittersattel. Kaum hatte sich aber der erste Hahnschrei hören lassen, als auch das Roß rasende Sprünge machte, die Nüstern aufbließ, mit seinen Hufen in den Erdboden hieb, plötzlich die Rieme, an welchen man es hielt, sprengte, seine natürliche Freiheit wieder gewann, entfloh und seinen Verfolgern bald aus den Augen kam. Indessen behielt unser Ritter eine beständige Erinnerung an seiner ihm förmlich eingebrannten Wunde, denn alle Jahre, und zwar in derselben Nacht, erneuerte sich der Schmerz derselben, und sie brach jedesmal wieder auf der Oberfläche der Haut von Neuem auf. Daher kam es denn, daß der edle Ritter nach wenigen Jahren über

das Meer fuhr und sein Leben und seine Seele nach vielfachen, mannhaften Kämpfen gegen die Ungläubigen an den Herrn zurückgab.

Hundertundsechsundfünfzigstes Capitel.

Von der Ursache der Zerstörung Troja's.

Ovidius erzählt vom Trojanerkrieg, wie Helena vom Paris entführt ward, und die Prophezeihung ergangen war, die Stadt Troja werde nicht eher unterworfen werden, als Achilles gefallen sey. Als seine Mutter das hörte, versteckte sie ihn in Weiberkleider gehüllt, in ein Gemach unter die Dienerinnen eines gewissen Königs. Wie das Ulixes erfuhr, rüstete er sich ein Schiff mit Waaren aus, schiffte auch Frauenputz und glänzende Waffen mit ein, und gelangte so zu der Burg, wo sich Achilles mit den Mägden zusammengesperrt aufhielt. Kaum hatte dieser aber das Schiff mit seinen Schmucksachen und Waffen erblickt, als er auch mit seinen Gefährtinnen dasselbe besuchte, um einige Waaren einzuhandeln. Wie nun aber Ulixes die Waffenstücke sorgsam geordnet und ihn aufgefordert hatte, dieselben zu besehen, da ergriff Achilles einen Speer, schwang ihn, und auf diese Weise kam die Sache an den Tag; worauf ihn Ulixes festhielt und mit nach Troja nahm, die Griechen aber die Oberhand erhielten. Als jener nun aber gefallen war, ward Troja erobert und die Gefangenen der Gegenparthei wieder abgenommen.

Hundertundsiebenundfünfzigstes Capitel.

Von der Strafe der Sünder, welche in der Gegenwart für ihre Vergehungen nicht büßen.

Einst lebte ein Kaiser, der einen klugen Pförtner hatte, welcher einmal seinen Herrn inständig bat, daß er ihm erlauben möchte, einen Monat lang Thorwärter der Stadt zu seyn, um von einem jeden Buckligen, Einäugigen, Krätzigen, Grindkopfe und Brüchigen einen Denar einzufordern. Der Kaiser gestattete es ihm auch und bestätigte seine Erlaubniß durch sein Insiegel, worauf jener seinen Dienst übernahm, und sich an das Stadtthor stellte, um sich die Hinein- und Herausgehenden anzumerken und zuzusehen, ob er von dieser Stelle irgend einen Gewinn haben könnte. Eines Tages trat aber ein Buckliger, der eine Kappe trug, unter das Thor, und der Thorwärter trat ihm in den Weg und verlangte nach dem Gesetze und dem Gebote des Kaisers einen Denar von ihm, allein der Bucklige weigerte sich und wollte nichts geben. Darauf legte der Thorwärter Hand an ihn und wollte ihm seine Kappe nehmen, allein als er dieselbe in die Höhe zog, fand er auch, daß derselbe nur ein Auge hatte, und forderte alsbald zwei Denare von ihm. Aber auch diese wollte der Andere nicht zahlen, sondern schickte sich an ihm zu entlaufen: indessen zog ihn der Pförtner bei seiner Kappe, und siehe da, als sein Haupt entblößt war, erschien sein Grindkopf, worauf jener sogleich drei Denare verlangte. Als das der Bucklige merkte, fing er an sich ihm zu widersetzen, und da auf diese Weise auch seine Arme nackt wurden, zeigte

er sich als voll von Krätze. Nun verlangte der Thorwärter ihm auch einen vierten Denar ab, und da sich jener gegen ihn vertheidigen wollte, riß er ihn an seiner Kappe, diese fiel herab, und es zeigte sich sogleich an seinem Leibe ein Bruch, weshalb jener nun auch den fünften Denar von ihm forderte, und es sich also begab, daß der, welcher dem Rechte nach nicht einen einzigen hatte zahlen wollen, jetzt gezwungen fünf erlegen mußte.

Hundertundachtundfünfzigstes Capitel.

Von der ewigen Fortdauer der Seele.

Man fand einst zu Rom einen ganz unversehrten Leichnam ziemlich tief unter der Stadtmauer: hier liegt im Tode Pallas, Evanders Sohn, den der Speer eines krummen Soldaten niedergeworfen hat. An seinem Haupte stand aber eine brennende Lampe, welche weder durch Wasser noch Blasen ausgelöscht werden konnte, bis unter der Flamme mit einer Nadel ein Loch gemacht und durch dieses Luft hineingelassen worden war. Die Wunde des Riesen war aber vier und einen halben Fuß tief, und er hatte nach Trojas Zerstörung hier gelegen zweitausend zweihundert und vierzig Jahre.

Hundertundneunundfünfzigstes Capitel.

Von der Erfindung des Weinstocks.

Josephus berichtet in seinem Buche von den Ursachen der natürlichen Dinge, daß Noah den wilden Wein-

stock fand, selbigen aber Labrusca nannte, von den Gränzen (Labra) des Landes und der Straßen. Da nun dieser bitter war, so nahm er das Blut von vier Thieren, eines Löwen, Lammes, Schweines und Affen, und machte mit Erde eine Art Mist daraus, den er an die Wurzeln des Weinstocks legte. Also ward aber der Wein durch das Blut derselben süß gemacht, worauf sich Noah nachher von demselbigen Weine berauschte, und da er entblößt dalag, von seinem jüngeren Sohne verspottet wurde. Hierauf versammelte er alle seine Söhne und sagte, er habe das Blut der genannten Thiere dahin gethan, um die Menschheit zu belehren. Denn viele Menschen sind durch den Wein zu Löwen geworden, ihres Zornes wegen, und haben dann keine Besinnung mehr, Einige werden aus Schaam zu Lämmern, Andere aber werden zu Affen, dessen Neugierde und unschickliche Lustigkeit sie annehmen. Denn der Affe nimmt sich vor alle Handlungen der Menschen nachzuahmen, macht sie aber verkehrt. Will man ihn also fangen, muß man bleierne Schuhe haben, und wenn er sieht, daß man sie an- und auszieht, und sie wieder fest anbindet, macht er es ebenso, wenn er aber nachher zu laufen sucht, wird er durch ihre Schwere zu Boden gedrückt und gefangen. Ebenso geht es aber vielen Leuten, denn während sie Vieles versuchen, bringen sie im Rausche kaum etwas vor sich, verderben aber und verwirren wie der Affe das Meiste.

Hundertundsechzigstes Capitel.

Wie uns der Teufel beständig abhält Gutes zu thun.

Es geschieht häufig, daß die Engel des Satans sich in Engel des Lichts verwandeln, um in den menschlichen Herzen irgend eine teuflische Eingebung zu nähren. Um diese nun kennen zu lernen, wird folgendes höchst merkwürdiges Beispiel hier beigefügt. Es lag im Gebiete von Arles, wie Valentinus daselbst Bischoff war, ein gewisses Schloß, dessen Gebieterin die beständige Gewohnheit an sich hatte, unter der Feier der Messe nach dem Evangelium die Kirche zu verlassen, weil sie die Einsetzungsworte des Leibes unseres Herrn nicht vertragen konnte. Obgleich nun viele Jahre lang ihr Mann, der Schloßherr, diese Sache bemerkt hatte, so hatte er trotz allem eifrigen Nachforschen doch den Grund dieser so großen Frechheit nicht erfahren können, sie wurde also eines Tages, als das heilige Evangelium zu Ende gebracht worden war, da sie eben im Begriff war hinwegzugehen, durch ihren Mann und seine Diener daran verhindert und aufgehalten, und sobald der Priester die Einsetzungsworte aussprach, ward die Dame von einem teuflischen Geiste in die Höhe gehoben, flog davon, und riß einen Theil der Kapelle mit sich fort, ward aber weiter in jenem Lande nicht wieder erblickt. Da indessen der Theil des Thurmes, an welchem sich die Kapelle lehnte, noch steht, so liefert er ein Zeugniß für diesen Vorgang.

Hundertundeinundsechzigstes Capitel.

Wie man Gott allezeit für seine Wohlthaten dankbar seyn muß.

In dem Königreiche Engelland liegt ein kleiner Berg in einer Waldschlucht, welcher sich in der Gestalt eines Menschen nach seinem Gipfel erhebt. Diesen pflegten nun die Ritter und Jäger zu besteigen, wenn sie von Hitze oder Durst erschöpft ein Mittel gegen die sie drängende Noth suchten, allein einstmals brachten es der Ort und die Umstände so mit sich, daß nur ein einzelner Mann, der von seinen Gesellen verlassen war, den Berg bestieg. Wie der nun allein für sich, als wenn er mit einem Andern spräche, sagte: ich habe rechten Durst, siehe, da stand gleich, ohne daß er es hätte vermuthen können, ein Mundschenk an seine Seite, der prächtig gekleidet war und eine heitere Miene zeigte und in seiner ausgestreckten Hand ein großes mit Gold und Edelsteinen verziertes Trinkhorn hielt, wie es heut zu Tage noch manche Leute anstatt eines Bechers zu brauchen pflegen, welches er ihm, angefüllt mit einem Göttertrank von unbekanntem, aber äußerst süßem Geschmack, anbot; worauf, als er daraus getrunken hatte, die ganze Hitze seines warm gewordenen Leibes und die Müdigkeit wegging, so daß es ihm vorkam, als habe er keine Arbeit erduldet, sondern müsse jetzt erst sich solcher unterziehen. Wie Jener aber den Trank genommen hatte, da reichte ihm der Diener auch ein ganz reines Leinwandtuch, um sich seinen Mund abzutrocknen, und wie er seinen Dienst erfüllt hatte, verschwand er, und wartete weder auf Lohn für seine Dienstleistung, noch auf weitere

Unterredung oder Nachfrage. Dieses that Jener aber seit langen Jahren bis in's graue Alterthum hinauf, und bei den Alten war es eine bekannte und alltägliche Sache, bis endlich ein gewisser Ritter auf der Jagd an diesen Ort kam, und als er einen Trunk verlangte und erhalten hatte, das Horn nicht, wie es der Sitte und Artigkeit gemäß war, dem Mundschenken wieder zurückgab, sondern es zu seinem eigenen Gebrauche an sich behielt. Als aber sein Herr den Hergang der Sache erfuhr, verurtheilte er den Räuber zum Tode und schenkte das Horn dem englischen Könige Heinrich dem ältern, auf daß man von ihm nicht glauben möchte, wie er ein so großes Vergehen gut geheißen habe.

Hundertundzweiundsechzigstes Capitel.

Wie man sich vor dem Fluchen in Acht nehmen müsse.

Gervasius von Tilbury berichtet eine Begebenheit, die zwar neu und ungewöhnlich, aber voll guter Lehren ist, und Unvorsichtige auf leichte Weise lehrt, auf ihrer Huth zu seyn. Unter dem römischen Kaiser Otto befand sich in Catalonien, im Bisthum Girona, ein hoher Berg, dessen Gipfel aber sehr steil und beinahe unersteiglich war, und auf dessen Spitze sich ein See befand, der ein schwarzes und in seiner Tiefe unergründliches Wasser enthielt. Dort soll aber der Aufenthalt der bösen Geister sich wie ein Palast weit ausdehnen, aber eine verschlossene Pforte enthalten. Das Aeußere dieser Wohnung aber, so wie der Geister selbst, hielt man gewöhnlich für unbekannt und unsichtbar. Wenn nun Jemand einen Stein

oder irgend einen andern festen Körper in die See warf, brach sogleich, wie wenn die Geister erzürnt wären, ein Gewittersturm los. Auf der einen Seite des Berges liegt aber beständig Schnee, dort ist fortwährend Eis, eine Menge Kristalle, aber niemals ein Sonnenstrahl sichtbar. Am Fuße dieses Berges befindet sich ein Fluß, der Goldsand enthält, und aus diesem Sande wird das Gold, welches man gewöhnlich Waschgold nennt, herausgezogen. Im Innern und Umkreis dieses Berges wird aber Silber ausgegraben, und ist derselbe fruchtbar an vielerlei Dingen. Nun wohnte auf einem Gute, welches an diesen Berg stieß, ein Landmann, der, wie er eines Tages mit häuslicher Arbeit dringend beschäftigt war, und durch das fortwährende und nicht zu beruhigende Geheul seines kleinen Töchterchens gestört wurde, endlich, wie es Zornige zu thun pflegen, sein Kind dem Teufel befahl. Alsbald kam diesem unbesonnenen Wunsche der Empfänger bereitwillig entgegen, und ein Haufe von Teufel trug, ohne daß man sie sehen konnte, das Mägdlein hinweg. Als nun ein Zeitraum von sieben Jahren seit langer Zeit vergangen war, erblickte ein Einwohner dieses Landes, welcher am Fuße dieses Berges seine Straße zog, einen Mann, der schnellen Laufes an ihm vorübereilte und mit weinerlicher Stimme klagend ausrief: o ich Elender, was soll ich anfangen, der ich von einer so großen Last zu Boden gedrückt werde. Als er nun von dem Wanderer gefragt wurde, was denn der Grund seiner so großen Betrübniß sey, antwortete er, er sey nun schon sieben Jahre auf dem Berge herumgelaufen, weil er sich den Teufeln befohlen habe, die sich seiner täglich nun als ihres Reitpferdes bedienten. Um nun dem Zuhörer eine so unwahrscheinliche Sache mehr glaublich zu machen, fügte er hinzu, die Tochter eines

seiner Nachbarn, welche er kenne, befinde sich in gleicher Lage, und sey gleichsam dem Teufel befohlen worden, daß indessen die Teufel, welche der Erziehung dieses Mädchens überdrüßig wären, dieselbe längst gern ihrem Verflucher zurückgegeben haben würden, wenn nur ihr Vater sie auf dem Berge wieder in Empfang nehmen wollte. Der Helfer stutzte lange, ob er das Unglaubliche verschweigen oder reden solle, wählte aber endlich das Letztere, nehmlich den Vater von dem Zustande seiner Tochter in Kenntniß zu setzen. Wie er nun zu dem Vater derselben kommt, trifft er ihn laut klagend über den lange dauernden Verlust seines Kindes, fragt ihn um den Grund seiner Wehklagen, und als er die Sache bestätigt findet, fügt er das hinzu, wovon wir eben gesagt haben, daß er es von dem, welchen die Teufel als Saumroß gebrauchten, gehört hatte. Als Jener ihn nun um seinen Rath bat, sagte er, er solle an den bezeichneten Ort kommen, und unter Anrufung des Namens Gottes die Teufel beschwören, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Als nun der Vater die Worte des Boten vernommen hatte, staunte er sehr, als er jedoch bedachte, was er machen solle, zog er es vor, sich dem Rathe des Boten zu unterwerfen. Er stieg hierauf auf den Berg, und lief dem See entlang, indem er die Teufel beschwor, ihm die ihnen anbefohlene Tochter zurückzugeben. Auf einmal erscheint seine Tochter vor ihm, wie durch einen plötzlichen Windstoß hergebracht, von hoher Gestalt, mit unsteten Augen und Knochen und Sehnen, die kaum in der Haut zu hängen schienen, schrecklich anzusehen, ohne Begriffe und kaum etwas Menschliches verstehend und kennend. Der Vater aber wunderte sich über das ihm wiedergeschenkte Kind, und in Zweifel, ob er es erziehen und bei sich behalten solle,

begab er sich zum Bischoff von Girona, erzählte ihm die traurige Begebenheit und fragte ihn bekümmert, was er thun solle. Der Bischoff aber, als ein frommer Herr, der die ihm anvertraute Heerde durch sein gutes Beispiel belehrte, befragte das Mägdlein in Gegenwart Aller, und als er Alles, was ihr begegnet war, nach der Reihe erkundet hatte, lehrte er seine Untergebenen in einer Predigt, wie sie künftighin nichts mehr den bösen Geistern befehlen sollten, weil unser Erbfeind, der Teufel, herumgeht, wie ein brüllender Löwe und sieht, wen er verzehre, Einige aber, welche sich ihm ergeben hätten, hinopfere und Andere, ohne Hoffnung auf Rückkehr, eingekerkert halte, auf daß sie ihre Verwünschung aufreibe und abzehre. Und nicht lange nachher kam auch der, welchen die Teufel zu ihrem Reitpferde gebrauchten, durch den Rathschluß des himmlischen Vaters aus seiner Verwünschung an den Tag, und weil er bei seiner Entführung mehr und vollständiger seine Vernunft besessen hatte, so erzählte er den Gläubigen und Verständigen, wie es bei den Teufeln hergeht. Er versicherte aber, es befinde sich neben dem genannten Platze in einer unterirdischen Höhle ein breiter Palast, an dessen Eingange eine Pforte liege, und dort sey Alles dunkel; dorthin kämen bei gegenseitiger freudigen Begrüßung die Teufel zusammen, wenn sie alle Theile des Erdkreises durchwandelt hätten, und berichteten ihren Vorfahren, was sie gethan hätten. Indessen betritt das Innere dieses Palastes Keiner als sie selbst und diejenigen, welche durch das Joch ewiger Verdammiß den Teufeln zu eigen geworden sind. Aus dem eben Gesagten, meine Lieben, können wir lernen, daß wenn wir bei unsern Handlungen durch aufsteigende Widerwärtigkeiten behindert werden, wir nicht gleich des

Teufels oder Jemandes Hülfe anrufen müssen, oder unsere Familie oder einen Andern, der irgend worin etwas versehen hat, dem Teufel befehlen dürfen, weil das, was ihm einmal befohlen ist, mehr auf den Leib denkt und von guten Werken abgehalten wird, die der Mensch in seinem Herzen vielleicht unternehmen könnte. Der aber, weil er hofft schon etwas Eigenes in seinem Herzen zu besitzen, stellt ihm vorsichtig nach, um die arme Seele, die durch Sündhaftigkeit angesteckt ist, zu entführen, auf daß sie ihn in Strafe und ewige Verdammniß und in den See des Elends und den Morast des Schmutzes hinabziehn, weil dort beständiger Schnee und ewiges Eis ist, wie der selige Hiob bezeugt, welcher sagt: es geht über vom Schneewasser zu ungeheurer Hitze, und umgekehrt. Dort aber ist eine Menge Kristall und ein Sonnenschein, denn der Kristall bedeutet den Spiegel und das helle Bild der heiligen Dreifaltigkeit, den Spiegel, in welchem sich das Herz freut, ohne Flecken das Heer der heiligen Engel zu schauen. In der Hölle aber wird sie zu keiner Zeit zu unserem Erbarmen scheinen, denn dort ist der Schein des Kristalls, das heißt eine ewige Fülle von unerträglichem Feuer, in welchem die Tochter des Menschen, das heißt die verdammte Menschenseele, nicht blos siebenjährigen, sondern ewigen Foltern, um von ihnen gemartert zu werden, überliefert wird.

Hundertunddreiundsechzigstes Capitel.

Von ungebührlicher Furchtsamkeit.

Einst war ein König, Alexander genannt, der nur einen einzigen Sohn, Namens Celestinus, besaß,

welchen er sehr lieb hatte: nun dachte er aber in seinem Herzen: es ist gut meinen Sohn durch Jemanden unterrichten zu lassen, berief also einen Philosophen zu sich und sprach: Meister, nimm meinen Sohn in die Lehre, und ich will Dir reichlichen Lohn geben. Jener aber erwiderte: Herr, ich bin bereit Deinen Willen in allen Stücken zu erfüllen. Er nahm also den Knaben mit sich und bekümmerte sich fleißig um denselben. Es begab sich aber, daß er eines Tages mit seinem Schüler Celestinus auf eine Wiese kam, wo Beide ein räudiges Pferd liegen sahen. Es waren aber neben dem Pferde zwei Schaafe einander gegenüber angebunden, welche graseten. Nun begab es sich aber, daß die Schaafe so neben dem Pferde weideten, daß eins auf der rechten und das andere auf der linken Seite des Pferdes stand, so daß sie dem Pferde immer näher kamen, und das Seil, mit welchem sie verbunden waren, über dessen Rücken gezogen wurde, bis es auf die räudige Stelle in der Mitte desselben kam. Wie aber das Pferd das Seil auf seinem wunden Rücken fühlte, sprang es auf, empfand aber immer mehr Beschwerde, und so fing es denn vor großem Schmerz an gewaltiger zu rennen, und schleppte so die beiden Schaafe mit fort. Je schwerer ihm aber das Gewicht der Schaafe ward, desto tiefer schnitt das Seil in die Wunde ein und vermehrte die Schmerzen derselben. Nun stand aber an der Wiese das Haus eines Müllers, und das Pferd lief, durch seine Schmerzen rasend gemacht, mit den beiden Schaafen in das Haus hinein, in welchem jedoch nichts als Feuer war. Nun streute aber das Pferd das Feuer hier und dorthin auseinander, so daß das ganze Haus anfing in Feuer zu stehen und das Pferd sich samt den Schaafen gänzlich verbrannte. Da sprach der Meister

zu Celestino, seinem Schüler: mein Lieber, Du hast nunmehr den Beginn, den Verlauf und das Ende der ganzen Geschichte ganz erfüllt gesehen, mache mir über diesen Stoff ein fehlerloses Gedicht, und zwar bevor das Haus durch den Brand ganz zerstört ist. So Du das aber nicht thun wirst, sage ich Dir, wirst Du eine große Strafe leiden müssen. Celestinus ging nun, als sich sein Meister entfernt hatte, für sich allein herum und gab sich unendliche Mühe, wußte aber durchaus nicht, wie er die Sache in Verse bringen sollte. Wie nun Celestinus hierüber sehr traurig war, erschien ihm alsbald der Teufel in menschlicher Gestalt und sprach zu ihm: mein Sohn, warum bist Du so traurig? Jener aber erwiderte: es nützt mir nichts, es Dir zu sagen. Und Jener versetzte: rede ohne Sorgen, ich will Deiner Noth schon abhelfen. Gleich sagte Celestinus: ich soll bei schwerer Strafe Verse über ein räudiges Pferd und zwei Schaafe machen, und kann es doch gar nicht. Jener aber sprach: ich bin der Teufel in Menschengestalt und ein trefflicher Versemacher, fürchte also Deinen Meister fürder nicht mehr, sondern versprich mir, daß Du mein getreuer Knecht seyn willst, und ich will Dir Verse machen, die besser sind, als die Dein Meister selbst macht. Celestinus aber willigte ein und versprach ihm auf sein Wort, er wolle ihm treulich dienen, wenn er sein Versprechen erfüllen würde. Jener aber sagte ihm sogleich folgende Verse:

Es zog'n ein Seil zwei Schäfelein
Ueber eines Rosses Rücken fein,
Verletzet sprang das Roß hervor,
Riß beide Schaaf' mit sich empor,
Zu einer Mühle schleppt es sie,
Springt durch ein Feuer mit dem Vieh,

Verbrennt die Schäflein, sich und sie,
Zu zahlen macht dem Wächter Müh.

Wie nun der Knabe diese Verse erhielt, freuete er sich sehr und begab sich nach Hause, der Meister aber sprach zu ihm: mein Sohn, hast Du die Verse irgendwo gelesen, oder selbst gemacht? Jener antwortete jedoch: ei ja, Meister. Hierauf sagte ihm derselbe die Verse her, wie wir sie eben hergesetzt haben. Als sie nun der Meister vernommen hatte, verwunderte er sich und sprach: sage mir, mein Sohn, wer sie Dir verfertigt hat. Jener aber entgegnete: Niemand. Worauf Jener sprach: so Du mir nicht gleich die Wahrheit sagst, wirst Du bis aufs Blut gepeitscht werden. Der Knabe, welcher Furcht hatte, erzählte ihm Alles von Anfang bis zu Ende, wie er sich dem Teufel verpfändet hätte. Der Meister aber ward sehr betrübt, ließ den Knaben kommen und ihn mit großer Zerknirschung seine Beichte hersagen und den Teufel abschwören. Nach diesem ward aus ihm ein heiliger Mann, der nach einem tugendhaften Leben an Gott seine Seele zurückgab.

Hundertundvierundsechzigstes Capitel.

Von der Welt Verkehrtheit.

Man liest in einem Buche von einer Unterredung Petri mit unserem Herrn Jesus Christus. Ich sah einst fünf Leute, welche ich für toll hielt. Einen sah ich Meersand so gierig verzehren, daß er ihm auf beiden Seiten wieder herausquoll, einen Andern, der über einer mit Pech und Schwefel angefüllten Grube stand, aus welcher ein unerträglicher Gestank kam, und mit allen seinen

Kräften sich bestrebte jenen Geruch mit seinem Munde einzuziehen. Hierauf erschaute ich einen Dritten, der auf einem heißen Ofen lag, und dem diese fürchterliche Gluth noch nicht genug zu seyn schien, denn er bemühte sich die aus dem Ofen hervorsprühenden Funken zu haschen, um sie zu verzehren. Einen Vierten sah ich, der auf der Zinne eines Tempels saß, um den Wind aufzufangen, und den Mund beständig offen hatte, auf daß der Wind durch ihn durch gehen konnte. Einen Fünften endlich gewahrte ich, der jedes einzelne Glied seines Körpers, so gut es ging, in den Mund nahm, verzehrte, und Andere dabei verspottete. Jene fünf Menschen haben Viele gesehen und sich sehr verwundert, wie sie dergleichen Sachen machen konnten. Mein Lieber, bei dem ersten Mann, der Meersand verzehrte, können wir uns einen Habsüchtigen denken; bei dem Zweiten, der über der Schwefelgrube stand, die Schlemmer und Wollüstigen; bei dem Dritten, den Du auf einem Ofen liegen sahst, und dem eine solche Hitze noch nicht genug war, sondern der auch noch Feuer verschluckte, aber die, welche an Reichthum und Ehre alle Andern übertreffen, aber damit noch nicht zufrieden auch die Armen des Ihrigen berauben und sie durch Wucher auspressen; bei dem Vierten, der auf der Tempelzinne stand, aber die, welche das Gute nur thun, damit es die Leute sehen, und die Heuchler, die unter dem Scheine des Guten alles Böse verüben; und bei dem Fünften, der seine eigenen Gliedmaßen verzehrte, die, welche alle guten Werke der Geistlichen und heiligen Lehrer herabsetzen, und so viel an ihnen ist mißdeuten und falsch auslegen.

Hundertundfünfundsechzigstes Capitel.

Ein anderes Beispiel von der Welt Verkehrtheit.

Man liest in dem Leben der Väter, daß ein Engel einem heiligen Manne drei Personen zeigte, die an dreifacher Albernheit litten. Der erste Mann machte ein Bündel Holz, und da er es wegen der allzugroßen Schwere nicht ertragen konnte, band er immer mehr auf. Der Zweite schöpfte mit vieler Mühe Wasser aus einem tiefen Brunnen vermittelst eines durchlöcherten siebartigen Gefäßes, und ruhte doch nicht es voll zu füllen. Der Dritte fuhr einen Balken auf einem Wagen, und wollte in ein Haus hinein, dessen Thor so eng und niedrig war, daß es durchaus unmöglich war, und doch hörte er nicht auf, sein Pferd zu schlagen und in die Seiten zu stechen, bis sie zusammen in einen tiefen Graben stürzten. Darauf sprach der Engel zu ihm: unter dem ersten Manne, den Du gesehen hast, kannst Du Dir die Leute vorstellen, welche Sünden begehen und von Tage zu Tage bis an ihr Ende meinen, daß sie dieselben noch ertragen können, und darum täglich mehrere, und immer mehrere hinzufügen, welche sie durchaus nicht mehr fortbringen können, bis der Tod plötzlich über sie kommt und ihre Seele zur ewigen Pein entführt und in den tiefen Höllenpfuhl taucht. Bei dem Zweiten, den Du Wasser aus einem tiefen Brunnen in ein Sieb schöpfen sahst, denke Dir die, welche gute Werke thun und doch mit ihnen sich kein Verdienst erwerben, weil sie voller Löcher, d. h. Sünden, sind, und was sie Gutes gethan haben, durch ihre Sündhaftigkeit

wiederum zerstören. Durch den Dritten, der den Balken fuhr, werden die Machthaber der Erde bezeichnet, welche glauben, sie können mit weltlicher Hoffarth und Pracht in die Pforte des Himmelreichs kommen, aber behindert werden und der Hölle verfallen.

Hundertundsechsundsechzigstes Capitel.

Vom Schachspiele.

Das Schachbrett enthält vierundsechzig Punkte in acht Felder vertheilt, einen Mann und eine Frau, Bräutigame und Bräute, Kleriker und Laien. Es spielen aber dieses Spiel sechs Personen. Das erste Bild ist der Roche und zwar von doppelter Art, weiß und schwarz, denn der rechte ist weiß, der linke aber schwarz. Seine Eigenheit aber ist, daß, wenn alle Figuren aufgesetzt sind, die Offiziere und Bauern durch ihren Vorzug gewisse Grenzen haben, bis zu welchen sie vordringen können, die Rochen aber, wenn sie eingeschlossen sind, nicht die Macht haben vorwärts zu gehen, wenn ihnen nicht durch die Offiziere und Bauern ein Weg gebahnt ist. Und er geht immer gerade aus und nie in einen Winkel, mag er nur vor- oder rückwärts gehen, und wenn er seitwärts geht, fängt er auf der andern Seite einen Stein und wird ein Räuber. So geht es dem wirklich Armen, der nur den einzigen Weg seiner Armuth hat, auf welchem er gerade auf den Herrn aller armen Leute, den Herrn Jesus Christus, zupilgert und die Stelle der Königin neben dem König der Könige einnimmt. Wenn er aber über seine Lage murrend seitwärts vom Wege abgeht, wird er ein

Räuber, stiehlt was er kann und kümmert sich nicht um den Königsthron. Die zweite Figur ist aber der Springer, der über drei Punkte geht. Auf seinem eigenen Platze steht aber der, welcher schwarz ist, zur Rechten des Königs, und der weiße zu seiner Linken. Man nennt sie aber weiß und schwarz, nicht nach ihrer Farbe, sondern nach ihrer Stellung. Denn der rechte, welcher schwarz ist, marschirt immer rechts oder stellt sich auf einem schwarzen und leeren Punkte vor dem Bauer auf. Der linke aber macht nach seiner Eigenheit zwei Schritte vorwärts, einen nach der rechten Seite auf einen weißen Raum, und den andern links auf einen weißen und leeren Platz, und so gehen sie immer von drei zu drei Quadraten, indem sie ihre erste Stellung stets festhalten, daß der schwarze immer auf dem schwarzen Felde, und der weiße umgekehrt auf dem weißen, aber immer in einem Winkel vorwärts geht. Diese Springer nun, die bald hinauf und bald hinabgehen, bezeichnen die Weltweisen, welche drei Eigenschaften besitzen, nehmlich Verstand, Vernunft und Mannhaftigkeit. Sie sollten nun ihren Lauf durch Werke der Barmherzigkeit immer aufwärts nehmen, allein sie gehen abwärts durch ihre Beredtsamkeit und menschlichen Trug, und laufen seitwärts in einem Winkel durch drei Punkte, welche die Schlemmer bedeuten, die tagtäglich im Rausche leben, die Räuber, welche fremdes Eigenthum ohne Erlaubniß seines Herrn plündern und fortschleppen, und Hoffärtige, welche mit ihrer Abstammung, Schönheit und Ueberfluß an Reichthum prahlen, bezeichnen. Alle diese aber laufen seitwärts von der rechten Straße ab und werden endlich durch den König, d. h. den Teufel, fortgeschleppt und nach dem gerechten Gericht Gottes in die Hölle hinabgestoßen. Die dritte Klasse ist die der Ritter oder

Läufer, von denen der rechte weiß und der linke schwarz ist. Der weiße thut aber sechs Schritte, die an seinem eigenen Platze liegen, einen nach rechts zu auf die schwarze Stelle vor den Bauer, den zweiten auf den schwarzen und leeren Raum vor den Wollweber, und den dritten links an die Stelle des Handelsmanns. Wenn er aber bei dem König steht, dann kann er sechs Quadrate durchschreiten, steht er aber in der Mitte', sogar acht. Gerade so ist es mit dem linken. Denn wenn der schwarze dem König gegenüber steht, marschirt der weiße vor ihm vorbei, und einer stellt sich dann links vor der Königin, die andere rechts vor dem König auf. Ebenso sollen die Ritter, wenn sie auf das Schlachtfeld hinabsteigen und einen Kampfplatz suchen, wacker und tapfer streiten und ihren König wie eine Mauer umgeben und ihn beschützen. Denn wir alle sind Streiter und müssen gegen den Teufel auf dem Wahlplatze dieser Welt streiten und unsern König, d. h. unsere Seele, vertheidigen. Denn unser Widersacher ist tapfer, indem er uns versucht und böse und unerlaubte Dinge gegen uns aufwirft, allein schwach, wenn wir ihn wirklich überwinden wollen, denn, sagt Petrus, tapfer im Glauben müssen wir ihm widerstehen und uns nicht an Furcht gewöhnen. Denn tapfere und erprobte Krieger pflegen zu Anfange, wenn sie die Waffen ergriffen haben, zu zittern, die Farbe zu wechseln und Blut aus der Nase zu schießen. Allein dieses Zeichen spricht eher für ihre Bravheit, als umgekehrt: denn es ist glaublich, daß derjenige, welcher zu Anfange der Schlacht von Furcht geschüttelt wird, wenn er wieder in den Kampf kommt, desto standhafter ficht und nicht den Rücken wendet, wenn es so weit gekommen ist, daß der Todesschrecken, den er vorher nur in der Ferne erblickt

hatte, ihm jetzt gegenwärtig in seinem Angesichte zu drohen scheint. Denn beständig droht uns die Furcht vor dem bevorstehenden Tode und es wäre gut, wenn es nur der zeitliche wäre; darum müssen wir wacker und ohne alle Furcht die Waffen des Glaubens ergreifen und den Schild der guten Werke vorhaltend kämpfen, auf daß wir den zweiten Tod, d. h. den ewigen tapfer überwinden, von dem Boethius sagt: Ihr liegt ganz unbewußt hier, schon lauert der zweite Tod auf Euch. Jene Läufer aber, wenn sie nach der Schlacht an die Gränzen rücken, gehen als hätten sie wieder Herz und Tapferkeit bekommen, über acht Quadrate vorwärts und jagen ihre Gegner in die vier Winde. Ebenso ist es mit jeglichem Menschen, der in sich seine Niedrigkeit fühlt und über nichts hochmüthig ist; er wird die acht Quadrate der acht Seligkeiten überspringen, denn ein Jeglicher, der sich selbst erniedrigt, soll erhöhet werden. Die vierte Klasse ist aber die der Bauern, welche alle zusammen nur einen einzigen Schritt vorwärts thun dürfen. Denn sie können zwar auf dem einen Quadrate, auf welchem sie aufgestellt sind, bis zu dem dritten ausschreiten, weil sie gewissermaßen sicher an den Gränzen des Königs stehen, wenn sie aber über das Gebiet desselben hinausgeschritten sind, dann begnügen sie sich mit einem einzigen Schritte, gehen immer gerade aus, kehren aber niemals gerade wieder um, damit sie durch ihren Marsch, vermittelst ihrer Tapferkeit, zu gewinnen suchen, was die Offiziere, vermöge ihrer Würde, in Besitz haben. Darum, wenn sie durch die Läufer und andere Offiziere unterstützt bis an die Linie der feindlichen Quadrate gelangt sind, erobern sie, was ihnen die Gnade der Könige zugesteht. Man muß aber wissen, daß, wenn die Bauern gerade vorwärts marschiren, wenn sie einen

feindlichen Offizier oder Bauer treffen, so können sie ihn in einem Winkel rechts oder links fangen und schlagen, nie geht aber ein Bauer außerhalb der geraden Linie rechts oder links vorwärts, er müßte denn die Würde der Königin in Besitz genommen haben. Diese Bauern bedeuten aber Leute von verschiedenem Range und Geschlecht, zwischen welchen Könige, Machthaber, Edelleute und andere Vornehme aufgestellt sind, um sie zu regieren und sie zu commandiren. Wenn sie nun aber ihre Pflichten nicht nach Gesetz und Vernunft ausüben, büßen sie den Vorzug des Adels ein und treten in die Lage und Stellung der Bauern. Denn wir Alle sind von einem Vater Adam geboren und gezeuget, unter denen die durch Tugenden Ausgezeichneten mit Recht die Namen von Königen und Edelleuten erhalten. Während aber die Bauern, d. h. die gemeinen einfältigen Leute, nach den Rathschlägen ihrer klugen Beichtväter lebend und den Befehlen der Kirche gehorsamend die Linie des richtigen und geraden Lebenswandels erreichen, erlangen sie mit Recht durch die Pflichtmäßigkeit ihres vervollkommneten Lebens im Himmelreiche den Titel von heiligen Königen und Edeln. Niemand verachte also die Bauern, weil wir lesen, daß sie zu Herrschaft und päpstlicher Würde, wenn sie voller Vorzüge und Gnaden waren, gelangt sind. Wie nehmlich ein Riese, Namens Arius, durch seine Schätze und sein von Tage zu Tage wohlhabender werdendes Reich aufgeblasen wurde, und überhaupt einen gar gottlosen König spielte, kam er einmal zur Wohnung Apollo's, um ihn zu fragen, ob irgend einer der Sterblichen glücklicher sey als er: siehe da erscholl aus einer verborgenen Höhle des Heiligthums eine Stimme, welche ihm einen gemeinen Landmann Agalaus vorzog, denn dieser besaß

zwar fast nichts im Vermögen, allein er war reich in seinem Gemüthe, und trotz seinem hohen Alter noch nie über die Grenzen seines Gütchens hinaus gekommen. Also schätzte Apollo die rohe Hütte des Agalaus mit ihrer sorgenlosen Ruhe weit höher, als den traurigen und mit Kümernissen reich gefüllten Hof des reichen Riesen. Denn er schlug seine wenigen, aber von Furcht freien Schollen Erde höher an, als die fette Küste von Lydien, die beständig voller Furcht vor Feinden war. Es war aber dieser arme Agalaus ein höchst tugendhafter Mann gewesen, denn je niedriger ein Mensch seinem Stande nach ist, desto höher steht er durch seine Tugend und Frömmigkeit, und desto berühmter und geehrter wird er dadurch. So war Virgilius, von Geburt ein Longobarde und seinem Geschlechte nach aus Mantua zwar von niederer Herkunft, allein durch seine Weisheit doch der größte und ausgezeichnetste unter den Dichtern. Wie ihm nun Jemand zuredete, er solle doch homerische Verse in sein Werk aufnehmen, antwortete er, es bedürfe einer großen Stärke dem Herkules seine Keule aus der Hand zu schlagen. Die fünfte Person aber, welche auf dem Schachbrete mitspielt und einen Namen trägt, ist die Königin. Ihr Gang ist aber von weiß auf schwarz, man stellt sie neben den König, und wenn sie von ihm geht, wird er gefangen. Wenn sie sich aber von ihrem eigenen schwarzen Quadrat, wo sie zuerst ihren Stand hatte, wegbewegt, so kann sie nur von einem Quadrat zum andern vorrücken, und zwar in Winkeln, mag sie nun vor- oder zurückgehen, fangen oder gefangen werden. Wenn man aber fragt, warum gerade die Königin dem Kampfe ausgesetzt wird, da doch das weibliche Geschlecht schwach und gebrechlich ist, so muß man sagen, wenn wir es durchaus wissen wollen, daß sie der Sitte

derjenigen Frauen folgt, bei denen, wenn die Männer in den Krieg ziehen, die Frauen und Gattinnen derselben samt ihrer ganzen Familie mit ins Lager genommen werden, wie dieses die Thartaren thun. Und wenn sie auch von dem Bogen nicht vermieden werden, so können sie doch mehr Leute behindern, als durch Körperkraft zu Boden werfen. Indessen ist das zum Trost des Königs geschehen, und um ein Zeugniß ihrer Liebe zu geben, angestellt worden, daß die Königin dem König in den Kampf folgt. Wir verstehen aber unter der Königin unsere Seele, welche in dem Himmel auf der Straße der guten Werke zur Königin bestellt wird. Diese Königin ist aber weiß und schwarz: weiß wird sie durch die Beichte und Absolution, wenn ihr Knecht, d. h. der Körper, Alles rein bekennt, und wenn er für seine Sünden Buße gethan hat, losgesprochen wird, dann bekommt sie eine so glänzende Weiße, daß sie zehn Mal mehr leuchtet, als die Sonne. Schwarz wird sie aber durch den Ruß und die Häßlichkeit der Sünden. Sie muß aber stets neben dem König stehen, denn wenn sie das nicht thut, wird er gefangen und verletzt. Denn darum ist unsere Seele in unseren Körper gegossen worden, daß durch seine Wiedereroberung und Rettung das Heer der Engel, welches einen großen Verlust durch den Lucifer erlitten hat, vollständig wieder ergänzt und sie als Königin neben den König des Ruhms gestellt werde. Wenn sie aber vom Könige, der durch ihre Sorge geleitet und regiert wird, sich entfernt hat, wird er gefangen und durch sterbliche Thaten zur Hölle hingeschlachtet und dort auf Nimmerwiederkehr hinabgestürzt, und diese Königin, d. h. unsere Seele, möge nie im Auslande Krieg führen lernen, sondern von innen unsern Körper antreiben gute Werke zu thun, denn

unsere Seele, d. h. die Vernunft, soll unsern Leib, wie der Reiter das Pferd, zur Tugend hinlenken und ihn unterrichten, nicht über die Gränzen der Lehren der Kirche hinaus zu springen, sondern sie muß von dem Quadrat einer Tugend auf das der anderen fortschreiten, und darum muß auch die Königin auf dem Schachbrete langsam gehen und nicht springen, sondern in den ihr gesteckten Grenzen bleiben. Denn Dyna, die Tochter Jacobs, erhielt ihre Jungfräulichkeit, so lange sie sich im Hause ihres Bruders ruhig aufhielt, sobald sie aber aus Neugierde ausgezogen war, sich in fremden Gegenden umzusehen, ward sie vom Sohn Sichem entehrt. Seneca sagt, daß Frauen, welche ein häßliches Gesicht haben, leichtsinnig und schamlos sind, denn es fehlt ihnen nicht an einem verführerischen Geiste. Solinus erzählt, daß das Weib ausgenommen, nur wenige Geschöpfe, wenn sie einmal empfangen haben, sich wieder vermischen. Die Frauen sollen aber vor den Augen aller Männer ein schwarzes Gesicht haben, damit sie nicht von Andern zur Wollust verführt in übeln Geruch kommen. Ovidius sagt: sie mögen nun ihre Einwilligung geben oder sie verweigern, immer werden sie sich freuen gesucht worden zu seyn: alle Schönen lieben dieses Spiel, und nur die ist keusch, die Keiner begehrt hat. Die sechste Klasse aber, welche dieses Spiel treibt, sind und heißen die Könige. Denn daß der König über Alle hervorragt, zeigt die Natur seiner Bewegung und seines Schrittes an. Wenn er nehmlich auf dem vierten weißen Quadrat steht, so hat er, wenn er selbst schwarz ist, auf dem nächsten weißen Flecke rechts einen Springer, Läufer und Rochen aber auf dem schwarzen. Auf der linken Seite nimmt er jedoch die entgegengesetzte Stelle ein, denn da der König über Alle, rücksichtlich seiner Würde,

Macht und Herrschaft ausübt, geziemt es sich nicht, daß er sich durch einen weiten Raum von seinem Königsthrone entfernt; darum, wenn er sich von seinem weißen Quadrat aus in Bewegung zu setzen anfängt, folgt er sowohl rechts als links dem Naturell der Rochen. Indessen ist der Rochen so beschaffen, daß er sich linker Hand nicht auf einen schwarzen Punkt neben dem auf einen weißen stehenden Rochen stellen kann, wohl aber auf einen weißen Fleck, jedoch in einem Winkel zu dem genannten Rochen, wo die Wächter seines Staates aufgestellt sind und er bei diesem Vorwärtsgehen die Natur eines Laufers annimmt. Diese zwei Schritte macht er für die Königin. Es ist aber dieser König unser Herr Jesus Christus, der der König der Könige ist im Himmel und auf Erden, was auch die Art und Weise seiner Bewegung und seines Vorrückens andeutet. Denn während ihn alle Chöre der heiligen Engel bei seinem Vorrücken wie ihren Herrn verehrungsvoll begleiten, hat er den Springer und Rochen und die andern Schachfiguren bei sich, und hat den Platz des Weltalls geraden Wegs in Beschlag genommen, bei welchem es heißt, wie Petrus spricht: wenn ich gen Himmel hinaufsteige, bist Du da, und wenn ich zur Hölle hinabfähre, bist Du auch da. Endlich hat er auch die Königin mit sich genommen, das heißt die fromme Mutter des Erbarmens, unsere Frau Maria. Denn um ihrer Willen thut er einen Schritt des Erbarmens zu dem Quadrat der Bauern, d. h. der auf Erden lebenden Menschen, weshalb er mit Recht jenen ruhmvollen Namen durch des Propheten Mund erhalten hat, wo er ihn den Vater alles Erbarmens und den göttlichen Tröster nennt. Denn während keiner der heiligen oder auserwählten Männer uns aus unserer Betrübniß und Verrath wegen der

Sündhaftigkeit des ersten Menschen erlösen konnte, würdigte uns der barmherzige König seiner Gnade, indem er, um die Heerde und Zahl seiner Bauern wieder zu erobern, von seinem himmlischen Wohnsitze auf das Quadrat dieser jämmerlichen Welt herabstieg, und uns von des Bösen Gewalt erlösen wird. Dafür wollen wir ihm aber unsern Dank unendliche Zeiten hindurch bringen.

Hundertundsiebenundsechzigstes Capitel.

Wie man auf guten Rath hören soll.

Einst hatte ein Bogenschütze ein Vöglein, Philomela genannt, gefangen und wollte es tödten, siehe, da ward demselben das Vermögen zu reden verliehen, und es sprach: Mensch, was nützt es Dir, wenn Du mich tödtest, Du könntest nicht einmal Deinen Magen mit mir füllen, wogegen, wenn Du mich fortlassen wolltest, ich Dir drei Lehren geben würde, aus denen Du, wenn Du sie fleißig bewahrtest, großen Nutzen ziehen könntest. Der aber erstaunte, als er sie reden hörte, und versprach, er wolle sie fliegen lassen, wenn sie ihm diese drei nützlichen Sprüchlein lehren wolle. Hierauf versetzte sie: höre zu! Der erste ist: suche nie einen Gegenstand zu erhaschen, der unerreichbar ist. Höre den zweiten: gräme Dich nie über eine Sache, die Du einmal verloren hast und nicht wieder bekommen kannst. Endlich vernimm den dritten: glaube nie einer Rede, die Dir unglaublich scheint. Diese drei Stücke bewahre wohl bei Dir, und es wird Dir wohl gehen. Hierauf ließ sie Jener, seinem Versprechen gemäß, fliegen. Die Philomela flog nun

durch die Luft, sang lieblich, und als ihr Lied zu Ende war, sprach sie zu ihm: wehe mir, daß Du einem bösen Rathe gefolgt bist, denn Du hast heute einen großen Schatz eingebüßt: es befindet sich nehmlich in meinen Eingeweiden eine Perle, welche an Größe ein Straußenei übertrifft. Wie Jener das hörte, ward er sehr betrübt, daß er sie fortgelassen hatte, spannte sein Netz aus und versuchte sie wieder zu fangen, indem er also sprach: komm in mein Haus, ich will Dir jeden Liebesdienst erzeigen, Dich mit meinen eigenen Händen füttern und nach Deinem Belieben ausfliegen lassen. Da sprach die Nachtigall zu ihm: jetzt weiß ich, daß Du ein Narr bist, denn aus dem, was ich Dir gesagt habe, hast Du gar keinen Nutzen gezogen, weil Du Dich über etwas grämst, was Du einmal verloren hast und doch nicht wieder bekommen kannst, und trotz dem, daß Du mich nicht zu fangen vermagst, dein Netz ausgespannt hast. Ueberdieß hast Du geglaubt, daß sich in meinen Eingeweiden eine Perle befindet, während ich doch ganz, wie ich bin, noch nicht die Größe eines Straußeneies erreichen kann. Du bist ein Dummkopf, und wirst immer dumm bleiben. Mit diesen Worten flog sie davon, der Mann aber kehrte betrübt und traurig in sein Haus zurück und sah die Philomela nicht wieder.

Hundertundachtundsechzigstes Capitel.

Von der ewigen Verdammniß.

Barlaam erzählt, wie der Sünder ihm vorkommt wie ein Mensch, der, während er sich vor einem Eichhorn fürchtet, in einen Abgrund stürzt. Wie er aber im Fallen

ist, packt er mit den Händen einen Strauch, der aus der Tiefe emporragt, und indem er hinunter schaut, erblickt er am Fuße des Baumes einen scheußlichen Brunnen und einen schrecklichen Drachen, der sich um den Baum schlingt und mit offenem Rachen auf seinen Fall lauert. Da aber zwei Mäuse, von denen die eine weiß, die andern schwarz ist, den Baum ohne Aufhören an seiner Wurzel benagen, fühlt er ihn schwanken, und vier weiße Vipern, welche an dem Vorsprunge, wo er seinen Fuß fest eingestemmt hatte, hervorkamen, verpesteten die ganze Grube mit ihrem tödtlichen Athem. Da hob er die Augen auf und erblickte einen Honigstrom, der aus den Aesten des Baumes hervorquoll, vergaß die Gefahr, welche ihn auf allen Seiten umgab, und gab sich ganz dem süßen Getränk hin. Wie ihm aber einer seiner Freunde eine Leiter hinhielt, um sich herauszuhelfen, verschob er es von der Süßigkeit des Honigs verlockt, und stürzte, indem der Baum umfiel, in den Rachen des Drachen, der ihn, auf den Boden des Brunnen hinabsteigend, verzehrte, und also starb er eines jämmerlichen Todes.

Hundertundneunundsechzigstes Capitel.

Von den zwölf Geboten, und wie man leben soll.

Trogus Pompejus erzählt von einem edlen Ritter, Namens Ligurius, der eine gewisse Stadt samt dem Volke zu einem Schwur veranlaßt hatte, daß sie gewisse und nützliche Gesetze, die freilich anfänglich drückend schienen, aufrecht erhalten wollten, bis er selbst von dem

Gott Apollo, den er für den Verfasser der besagten Artikel ausgab, eine Antwort geholt hätte. Er begab sich hierauf nach Kreta und in eine ewige Verbannung. Wie er aber sterben sollte, befahl er, damit seine Gebeine nie wieder in jene Stadt zurück kommen könnten, sie ins Meer zu werfen, auf daß die Menschen nicht, indem sie dächten nun ihres Eides entbunden zu seyn, die Beobachtung jener Gesetze verletzen möchten. Es waren aber dieser Gesetze der Zahl nach zwölf. Durch das erste Gebot lehrte er das Volk Gehorsam gegen seine Fürsten, aber die Fürsten das Volk bewachen und die Gottlosen im Zaume halten. Durch das zweite Gesetz überredete er Alle sparsam und mäßig zu seyn, weil er meinte, daß man bei Mäßigkeit besser Krieg führen könne, als unter Schlemmerei. Durch das dritte Gebot befahl er jede Sache nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Verdienst zu schätzen. Durch das vierte zeigte er, wie Gold und Silber schlechter seyen, denn alle andern Stoffe. Durch das fünfte theilte er die Staatsverwaltung ordentlich ein, indem er dem König die Macht im Kriege verlieh, den Magistratspersonen die Gerichte und alle Vertheidigungen, dem Senat die Bewachung der Gesetze, und dem Volke die Gewalt Magistratspersonen zu wählen und einzusetzen. Durch das sechste theilte er den Grundbesitz an Alle auf gleiche Weise aus, so daß sich alle Erbgüter gleich waren, damit Keiner mächtiger werde als der Andere. Durch das siebente gebot er, daß Alle zusammen speisen sollten, auf daß Keiner dem Andern Grund zum Wohlleben geben könnte. In dem achten setzte er ein, daß die Jünglinge das ganze Jahr hindurch nur ein einziges Kleid tragen sollten. In dem neunten befahl er, daß die armen Kinder aufs Land, nicht auf den Markt gebracht würden,

auf daß sie die ersten Jahre ihres Lebens in Arbeit, nicht in Leichtsinn zubrächten. Durch das zehnte Gesetz setzte er fest, daß die Jungfrauen ohne Mitgift heirathen sollten. In dem eilften Gesetze gebot er, es sollten die Weiber nicht des Geldes wegen gewählt werden, und im zwölften bestimmte er, daß die größte Ehre nicht den Reichen, sondern vielmehr denen, die auf einer hohen Stufe des Alters stünden, zu Theil werden solle. Alles aber, was er in seinen Gesetzen anordnete, hat er selbst zum Muster für Andere zuerst gehalten.

Hundertundsiebzigstes Capitel.

Von der Berufung des Sünders auf den Weg der Buße.

Einst begegnete ein Spieler dem heiligen Bernhard, der zu Pferde saß, und sprach zu ihm: Vater, ich will mit Dir ein Spiel machen und meine Seele gegen Dein Pferd setzen. Wie das der heilige Bernhard hörte, stieg er gleich vom Pferde und sprach: wenn Du mehr Augen als ich wirfst, soll mein Pferd Dein seyn, wenn ich aber mehr werfe, so muß Deine Seele mir angehören. Das war der Spieler zufrieden, nahm gleich drei Würfel und warf acht Augen. Hierauf faßte er den Zügel des Pferdes, als wenn es bereits ihm gehöre, allein der heilige Bernhard sprach: mein Sohn, auf diesen drei Würfeln steht noch mehr als das. Hierauf nahm er sie und warf achtzehn Augen, also mehr wie der Spieler. Kaum hatte der das gesehen, als er sich auch gehorsam

seinem Vater Bernhard übergab und nach einem heiligen Lebenswandel durch ein seliges Ende zum Herrn einging.

Hundertundeinundsiebzigstes Capitel.

Von allzugroßer Liebe und Treue, und wie die Wahrheit beim Sterben frei macht.

Petrus Alphonsus berichtet, daß einst zwei Ritter lebten, der eine in Aegypten, der andere in Baldach. Zwischen diesen zwei Leuten gingen aber öfters Boten hin und her, denn was nur in Aegyptenland vorging, das berichtete der Ritter aus Aegypten durch Boten an den Ritter von Baldach, und so umgekehrt, und also war zwischen ihnen eine treue Liebe entstanden, und doch hatte noch Keiner den Andern gesehen. Wie aber einmal der Ritter von Baldach auf seinem Bette lag, dachte er bei sich: mein Geselle aus Aegyptenland erzeigt mir viel Freundschaft, und gleichwohl habe ich ihn noch nie mit meinen leiblichen Augen geschaut, ich will mich zu ihm aufmachen und ihn besuchen. Er miethete hierauf ein Schiff und kam nach Aegypten, und als sein Freund von ihm hörte, kam er ihm entgegen und führte ihn voller Freude in sein Haus. Nun hatte aber jener Ritter ein sehr schönes Mägdlein in seinem Hause, und wie sie der Ritter von Baldach erblickt hatte, ward er von ihren Augen gefangen und krank vor allzugroßer Liebe zu ihr. Wie aber der Ritter aus Aegyptenland Solches gewahr wurde, sprach er zu ihm: mein Lieber, sage was fehlt Dir denn? Jener aber erwiderte: in Deinem Hause ist ein Mägdlein, nach welchem mein

Herz von ganzer Seele begehrt, so daß, wenn ich es nicht bekomme, ich ein Kind des Todes seyn werde. Als das der Ritter hörte, zeigte er ihm alle seine Frauen seines Hauses, jenes Mägdlein ausgenommen. Wie aber Jener alle in Augenschein genommen hatte, sprach er: um alle diese kümmere ich mich wenig oder nichts, allein es giebt noch eine andere, die ich hier nicht sehe, welche meine Seele liebt. Endlich zeigte er ihm auch dieses Mädchen, und als der dasselbe betrachtet hatte, sprach er: auf sie allein beruht mein Leben oder Tod. Der Ritter aber entgegnete: auch ich sage Dir, daß ich diese von ihrer Kindheit an in meinem Hause erzogen habe, auf daß sie meine Gemahlin würde und ich mit ihr unendliche Schätze erhielte; indessen habe ich Dich so lieb, daß, ehe ich Dich sterben lasse, ich sie Dir lieber zur Frau abtrete samt allem ihren Reichthum, welchen sie hätte erhalten sollen. Wie das der andere Ritter hörte, freute er sich sehr, nahm sie zur Frau, erhielt mit ihr große Reichthümer und machte sich also mit dieser seiner Gemahlin nach seiner Vaterstadt Baldach auf. Nach diesem gerieth auf einmal der Ritter aus Aegypten in große Dürftigkeit, so daß er weder ein Haus, noch sonst etwas Anderes mehr besaß. Er dachte also bei sich: zu wem kann ich mich besser begeben, als zu meinem Gesellen von Baldach, den ich zu Reichthum verholfen habe, auf daß er selbst nun in meiner Armuth auf mich Rücksicht nehme. Er bestieg also ein Schiff und kam nach Baldach nach Sonnenuntergang in eine Stadt, in welcher sein reicher Geselle wohnte. Er dachte aber bei sich: es ist jetzt Nacht, wenn ich in diesem Augenblicke in das Haus meines Genossen komme, wird er mich nicht erkennen, weil ich schlecht gekleidet bin und Niemand bei mir habe, da ich doch gewohnt war eine

große Dienerschaft mit mir zu führen und an Allem Ueberfluß zu haben. Er sprach also bei sich: ich will diese Nacht ausruhen und morgenden Tages zu ihm gehen, sah sich um, erblickte den Kirchhof, sah die Kirchthüren offen und trat hinein, um daselbst die Nacht hinzubringen. Wie er aber eine Weile daselbst gewesen war und eben einschlafen wollte, fochten Einige auf der Straße mit einander, und einer tödtete den andern. Der Mörder aber floh auf den Kirchhof und lief auf der andern Seite wieder hinaus. Nach diesem erhob sich aber in der Stadt ein Geschrei: wo ist der Mörder, wo ist der Verräther, der einen Menschen umgebracht hat? Jener aber sprach: ich bin der Mörder, der jenen Mann erschlagen hat, nehmt mich und hängt mich an den Galgen. Jene legten nun Hand an ihn und sperrten ihn die ganze Nacht hindurch in ein Gefängniß. Frühe aber ward mit der Glocke der Stadt geläutet, der Richter fällte seinen Spruch gegen ihn, und man führte ihn zum Galgen. Unter den Zuschauern aber befand sich auch sein Geselle, der Ritter, zu dem er gekommen war. Wie ihn der aber zum Galgen schleppen sah, sprach er bei sich: das ist mein Genosse aus Aegypten, der mir meine Frau samt vielen Schätzen gegeben hat, und der geht zum Galgen und ich soll leben? Er rief also mit lauter Stimme und sprach: Ihr lieben Leute, wollet nicht einen unschuldigen Menschen hinrichten: der, welchen Ihr zum Tode führet, hat keine Schuld, ich bin der Verräther, der den Mann erschlagen hat, nicht er. Wie das jene hörten, legten sie Hand an ihn und führten Beide zum Galgen. Wie nun aber Beide schon nahe am Galgen waren, da dachte der wahrhaft Schuldige bei sich: da ich Schuld an dieser That bin, soll ich zugeben, daß diese Unschuldigen sterben? Es kann nicht

anders kommen, als daß Gott einmal Rache an mir dafür nimmt, es ist besser für mich, hier eine kurze Strafe auszustehen, als die ewige Pein in der Hölle zu leiden. Er rief also mit lauter Stimme: lieben Leute, wollet um Gottes Willen nicht Unschuldige hinrichten, denn keiner von diesen hat durch ein Zeichen, Wort oder That die Veranlassung gegeben, daß der, welcher getödtet worden ist, erschlagen wurde, sondern ich bin der, welcher ihn mit eigener Hand ermordet hat: also richtet mich hin und lasset die Unschuldigen frei ihre Straße ziehen. Wie jene das vernahmen, griffen sie auch diesen, verwunderten sich aber und führten sie vor den Richter. Wie sie aber der Richter erblickte, wunderte auch er sich und sprach: weshalb seid Ihr wieder umgekehrt? Jene aber erzählten den ganzen Hergang der Sache von Anfang bis ans Ende, und der Richter sprach zu dem ersten Ritter: mein Bester, aus welchem Grunde hast Du gesagt, daß Du den Menschen erschlagen hast? Jener aber erwiderte: das will ich Euch ohne Falsch sagen. In meinem Vaterlande Aegypten war ich reich und hatte Ueberfluß an Allem, nachher bin ich in große Dürftigkeit gerathen und besaß weder ein Haus, noch einen Ort, noch irgend Etwas mehr, aus Sehnsucht habe ich mich also in dieses Land begeben, ob ich vielleicht eine Unterstützung erhalten könnte. Darum habe ich gesagt, daß ich den Mann getödtet hätte, denn ich will lieber sterben als leben, und in diesem Augenblicke noch bitte ich Dich um Gottes Willen, mich hinrichten zu lassen. Hierauf sprach der Richter zu dem zweiten Ritter von Baldach: und Du mein Lieber, weshalb hast Du gesagt, daß Du den Mann umgebracht hast? Der antwortete aber: Herr, dieser Ritter hat mir mein Weib mit ihren vielen Schätzen gegeben, die er für sich auf-

gehoben hatte, und durch ihn bin ich in Allem reich geworden. Wie ich nun diesen meinen lieben Gesellen, durch den ich zu so Großem und so Vielem gelangt bin, zum Galgen führen sah, habe ich mit lauter Stimme gerufen: ich bin Schuld an dem Tode jenes Mannes, nicht er, weil ich gern aus Liebe zu ihm für ihn zu sterben wünschte. Nun sprach der Richter zu dem Mörder: weshalb hast Du aber behauptet, den Mann ermordet zu haben? Der aber entgegnete: Herr, ich habe nur die Wahrheit gesagt, denn es wäre eine schwere Sünde gewesen, wenn ich Unschuldige hätte sterben lassen und am Leben geblieben wäre. Deshalb habe ich es vorgezogen die Wahrheit zu sagen und hier Strafe zu leiden, als daß Schuldlose verurtheilt würden, und ich in der Hölle oder anderswo dafür bestraft werden sollte. Da sprach der Richter: weil Du die Wahrheit bekannt und Unschuldige gerettet hast, schenke ich Dir das Leben, sofern Du nur künftig Deinen Lebenswandel zu bessern trachtest: gehe hin im Frieden. Alle aber, welche die Worte des Richters vernahmen, lobten ihn, daß er ein so gutes Urtheil gefällt hatte, weil der Schuldige die Wahrheit gestanden hatte.

Hundertundzweiundsiebzigstes Capitel.

Von der Standhaftigkeit eines treuen Gemüthes.

Es gab einen gewissen König in England, in dessen Reich zwei Ritter lebten: der eine hieß Guido, der andere Tyrius. Dieser Guido nun hatte in vielen Schlachten gekämpft und in jedem Kriege den Sieg davon getragen,

liebte aber ein Mägdlein von edler Geburt gar sehr, welches er jedoch nicht eher bekommen konnte, als bis er aus Liebe zu ihr einige schwere Kämpfe bestanden hatte. Endlich erlangte er sie durch einen Zweikampf und vermählte sich mit ihr mit großen Ehren. In der dritten Nacht darauf stand er nach dem Hahnschrei von seinem Lager auf und schaute das Firmament scharf an und erblickte unsern Herrn Jesus Christus mitten unter der Sternen, der also zu ihm redete: Guido, Guido, gleichwie Du oft einem einzigen Mägdlein zu Liebe Fehden unternommen hast, so ist es nun an der Zeit, daß Du Dich um meiner Willen bemühest, männiglich gegen meine Feinde zu streiten. Als Jesus Christus so gesprochen hatte, verschwand er. Wie aber Jener merkte, daß es der Wille Gottes sey, daß er nach dem gelobten Lande zöge und Jesum Christum an den Ungläubigen rächte, da sprach er zu seiner Gattin: ich denke, daß Du schon von mir ein Kindlein empfangen hast, das ziehe Du auf, bis ich wieder komme, weil ich gesonnen bin, nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Wie aber jene Solches hörte, sprang sie wie rasend aus dem Bette, nahm einen Dolch, der am Kopfende ihres Bettes lag, und sprach: o Herr, ich habe Dich stets geliebt, und nur aus Liebe zu Dir, damit Du erst viele Fehden bestehen konntest, um Deinen Ruhm in der ganzen Welt zu verbreiten, habe ich so lange gewartet, bis ich mit Dir durch das Band der Ehe verbunden ward. Nun aber bin ich von Dir schwanger worden, und Du willst Dich jetzt von mir entfernen. Eher will ich mich selbst mit diesem Dolche umbringen. Jener stand aber auf, entwand ihr den Dolch und sprach: meine Liebe, Deine Worte jagen mir Furcht ein, denn ich habe Gott ein Gelübde gethan, das heilige Grab zu besuchen, und jetzt ist es weit

passendere Zeit ein Gelübde zu erfüllen, als im Alter: ich werde mit Gottes Hülfe bald wieder zu Dir zurückkommen. Jene aber, durch seine Worte ermuthigt, reichte ihm einen Ring und sprach: nimm diesen Ring und gedenke meiner in der Fremde, so oft Du ihn ansiehst, ich aber will geduldig Deine Rückkunft abwarten. Der Ritter nahm also Abschied von ihr und nahm den Ritter Tyrius mit sich, sie aber weinte viele Tage lang und konnte sich nicht zufrieden geben; als aber ihre Zeit gekommen war, gebar sie einen sehr schönen Knaben und erzog ihn aufs Zärtlichste. Wie aber Guido und Tyrius durch vieler Herren Länder gezogen waren, war zuletzt auch das Reich Dacia durch die Ungläubigen verwüstet worden, und Guido sprach zu seinem Gesellen: mein Lieber, Du mußt Dich in jenes Land begeben und mit allen Kräften dem König gegen die Ungläubigen beistehen, weil er ein Christ ist, ich aber will in das gelobte Land ziehen und gegen die Feinde Christi kämpfen, hierauf aber wieder zu Dir zurückkehren, und also werden wir sodann mit Freuden wieder nach England gehen. Tyrius aber entgegnete: was Dir recht ist, gefällt mir auch: ich will in jenes Reich ziehen, und wenn Du am Leben bleibst, komm wieder zu mir, und wir können dann nach unserem Vaterlande zurückkehren. Jener aber antwortete: das verspreche ich Dir treulich. Hierauf küßten sie einander, weinten beim Scheiden bitterlich, und Guido zog nach dem heiligen Lande, Tyrius aber nach Dacien. Guido kämpfte aber in vielen Schlachten gegen die Saracenen und Heiden, und erhielt in jedem Kampfe den Sieg, so daß sein Ruhm durch den ganzen Erdkreis flog, aber auch Tyrius trieb auf gleiche Weise alle Ungläubigen aus dem Königreiche Dacia, schlug viele Schlachten und blieb immer Sieger. Darum ge-

wann ihn der König vor Allen lieb und ehrte ihn, und vom Volke ward er so hoch geschätzt, daß ihm der König viele Schätze gab. Es gab aber zu dieser Zeit in jenem Reiche einen sehr tapfern Raubritter, Namens Plebeus, der neidisch auf den Tyrius war, weil er so schnell zu Reichthum und Ehre gelangt war: der klagte ihn bei dem Könige des Verraths an, wie er im Schilde führe den König der Herrschaft zu berauben. Der König aber, der seinen Worten trauete, weil er ein mächtiger und tapferer Mann war, nahm dem Tyrius alle seine Ehrenstellen wieder, so daß derselbe in großer Dürftigkeit versank und kaum seinen täglichen Unterhalt hatte. Tyrius aber war sehr traurig, weil er so allein und verlassen und in Dürftigkeit gerathen war, weinte bitterlich und sprach: wehe mir, was soll ich anfangen? Wie er aber einstmals traurig einherwandelte, begegnete ihm Guido in einem Pilgerkleide. Als ihn Tyrius gewahr wurde, erkannte er ihn nicht, Guido aber kannte ihn gleich, wollte ihm aber nicht entdecken, wer er sey: und sprach zu ihm: mein Bester, wo bist Du her? Jener aber erwiderte: aus weiter Ferne, allein ich habe schon mehrere Jahre in diesem Lande gelebt, und hatte einen Gesellen, der nach dem gelobten Lande gezogen ist, weiß aber freilich nicht, ob er lebt oder gestorben ist, oder wie es ihm geht. Guido versetzte darauf: um Deines Gesellen Willen erlaube mir in Deinem Schooße ein wenig zu ruhen, ob ich vielleicht etwas schlafen kann, weil ich von meiner Reise ermüdet bin. Jener gab ihm aber die Erlaubniß dazu, und wie Guido jetzt in seinem Schooße eingeschlafen war, sah Tyrius, wie sich sein Mund öffnete und ein weißes Wiesel herauskam und nach einem Berge, der in jener Nähe war, hinlief; wie es aber daselbst einige Zeit zugebracht hatte, kam es wieder und lief wieder in

dessen Mund hinein. Hierauf erwachte Guido aus dem Schlafe auf und sprach: mein Lieber, ich habe einen wunderlichen Traum gehabt: es kam mir vor, als wenn ein Wiesel aus meinem Munde käme, in jenem Berg liefe und dann wieder in meinen Mund zurückkehrte. Tyrius aber entgegnete: mein Bester, gerade wie Du es in dem Gesichte geschaut hast, habe ich es mit meinen Augen gesehen, weiß jedoch durchaus nicht, was das Wiesel in jenem Berge gemacht hat. Hierauf sprach jener: wir wollen Beide in den Berg gehen, vielleicht finden wir daselbst etwas Nutzbares. Sie begaben sich also in den Berg, und sie fanden einen todten Drachen, dessen Bauch ganz mit Gold gefüllt war, mit einem schön geschliffenen Schwerte, auf welchem folgende Inschrift stand: durch dieses Schwert wird der Ritter Guido den Feind des Tyrius überwinden. Wie aber Guido diesen Drachen gefunden hatte, freuete er sich sehr und sprach zu Tyrius: mein Lieber, ich schenke Dir den ganzen Schatz, allein das Schwert will ich für mich behalten. Tyrius aber erwiderte: o Herr, ich habe es um Dich nicht verdient, daß Du mir ein solches Geschenk machst. Und jener sprach: schlage Deine Augen auf und schaue mich an, ich bin ja Dein Geselle Guido. Wie aber jener das hörte, schaute er ihn genau an und erkannte ihn sogleich, fiel vor Freude zur Erde nieder, weinte bitterlich und sprach: nun habe ich genug gelebt, da ich Dich wieder gesehen habe. Jener aber versetzte: stehe schnell auf, Du solltest Dich lieber über meine Ankunft freuen als weinen, denn ich werde gegen Deinen Widersacher für Dich kämpfen, und wir Beide werden mit Ehren nach England ziehen; siehe nur vor allen Dingen zu, daß Du keinem Menschen sagst, wer ich bin. Hierauf stand Tyrius auf, fiel ihm um den Hals und küßte ihn, begab sich aber

nachher mit dem Golde in sein Haus, indessen Guido sich nach dem königlichen Palast verfügte und an die Pforte desselben klopfte. Der Thürhüter fragte sogleich nach dem Grunde seines Klopfens, jener aber sprach: ich bin ein Pilger, der neulich vom heiligen Grabe gekommen ist; gleich ließ man ihn ein und stellte ihn dem Könige vor. Es saß aber an der Seite des Königs jener Raubritter, der den Tyrius um Ehre und Gut gebracht hatte, und der König fragte: wie stehts jetzt mit dem gelobten Lande? Jener aber sprach: jetzt herrscht tiefer Friede daselbst, und Viele sind zum Christenthume bekehrt worden. Der aber fragte weiter: hast Du vielleicht jenen englischen Ritter Guido gesehen, der so viele Schlachten gewonnen hat? Jener aber antwortete: o ja Herr, den habe ich oft gesehen und sogar mit ihm gespeist. Darauf sagte jener: spricht man dort auch von den Königen der Christenheit? Der Pilger entgegnete: o ja Herr, auch über Deine Person, wie die Saracenen und andere Ungläubigen Dein Reich viele Jahre lang in Besitz gehabt haben, und wie Du durch einen Ritter Namens Plebeus jenen edeln Ritter Tyrius aller seiner Ehren und Schätze beraubt hast, und man spricht, das sey ungerecht von Dir gehandelt gewesen. Wie das Plebeus gehört hatte, sprach er: Du falscher Pilger, der Du solche Lügen erzählst, Du verdientest wohl ihn vertheidigen zu müssen, falls ich gegen Dich kämpfen wollte, denn Tyrius wollte den König, unsern Herrn vom Throne stoßen. Da sprach Guido zum König: mein Herr, weil jener spricht, ich sey ein falscher Pilger und der Ritter Tyrius ein Verräther, so will ich mit Eurer Erlaubniß mit ihm kämpfen und an seinem Leibe beweisen, daß er ein falscher Verleumder ist. Der König aber entgegnete: mir ist's ganz recht, ich bitte Dich sogar Dein Vorhaben auszuführen.

Hierauf sprach jener: Herr gieb mir Waffen. Der König versetzte: Alles, was Du bedarfst, sollst Du bereit finden. Hierauf bestimmte er den Tag des Zweikamfes zwischen ihnen, weil er aber fürchtete, der Pilger Guido möchte indessen durch Hinterlist umgebracht werden, so rief er seine Tochter, die noch Jungfrau war, zu sich und sprach zu ihr: mein Kind, wenn Du Dein Leben lieb hast, so bewache diesen Fremdling sorgfältig, und Du sollst Alles haben, was Du brauchst. Hierauf führte sie den Pilger in ihre Kammer, ließ ihn ein Bad nehmen und behielt ihn nach Gefallen bei sich. Wie aber der Tag des Kampfes gekommen war, da stellte sich früh Plebeus gewappnet ans Thor und schrie: wo ist jener falsche Pilger, warum zaudert er so lange? Wie aber jener das gehört hatte, legte er seine Waffen an, und Beide begaben sich auf den Kampfplatz. Sie stießen nun Beide so mit ihren Lanzen zusammen, daß Plebeus beinahe seinen Geist hätte aufgeben müssen, wenn er nicht einmal trinken konnte, er sprach also: o guter Pilger, erlaube mir nur einmal Wasser zu trinken. Der aber versetzte: wenn Du mir versprichst getreulich mir dieselbe Gefälligkeit erzeigen zu wollen, wenn es die Noth erfordert, so erlaube ich es. Der aber entgegnete: ich verspreche Dir das auf mein Wort. Hierauf begab er sich zu einer Quelle und trank sich satt, rannte aber sodann mit seiner ganzen Kraft wider den Guido an, und Beide kämpften nun mannhaft gegen einander, bis auch Guido Durst bekam und sprach: mein Bester, erzeige mir jetzt dieselbe Gefälligkeit, die ich Dir erzeigt habe, denn ich habe unglaublichen Durst. Jener aber erwiderte: ich schwöre zu Gott, daß Du nur an meiner tapfern Faust Deinen Durst stillen sollst. Wie aber Guido Solches hörte, vertheidigte er sich so, daß er der Quelle zu nahe kam, und

als er ganz nahe dem Gewässer war, sprang er auf einmal hinein und trank so viel er Lust hatte. Hierauf verließ er das Wasser wieder, stürzte auf jenen wie ein brüllender Löwe los, und der Andere suchte sein Heil in der Flucht, der König aber, als er dieß gewahr ward, ließ sie von einander trennen und diese Nacht ausruhen, damit sie Beide am morgenden Tage zum Kampfe bereit wären. Der Pilger aber begab sich wieder in das Gemach der Königstochter, welche ihm jede Erquickung verabreichte, seine Wunden verband, und nachdem er eine Mahlzeit gehalten, auf einem sehr festen hölzerren Bette seine Ruhestätte aufschlagen ließ; jener aber, der vom Kampfe ermüdet war, begann einzuschlafen. Nun hatte aber Plebeus sieben tapfere Söhne, diese rief er zu sich und sprach zu ihnen: Ihr Lieben, Ihr seid meine Söhne, ich sage Euch, daß, wenn dieser Fremdling nicht noch in dieser Nacht getödtet wird, ich morgenden Tages werde unter die Todten gezählt werden, denn einen tapferen Mann, als er ist, habe ich noch nicht gesehen. Jene aber sprachen: Vater, in dieser Nacht soll er also abgethan werden. Um Mitternacht aber, als Jedermann schlief, drangen sie in das Gemach der Prinzessin, welches nahe am Meere gebaut war, so daß das Meerwasser unter dem Zimmer dahin strömte. Sie sprachen aber zu einander: wenn wir ihn in seinem Bette ermorden, sind wir wieder des Todes, wir wollen ihn also zusammen samt seinem Bette ins Meer stürzen, denn dann wird es beim Volke heißen, daß er die Flucht genommen hat. Hierauf ergriffen sie den schlafenden Pilger und warfen ihn ins Meer. Der Fremde schlief aber fest und merkte nichts. Es befand sich aber zur selbigen Nachtzeit ein Fischer auf dem Meere, der, als er das Getöse, welches das Bett beim Herabstürzen machte, hörte und dasselbe beim

Mondenlichte erblickte, sich wunderte und mit lauter Stimme rief: sage mir um Gottes Willen, wer Du bist, auf daß ich Dich retten kann, ehe Du untersinkst. Wie aber Guido das Schreien hörte, erwachte er aus seinem Schlafe, und weil er die Sterne am Firmamente erblickte, wunderte er sich, wo er sey, und da er bald erkannte, daß er sich im Wasser befinde, rief er dem Fischer zu: Lieber hilf mir und ich will Dich belohnen, denn ich bin ein Pilger, der gestern auf dem öffentlichen Kampfplatze focht, wie ich aber hierher gekommen bin, davon weiß ich auch gar nichts. Als das der Fischer hörte, nahm er ihn in seinen Kahn auf, führte ihn mit sich in sein Haus und hieß ihn in einem Bette der Ruhe pflegen. Es kamen aber die Söhne des Plebeus zu ihrem Vater und meldeten ihm, wie jener im Meere begraben liege, und er sich fürder nicht mehr fürchten solle. Plebeus aber freuete sich nicht wenig, stand bei Zeiten auf, wappnete sich und begab sich an die Pforte des Palastes und rief: führet jenen Pilger heraus, auf daß ich mich an ihm rächen kann. Wie das der König gehört hatte, gebot er seiner Tochter ihn zu wecken, damit er sich zum Kampfe rüsten könne, jene aber begab sich zu seinem Lager und fand ihn nicht. Das Mägdlein aber weinte bitterlich und sprach: weh mir, mein Schatz ist fort: und meldete es ihrem Vater, wie sie ihn nicht mehr angetroffen habe. Aber auch der König ward sehr traurig, sie wunderten sich aber, als sie auch das Bett nicht mehr fanden. Hierauf meinten Einige, er sey geflohen, Andere aber, man habe ihn ermordet, und Plebeus schrie beständig an der Pforte: führet diesen Fremdling heraus, denn ich will heute seinen Kopf dem Könige überreichen. Während man aber im Schlosse noch Nachforschungen anstellte, was aus dem Pilger geworden sey, kam der

Fischer zum Könige und sprach: Herr, trauert nicht länger, denn als ich diese Nacht mit Fischen auf dem Meere beschäftigt war, fand ich den in's Wasser gestürzten Pilgrim, nahm ihn auf, führte ihn in mein Haus und habe ihn daselbst schlafend verlassen. Wie das der König hörte, freuete er sich sehr und schickte nach ihm, daß er sich zum Kampfe rüsten sollte. Als aber Plebeus vernahm, daß jener nicht todt sey, fürchtete er sich sehr und begehrte vom Könige einen Aufschub des Kampfes. Der König wollte ihm aber auch nicht eine einzige Stunde lang Waffenstillestand zugestehen, sie begaben sich also Beide auf den Kampfplatz und hieben auf einander los, allein schon beim dritten Hiebe schlug ihm Guido den Arm ab, nachher auch das Haupt und überreichte es dem König. Der König aber freuete sich sehr, daß der Fremde einen so rühmlichen Triumph erhalten hatte, und wie er vernahm, daß ihn die Söhne des Plebeus ins Meer gestürzt hatten, ließ er sie an den Galgen hängen, der Pilger aber beurlaubte sich beim Könige. Der bot ihm aber viele Geschenke, wenn er bei ihm bleiben wolle, allein dieser willigte nicht ein. Hierauf gab ihm jener viel Gold und Silber, was er aber alles seinem Tyrius gab, und er, samt dem Könige, setzte diesen nun in seine frühere Würde und große Güter wieder ein, und er nahm dann Abschied vom Könige. Der König aber sprach zu ihm: mein Lieber, ich habe bei Gott eine Bitte an Dich, nehmlich daß Du mir, ehe Du fortziehst, Deinen Namen sagst. Jener aber entgegnete: Herr ich heiße und bin jener Guido, von dem Du schon gehört hast. Als das der König hörte, fiel er ihm um den Hals und verhieß ihm einen großen Theil seines Reiches, so er bei ihm bleiben wolle. Der aber wollte sich durchaus nicht dazu verstehen, sondern küßte den König und begab sich hin-

weg. Guido aber langte bald in England an und kam an seine Burg; er fand aber eine große Menge Bettler vor dem Thore derselben sitzend, und die Gräfin, seine Gemahlin, saß als Pilgerin gekleidet mitten unter ihnen, wartete ihnen in Person alle Tage auf und gab jedem Armen einen Heller mit den Worten: betet für meinen Herrn Guido, daß ich, ehe ich sterbe, mich noch an ihm letzen kann, und er glücklich wieder nach Hause kommt, denn er ist nach dem heiligen Grabe ausgezogen. Nun begab es sich aber am selbigen Tage, daß ihr Sohn, welcher jetzt sieben Jahre alt war, in prächtigen Kleidern seine Mutter unter die armen Leute begleitete: wie nun das Kind hörte, daß seine Mutter jedem Bettler den Namen ihres Herrn Guido nannte, sprach er: o Mutter, ist das mein Vater, den Du den armen Leuten so empfiehlst? Jene aber erwiderte: ja mein Sohn. In der dritten Nacht, nachdem ich Dich empfangen hatte, ist er von mir gegangen, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Wie aber die Frau der Reihe nach durch die Bettler schritt, kam sie auch zu ihrem Manne Guido und gab ihm Almosen, wußte aber durchaus nicht, wer er war. Er aber neigte sein Haupt zur Erde, um nicht erkannt zu werden, und wie nun die Dame auch zu den andern Armen weiter ging, folgte ihr ihr Sohn, und wie Guido seine Augen wieder aufschlug und seinen Sohn erblickte, den er vorher noch nie gesehen hatte, konnte er sich nicht mehr halten, sondern nahm sein Kind auf den Arm, küßte es und sprach: mein süßes Kind, möge Dir unser Herrgott die Gnade verleihen, ihm stets wohlgefällig zu seyn. Als aber die Mägde sahen, daß er ihn geküßt hatte, rief man ihm zu, er solle nicht länger da stehen bleiben. Guido aber trat zu seiner Gemahlin und bat sie um einen Platz im Walde, wo er immer bleiben

könnte, sie aber, welche ihn für einen Pilger hielt, ließ ihm um Gottes und ihres Mannes Willen eine Einsiedelei bauen, wo er lange Zeit blieb. Als nun aber die Stunde seines Todes nahe war, ließ er seinen Diener rufen und sprach: geh schnell, mein Lieber, zur Gräfin hin, gieb ihr diesen Ring und sage ihr, daß, wenn sie mich zu sehen wünscht, sie sogleich ohne Verzug zu mir kommen soll. Der Bote begab sich aber zu seiner Gebieterin und zeigte ihr den Ring. Kaum hatte sie aber denselben erblickt, so rief sie mit lauter Stimme: das ist der Ring meines Mannes, machte sich schnellen Laufes nach dem Forste auf, allein ehe sie noch anlangte, war Guido schon gestorben. Sie warf sich über seinen Leichnam und schrie mit lauter Stimme: weh mir, meine Hoffnung ist dahin, und indem sie Seufzer und Wehklagen ausstieß, fügte sie hinzu: wo ist jetzt das Almosen, welches ich jeden Tag für meinen Herrn gespendet habe? Ich sah meinen Herrn Almosen empfangen und habe ihn nicht erkannt: Du hast Deinen Sohn vor Deinen Augen erblickt, ihn gestreichelt und geküßt, und Dich doch weder mir noch ihm zu erkennen gegeben. Was hast Du Guido gethan, Guido, nun werde ich Dich nie wieder sehen. Sie übergab also seinen Leib mit großen Ehren dem Grabe, und betrauerte seinen Tod viele Jahre lang.

Hundertunddreiundsiebzigstes Capitel.

Von der Last und Bürde dieser Welt und den Freuden des Himmelreichs.

Es begab sich einmal, daß ein König auf eine Messe zog und einen Meister mit seinem Schüler bei sich hatte.

Sie erblickten aber acht Päckte, die auf dem Markte zum Verkaufe ausgestellt waren. Der Schüler fragte nun seinen Meister über das erste, für wie viel die Armuth verkauft werde und wie viel Trübsale man um Gottes Willen leiden müsse? Jener aber erwiderte: für das Himmelreich. Der Schüler aber sprach: das ist ein großer Preis. Laß aber das zweite öffnen, damit wir sehen können, was darin ist. Der Meister aber sprach: Sanftmuth, denn selig sind die Sanftmüthigen. Der Schüler aber sprach: diese herrliche und Gottes würdige Sache, die Sanftmuth, wie viel kostet sie? Der Meister erwiderte: man zahlt zum Hohn der Welt kein Gold für sie, noch wird Silber gewogen sie einzutauschen, sondern Erde, denn nur Erde verlange ich für sie. Der Schüler aber sprach: von Indien bis Britannien liegt viel Land, das keine Bebauer hat, nimm Dir so viel Du willst. Der Meister entgegnete: keineswegs. Das ist das Land der Todten, welches seine Einwohner verschlingen, denn auf demselben sterben die Menschen, ich aber begehre Erde der Lebendigen. Der Schüler aber sprach: was kümmert mich, daß sie sterben, auch Du wirst, wenn Du es auch nicht willst, sterben: willst Du denn ewig leben? Siehe, selig sind die Sanftmüthigen, denn dort oben werden sie ein Land haben. Was enthält aber das dritte? Der Meister sprach: Hunger und Durst. Der Schüler fragte: wie theuer kann man sie haben? Der Meister sprach: der Preis heißt Gerechtigkeit. Selig sind die nach Gerechtigkeit hungern und dürsten, denn sie werden satt gemacht werden. Der Schüler versetzte: also wirst Du satt werden, wenn aber keine Gerechtigkeit in Dir ist, wird man Dich nicht achten. Was enthält aber das vierte? Der Meister sprach: Thränen, Weinen, Wehklagen pflegt man nicht zu kaufen, indessen kaufe ich es, weil dieser

Preis von dem Heiligen gefordert wird, denn selig sind die Traurigen, weil sie werden getröstet werden. Was enthält aber der fünfte Sack? Der Lehrer erwiderte: eine kostbare Sache, das Erbarmen, von welchem ich glaube, daß es Dir gefallen wird. Daß ich Dich aber nicht aufhalte, ich begehre Erbarmen für Erbarmen, Ewiges für Zeitliches. Der Schüler aber sprach: Du bist kein guter Kenner Deiner Waaren, denn nie wirst Du für Zeitliches Ewiges einhandeln, wenn nicht das Erbarmen für Dich handelt. Dieses wird Dir aber für Deinen Glauben werden, denn selig sind die Mitleidigen, denn auch sie werden Mitleid finden. Allein bereits haben wir Ueberfluß an Armuth, Elend und Drangsalen, packe also das sechste aus, ob es vielleicht etwas Besseres enthält. Der Meister entgegnete: der Sack ist ganz voll, aber diese Waare liebt nicht, wie der Purpur, die Augen der Welt, sondern will im geheimen Kämmerlein gesehen seyn, und da soll über ihren Preis gefeilscht werden. Der Schüler sprach: wir haben es geprüft, was ist aber das hier? Der Lehrer entgegnete: hierin sind enthalten Reinheit des Herzens, Frömmigkeit, Güte, Mitleid, Liebe und Freude im heiligen Geiste, lauter kostbare, goldne und silberne Gefäße. Hier werden kostbare Gewänder ausgelegt, als da sind Lesen, Nachdenken, Predigten, Betrachtungen, Gerichte des Herrn an sich selbst gerecht worden, weit wünschenswerther als Gold und Edelgestein. Der Schüler sprach: wenn man diese bewahrt, wird die Vergeltung groß seyn, fordere also was Du willst. Der Meister entgegnete: Gott zu schauen. Der Schüler versetzte: selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Packe jetzt auch das siebente aus. Der Meister sprach: Frieden ist darin, und der Schüler versetzte: willst Du mir Deinen Frieden verkaufen? Da

sagte der Meister: es kommt meiner Armuth nicht zu, noch paßt es sich für Deine Gerechtigkeit, noch schickt es sich für Deinen Reichthum, daß Du von mir etwas umsonst annimmst, allein durch Deine Gaben habe ich bereits an Allem Ueberfluß, was ist also noch übrig? Ich bin ein Landmann von niedriger Herkunft, aus Koth gemacht und aus einem Erdenkloß geformt, ich bin meiner Niedrigkeit überdrüßig und will nicht, daß mir weiter noch gesagt werde: Du bist Erde und wirst wieder Erde seyn, sondern ich wünsche, daß man vielmehr zu mir spricht: Du bist Himmel und wirst in den Himmel eingehen. Ich begehre das Loos der Söhne Gottes zu theilen, ich wünsche ein Kind Gottes zu seyn. Der Schüler sprach: ich habe es gesagt, das gestehe ich und leugne es nicht, selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes heißen. Wenn Du also die kindliche Liebe bewahrst, wirst Du das Erbe Deines Vaters erhalten. Nun ist aber noch ein Packt übrig, rolle daher auch dieses auf. Der Meister sprach: es ist nichts darin als Trübsal und Verfolgungen um der Gerechtigkeit Willen. Der Schüler: und was forderst Du dafür? Der Meister: das Himmelreich. Der Schüler: ich habe Dir ja schon als Bezahlung oder Preis der Armuth dasselbe zugestanden? Der Meister aber sprach: freilich, aber Monat für Monat, Sabbath für Sabbath vergeht, und Deine Wünsche gehen immer fort, ich will also warten, was Dir in dieser Woche oder Monat noch übrig ist. Der Schüler versetzte: ich bewunderte Deine Klugheit im Handel, höre aber jetzt: ei Du guter und getreuer Knecht, weil Du über Wenig treu gewesen bist, werde ich Dich über Viel setzen, gehe ein zu Deines Herrn Freude.

Hundertundvierundsiebzigstes Capitel.

Wie das, was die Natur lehrt, Niemand aufheben kann, und von der Vergeltung der Undankbarkeit.

Einst ritt ein Kaiser nach Mittag auf die Jagd, es begab sich aber, daß er durch einen Wald kam und eine von Hirten gefangene und an einen Baum gebundene Schlange antraf; die Schlange aber brüllte gräßlich, und der Kaiser, von Mitleid gerührt, machte sie los und steckte sie in seinen Busen, um sie wieder zu erwärmen. Sobald sie aber warm geworden war, begann sie ihn zu stechen und ihr Gift auf ihn zu schießen, und der Kaiser sprach: was thust Du, warum vergiltst Du Gutes mit Bösem? Die Schlange aber bekam, wie einst Bileams Eselin, das Vermögen zu reden und sprach: Niemand kann ändern, was die Natur uns gelehrt hat: Du hast gethan, was Du mußtest, ich aber habe meiner Natur gemäß gehandelt. Du hast so viel Menschlichkeit bewiesen, als Du vermochtest, ich aber dafür gethan, was mich mein Instinct gelehrt hat. Ich habe Dir Gift gegeben, weil ich nichts als Gift hatte, und immer ein Feind des Menschen seyn werde, weil ich um eines Menschen Willen bestraft und verflucht worden bin. Wie sie nun also mit einander stritten, ward ein gewisser Philosoph herbeigerufen, auf daß er zwischen ihnen Richter wäre, und ein gerechtes Urtheil fällte. Der Weise aber sprach: alles Dieses höre ich nur durch Eure Worte und Erzählung. Wenn ich aber die Sache selbst sehen könnte, über die Ihr redet, wollte ich wohl ein Urtheil sprechen. Ich wünsche also, daß die Schlange wie vorher an den

Baum gebunden werde, und der Herr Kaiser sich jetzt von ihr freimache, alsdann will ich beide Theile richten. Wie das geschehen war, sprach der Weise zur Schlange: jetzt bist Du wieder angebunden, mache Dich selbst los, wenn Du kannst, und entferne Dich. Die Schlange erwiderte: das kann ich nicht, weil ich so fest gebunden bin, daß ich mich nicht zu rühren vermag. Der Weise sprach: also wirst Du sterben müssen, denn Du bist immer und von je her undankbar gegen die Menschen gewesen, und wirst es stets seyn. Hierauf wendete er sich zum Kaiser und sprach: Herr, jetzt bist Du frei, drücke das Gift aus Deinem Busen und ziehe Deine Straße, laß Dich aber künftig nie wieder in eine solche Thorheit ein, weil die Schlange nichts Anders machen kann, als was sie die Natur gelehrt hat. Wie das der Kaiser hörte, dankte er dem Weisen, daß er ein so gerechtes Urtheil gefällt hatte und ging davon.

Hundertundfünfundsiebzigstes Capitel.

Von der Sonderbarkeit und den Wundern der Welt.

Plinius erzählt uns, daß einige Menschen Hundsköpfe haben, welche mit Gebell reden und in Thierfelle gekleidet sind. Darunter sind aber die Priester zu verstehen, welche alle mit Thierfellen bekleidet seyn sollen, d. h. mit strenger Buße, um Andern ein gutes Beispiel zu geben. So sind in Indien gewisse Leute, die nur ein Auge über der Nase mitten auf der Stirn haben und das Fleisch der Thiere essen. Darunter werden aber die Menschen gemeint, die nur das eine Auge der Vernunft besitzen, welches sie auf der Stirn tragen, aber

nicht freien Willen haben. So sind in Lybien gewisse Frauenzimmer, die keinen Kopf, aber Maul und Augen auf der Brust haben. Diese Weiber aber bedeuten die Menschen, welche demüthig Gehorsam mit der Brust leisten wollen, aber kein leichtfertiges Herz haben und Alles, was sie äußerlich thun wollen, vorher wohl und klüglich in ihrem Herzen bedenken. Im Morgenlande, nahe am irdischen Paradiese, wohnen Leute, die gar nichts essen und einen so kleinen Mund haben, daß sie durch einen Strohhalm trinken; sie leben aber vom Geruche des Obstes und der Blumen, und sterben plötzlich an einem übeln Geruche. Diese Menschen nun bezeichnen die Klosterleute, die vorzüglich im Essen und Trinken mäßig seyn sollen, d. h. einen kleinen Mund haben, um mit einem Strohhalm, d. h. mit Besonnenheit Essen und Trinken zu sich zu nehmen. Solche Leute sollen aber vom Geruch der Früchte und Pflanzen, d. h. geistig von guten Lehren und Tugenden leben, und so andern Menschen ein Muster in Keuschheit, Sparsamkeit und den andern Tugenden zu leben geben. Sie sterben aber an einem üblen Geruche, d. h. an plötzlicher Sündhaftigkeit, denn sobald Jemand eine Sünde begangen hat, stirbt der Mensch unserem Heilande, Christo Jesu. Allda sind auch Menschen ohne Nase mit einem vollen und runden Gesicht, die, was sie sehen, Alles für gut halten. Das sind aber die Thoren, denen die Spürnase des Unterscheidungsvermögens abgeht, so daß ihnen Alles, was sie sehen und thun, gut zu seyn dünkt. Es giebt aber auch Leute, welche eine so lange Nase und Unterlippe haben, daß sie, wenn sie schlafen, das ganze Gesicht damit zudecken. Diese bedeuten die gerechten Leute, die nach unten, d. h. nach der Welt zu die Lippe der Ueberlegung gar groß haben, indem

sie die Eitelkeit der Welt, den Neid und die Lügenhaftigkeit derselben betrachten, jedoch mit der Lippe der Wachsamkeit ihr ganzes Gesicht beschirmen, d. h. ihren ganzen Lebenswandel durch lebendiges Nachdenken, auf daß er nicht in Sündhaftigkeit einschlafe. In Scythien giebt es Leute, welche so lange und so große Ohren haben, daß sie mit ihnen ihren ganzen Körper zudecken können. Darunter sind die zu verstehen, welche gern das Wort Gottes hören, durch welches sie ihren Leib und ihre Seele vor Sünden behüten können. Es giebt auch Andere daselbst, welche wie die Thiere einherlaufen. Das sind diejenigen, welche weder Gott noch seine Heiligen in Ehren halten, sondern wie das unvernünftige Vieh von Sünden zu Sünden schreiten; gegen welches Petrus sagt: wollet nicht seyn wie das Pferd und das Maulthier, in welchem nicht ist u. s. w. Ebenso sind auch Leute allda mit Hörnern, kleinen Nasen und Bocksbeinen. Das sind die Hochmüthigen, welche überall die Hörner des Hochmuths zeigen, zu ihrem persönlichen Heil die Spürnase der Besonnenheit sehr klein, im Rennen nach der Wollust die Beine eines Bockes haben. Denn die Ziege ist sehr schnell im Laufen und geschickt zum Klettern: dieß wende auf die Hoffährtigen an. In Aethiopien giebt es Leute, welche zwar nur ein Bein haben, allein von so großer Schnelligkeit sind, daß sie die wilden Thiere im Laufen jagen. Das sind die Leute, welche nur das eine Bein der Vollkommenheit gegen Gott und ihren Nächsten haben, d. h. das Bein der Liebe. Diese laufen schnell dem Himmelreich zu. In Indien wohnen die Pygmäer, die nur zwei Ellen lang sind, auf Böcken reiten und mit den Kranichen fechten. Darunter hat man die zu verstehen, welche klein sind, ein langes Leben zwar gut begonnen, aber

nicht darin ausgehalten haben, und nicht mannhaft gegen die Kraniche, d. h. der Laster Schmutz ankämpfen. Es befinden sich in Indien auch einige Leute, welche sechs Hände haben, nackt und behaart sind und sich an einem Strome aufhalten. Die Menschen mit den sechs Händen, bedeuten aber die Eifrigen, welche arbeiten, auf daß sie das ewige Leben erringen, wie Petrus sagt: meine Seele ist immer in meinen Händen. Unter den nackten Menschen muß man sich die der Tugend beraubten Sünder denken, welche am Strome dieser Welt wohnen. Dort wohnen auch Menschen, die an den Händen sechs Finger und an den Füßen sechs Zehen haben, sieben Tage lang sich vor jedem Flecke der Sünde hüten und den siebenten Tag feiern und heilig halten. Man findet daselbst auch Weiber mit Bärten, die bis auf die Brust gehen, deren Kopf aber ganz kahl ist. Das sind die gerechten Menschen, welche die gerade Straße der Lehre der Kirche beobachten, und sich weder durch Liebe noch Haß davon abbringen lassen. In Antiochien sind auch Leute mit vier Augen: das sind die, welche Gott, die Welt, den Teufel und das Fleisch fürchten. Ein Auge richten sie auf Gott hin, um recht zu leben und wie sie ihm gefallen sollen, das zweite auf die Welt, wie sie dieselbe fliehen müssen, das dritte auf den Teufel, wie sie ihm Widerstand leisten können, das vierte auf das Fleisch, wie sie es kreuzigen sollen. In Europa leben irgendwo schöne Leute, die aber den Kopf, Hals und Schnabel von Kranichen haben. Das sind die Richter, welche wie der Kranich einen langen Hals haben sollen, damit sie eher in ihrem Herzen klüglich überlegen, als sie das Urtheil auf der Zunge haben, und wären alle Richter so, hätten wir nicht so viele schlechte Urtheilssprüche.

Hundertundsechsundsiebzigstes Capitel.

Von der Seelen Arznei.

Es gab einst einen Knaben, der vom Nabel aufwärts in zwei Hälften gespalten war, so daß er zwei Köpfe und eine doppelte Brust besaß, und ebenso ein jeder seine eigenen Sinnwerkzeuge, so daß, wenn der eine aß oder schlief, der andere dieses nicht that. Nachdem sie so zwei Jahre mit einander gelebt hatten, starb der eine, indem ihn der andere noch drei Tage überlebte. So erzählt Plinius, daß in Indien ein Baum war, dessen Blüthen einen süßen Geruch und dessen Früchte einen lieblichen Geschmack hatten. Neben diesem Baume lag aber eine Schlange, welche Jacorlus hieß und den Geruch dieses Baumes haßte. Darum begab sie sich, um Blüthen und Früchte zu vernichten, an die Wurzel des Baumes und spritzte ihr Gift auf sie; wie das der Gärtner sah, nahm er Theriak aus diesem Lande und träufelte ihn durch die Spitze eines Rüthchens auf das Ende der Aeste. Dieser aber warf bald das Gift aus der verpesteten Wurzel und machte den unfruchtbaren Baum wieder Früchte tragend.

Hundertundsiebenundsiebzigstes Capitel.

Von der Verfolgung.

Einst richtete der König Aßverus allen Fürsten und Völkern seines Reiches ein großes Gastmahl aus, wie das erste Buch Esther sagt. Er befahl aber die Königin

Vasti zu diesem Male zuzulassen, auf daß das Volk ihre Schönheit erblickte, und als sie sich weigerte herein zu kommen, nahm ihr der König die Krone ab, und Esther bekam an ihrer Statt das Scepter. Nach diesem erhob der König einen gewissen Aman zur Herrschaft und machte ihm alle Fürsten unterthan. Als sich aber alle angeschickt hatten ihre Knie zu beugen, wollte alleine Mardocheus, der Onkel der Königin, sich vor ihm nicht niederwerfen. Darüber ward er zornig und beschloß ihn mit seinem ganzen Stamm hinrichten zu lassen. Er befahl mit seinem königlichen Insiegel alle Juden in seinem, des Aßverus Reiche, zu vertilgen, und ließ einen hohen Galgen errichten, an welchen er den Mardocheus henken lassen wollte. Unterdessen kamen zwei Männer auf den Gedanken, den König zu ermorden, die klagte Mardocheus an, und der König befahl die Verrathenen zu verderben, den Mardocheus in Purpur zu kleiden, ihm eine Krone aufzusetzen und auf einem königlichen Rosse durch die Stadt zu führen. Aman aber mußte mit Soldaten vorausgehen und sein Lob singen. Nun sagte Mardocheus der Königin, daß Aman sie mit ihrem Volke und ihrer Verwandtschaft dem Tode geweiht hätte, denn er habe dem ganzen Volke ein Fasten angesagt und peinige sich selbst mit Fasten und Beten. Hierauf stellte sie ein Gastmal an und lud den König dazu ein, befahl auch dem Aman sich einzufinden, und über Tische bat sie den König um ihres Volkes Leben und berichtete, wie alle die Ihrigen vom Aman zum Tode verdammt seyen. Hierauf ließ ihn der König voller Wuth an denselben Galgen hängen, den er für Mardocheus hatte zurichten lassen, machte dann den Mardocheus selbst zu einem Fürsten, der die ganze Verwandtschaft des Aman vernichtete; indessen ist durch die Fügung Gottes das un-

schuldige Volk erlöst und der böse Samen gänzlich vertilgt worden.

Hundertundachtundsiebzigstes Capitel.

Von der Vorsehung, die die Mutter alles Reichthums ist.

Ein gewisser König wünschte zu wissen, wie er sich und sein Reich regieren solle, er berief also einen Mann zu sich, der Andere an Weisheit übertraf und sprach: mein Lieber, gieb mir doch ein Bild an, nach welchem ich mich und mein Land regieren kann. Jener aber entgegnete: Herr, sehr gern. Er ließ hierauf sogleich an der Wand einen König mit einer Krone auf dem Haupte in folgender Gestalt abmalen. Ein König, in Purpur gekleidet, saß auf einem Throne, hielt in seiner linken Hand einen Ball, in der Rechten trug er einen Scepter und über seinem Kopfe hatte er eine brennende Leuchte. Links von ihm saß die Königin, eine sehr schöne Dame mit einer Krone und einem goldbestickten bunten Gewande bekleidet. Auf der andern Seite waren Räthe, die auf Sesseln saßen und vor sich ein offenes Buch hatten. Ganz vorn unter dem Könige war ein Ritter zu Pferde, mit Waffen geschmückt, einen Helm auf dem Haupte, einen Speer in der Rechten, an der Linken durch einen Schild geschützt, ein Schwert an seiner rechten Seite, seinen Leib geharnischt, Spangen auf der Brust, eiserne Beinschienen an seinen Lenden, Sporen an seinen Füßen, eiserne Handschuhe an seinen Fäusten und ein zum Kampfe abgerichtetes Roß mit seinem Geschirre. Unter dem König waren

auch seine Stellvertreter abgebildet, der eine saß wie ein Ritter zu Rosse, mit einem Mantel und einer Kappe, mit verschiedenen Pelzen angethan, und in der rechten Hand eine Ruthe ausgestreckt haltend. Auf gleiche Weise standen auch unter den Stellvertretern gemeine Leute, deren Gestalt folgende war: ein Mann, ganz wie ein anderer Mensch anzusehen, hielt in seiner rechten Hand eine Hacke, mit der man die Erde aufgräbt, mit der linken einen Stab, mit welchem eine Heerde Rindvieh getrieben wird, in seinem Gürtel stack eine Sichel, mit welcher man Korn mäht und die unnützen Ranken der Weinstöcke und Bäume beschneidet. Auf der rechten Seite des Königs vor dem Ritter war ein Handwerksmann dargestellt, dessen Abbildung so war, daß er in Menschengestalt in seiner Rechten einen Hammer führte, in seiner Linken eine Axt und in seinem Gürtel einen Topf mit Kitt hängen hatte. Ebenso stand vor den Landleuten ein Mann, der in seiner Rechten eine Zange hielt, in seiner Linken ein großes und hohes Schwert, an seinem Gürtel eine Schreibtafel und ein Tintenfaß mit Encaustum, hinter seinem rechten Ohre stack aber eine Schreibfeder. Ebenso stand vor dem Bauer auch ein Mann, der abgebildet war, wie er eine Wage mit Gewichten in der Rechten hielt, in der Linken eine Elle, am Gürtel einen Beutel mit mancherlei Münzsorten hatte. Ebenso standen vor der Königin Aerzte und Spezereihändler in folgender Gestalt: ein Mann stand auf einer Lehrkanzel, ein Buch in der Rechten und einen Topf samt einer Büchse in der Linken, am Gürtel hatte er eiserne Instrumente, um Geschwüre und Wunden zu sondiren. Ebenso stand neben ihm ein Mann, der so abgebildet war: er hielt seine rechte Hand erhoben, um die Vorübergehenden in seine Herberge einzuladen, seine

Linke aber war ganz voll gestopft durch ein schönes Brod, und über sich hatte er ein Weinfaß, an seinem Gürtel aber hingen Schlüssel. Auf der linken Seite aber vor dem Ritter befand sich ebenfalls ein Mann, der folgender Maßen aussah: in der rechten Hand hielt er ein großes Schlüsselbund, in seiner linken eine Elle, und an seinem Gürtel hing ein Beutel mit Hellern. Endlich stand vor dem Könige noch ein Mann mit struppigen und verworrenen Haaren, in der Rechten hielt derselbe etwas Geld, in der Linken drei Würfel, an seinem Gürtel hing eine Büchse mit Schriften angefüllt. Wie nun der König das Gemälde betrachtet hatte, gab er sich so viel Mühe, daß er endlich weise ward.

Hundertundneunundsiebzigstes Capitel.

Von Schlemmerei und Trunkenheit.

Cäsarius spricht über das verabscheuungswürdige Laster der Schlemmerei und Trunksucht. Es ist aber der Gaum allein im Körper die unmäßige und verlockende Begierde nach Speise und Trank. Seine Töchter sind Unreinlichkeit, läppisches Wesen, ungeschicktes Frohlocken, Schwätzerei, und Stumpfheit der Sinne des Verstandes. Es liegen am im Gaume und der Kehle fünf Grade zum Sündigen: der erste ist, kostbare und delicate Speisen aufzufinden, der zweite, solche Speisen sorgfältig zuzubereiten, der dritte, sie vor der Zeit zu sich zu nehmen, der vierte, sie allzugierig, und der fünfte, sie in zu großer Quantität zu verzehren. Durch seinen Gaumen überwunden, unterlag Adam, der erste Mensch im Paradiese, Jakob entriß dem Esau die Erstgeburt, die

Kehle verlockte die Sodomiter zur Sünde, sie streckte die Kinder Israel in der Wüste zu Boden, wie der Psalmist sagt: noch waren Leckerbissen in ihrem Munde, als der Zorn Gottes über sie kam. Die Gottlosigkeit Sodoms hatte ihren Grund darin, daß sie allzuviel Brod hatten und desselben satt waren. Der Mann Gottes Abdo, welcher nach Bethel gesandt war, ward wegen seiner Gefräßigkeit von einem Löwen verschlungen. Denn der Reiche, wie es im Evangelio heißt, der täglich speiste, liegt jetzt in der Hölle begraben. Nabusardan, der Oberkoch, d. h. der Gaum, hat Jerusalem zerstört. Du siehst, wie viel Gefahren in ihm sind. Wir wollen auch das Zeugniß der Schrift zu Hülfe nehmen. Salomo sagt nehmlich: wehe dem Lande, dessen Fürsten früh Morgens essen. Derselbe spricht: alle Arbeit liegt im Munde des Menschen, und doch wird seine Seele nicht voll werden. Seine Tochter ist aber die Trunkenheit, weil das Laster des Gaumes die Ueppigkeit gebiert, das ist aber die scheußlichste Pest, denn was kann häßlicher seyn, als dieses Laster? Was ist verdammenswerther als dieses, durch welches die Tugend durch einen langsamen Sieg aufgerieben wird, die eingeschläferte Ruhmsucht verkehrt sich in Tollheit, und die Kräfte der Seele und des Leibes werden zerstört. Weil Basilius sagt: wenn wir dem Bauche und unserem Gaumen dienen, sind wir wie Thiere und bemühen uns dem Vieh ähnlich zu werden, welchem die Natur verstattet hat, zu solchen Dingen Neigung zu empfinden, auf den Boden nieder zu blicken und dem Bauche zu gehorsamen. So sagt im vierten Buche über den Trost: wer die Tugend verlassen hat, hört auf ein Mensch zu seyn, denn da er in die göttliche Natur nicht übergehen kann, bleibt ihm nur noch übrig, sich in ein Vieh zu verwandeln. Und

der Herr spricht im Evangelium: sehet zu, daß Euere Herzen nicht schwer werden vom Rausche und Trunkenheit. O wie viel und was für Menschen hätten große Weisheit und einen festen Sinn erlangt, wenn sich ihnen nicht die Gluth der Gefräßigkeit und des Weines in den Weg gestellt hätte. Wie gefährlich ist es, daß ein Hausvater oder Staatsbeamter durch Wein warm wird, weil durch diesen der Jähzorn entbrennt, die Besonnenheit verdunkelt wird, die Wollust entsteht und so entflammt wird, daß die böse Lust, wenn die Vernunft des Menschen eingeschlummert ist, sich in gottloses Thun einläßt. Weshalb Ovidius sagt: „wenn viel Wein Du nimmst zu Dir, Muth zur Lieb' er bringt herfür." O Du schändlicher Wein der Trunkenheit, durch welche die Jungfräulichkeit zu Grunde geht, welche die Schwester der Engel ist, der Besitz aller Guten und die Ruhe der ewigen Freuden. Noah, von Wein erhitzt, entblößte sich und zeigte seinen Söhnen etwas, worüber er sich hätte schämen sollen. Der keusche Loth, von allzu starkem Wein eingeschläfert, floh auf einen Berg und erkannte seine Töchter in fleischlicher Vereinigung wie seine Frauen. Wir lesen, daß Personen durch Wein so zum Zorn entflammt wurden, daß sie, welche eine so enge Freundschaft verband, daß nüchtern einer sich des andern Gefahren würde ausgesetzt haben, sich gegenseitig mit dem Schwerte umbrachten. Herodes Antipas hätte dem heiligen Johannes nicht das Haupt abschlagen lassen, wenn das Mahl des Rausches und der Trunkenheit nicht gewesen wäre. Balthasar, der König von Babilonien, wäre nicht seines Lebens und Landes beraubt worden, wäre er in der Nacht, wo ihn die Könige Cyrus und Darius samt seinem Volke, einen Rausch ausschlafend, tödteten, nüchtern geblieben. Darum mahnt uns der Apostel ab

von der Trunkenheit, wenn er spricht: seyd nüchtern und wachet. Wir wollen also den Herrn bitten, daß wir auf Erden so die Nüchternheit bewahren, daß wir im Himmel zu seinem Mahle geladen werden.

Hundertundachtzigstes Capitel.

Von der Treue.

Paulus, der Longobarden Geschichtschreiber, erzählt, daß ein gewisser Krieger Onulphus aus Pavia seinem Könige Portaticus solche Beweise seiner Treue gegeben hatte, daß er sich für die Rettung seines Herrn sogar dem Tode preis gab. Da denn Grimmoaldus, der Beneventaner Herzog, durch den Genebaldus, den ersten Herzog von Ravenna und Verräther an der königlichen Krone, nachdem Godobertus, der Longobardenkönig, getödtet worden war, mit Gewalt und List bis zum Zelte des Königs vorgedrungen war, nachdem der leibliche Bruder dieses genannten Königs Godobertus bis zu den Ungarn auf seiner Flucht gejagt worden war, suchte der genannte Ritter Onulphus den Portaticus mit dem Grimmoaldus zu versöhnen, damit er von Ungarn, wohin er nicht einmal aus Furcht vor Grimmoaldus gelangen konnte, um Verzeihung vor den Füßen des Königs bitten, und so ein sicheres Leben, wenn auch ohne Königswürde, die ihm eigentlich zukam, mit Anstand führen durfte. Als aber die Versöhnung vollständig erfolgt war, beschloß Grimmoaldus, nach einigen Tagen, weil er bösen Zungen allzuviel traute, den Portaticus selbst, mit dem er sich doch versöhnt hatte, am folgenden Tage zu ermorden, und befahl ihm Wein, der

ihn betrunken machen sollte, damit er auf keine Weise an seine Rettung denken konnte, vorzusetzen. Dieß blieb jedoch dem Onulphus, dem Ritter des Portaticus, nicht verborgen, weßhalb er mit seinem Waffenträger in das Haus des Portaticus ging, daselbst seinen Schildknappen in dessen Schlafgemach ließ, den Portaticus aber in einer verdeckten Sänfte wie seinen eigenen Waffenträger mit Drohungen, Schimpfen und Schlägen aus dem Hause führte und in sein eigenes Haus brachte, obgleich die Wächter oder Trabanten des Königs vor dem Hause des Portaticus aufgestellt waren und meinten, der genannte Schildknappe deß Onulphus sey betrunken herausgetragen worden. In derselbigen Nacht, zur Zeit des Hahnschreis, ließ aber Onulphus seinen geliebten Herrn, den Portaticus, von der Stadtmauer, an welche sein Haus stieß, an einem Seile hinab, der sich dann einige weidende Pferde einfing und nach der Stadt Asti floh, von wo aus er zum fränkischen König eilte. Wie nun am Morgen der genannte Onulphus und sein Schildknappe vom Könige festgehalten, und über die Art und Weise befragt wurden, wie sie ihren Herrn Portaticus befreit hätten, jene aber mit der einfachen Wahrheit antworteten, sprach der König zu seinen Räthen: welche Strafe verdienen die, welche also gegen unsern königlichen Willen gethan haben? Und da nun einer antwortete, man müsse sie hinrichten, der andere sie lebendig zu schinden, und ein dritter sie heimlich zu kreuzigen rieth, antwortete der König: bei dem, der mich hat geboren werden lassen, sage ich: diese Männer verdienen den Tod nicht, sondern jegliche Ehre, weil sie ihrem Herrn so treu gewesen sind. Also belohnte sie der König Grimmoaldus mit vielen Ehren und Geschenken, Genebaldus aber, der verrätherische Herzog der

Canimenter, ward durch die Hand des Waffenträgers seines ehemaligen Königs Godobert, dem er durch seine Verrätherei Krone und Leben geraubt hatte, am Feste Johannis des Täufers elendiglich aber mit Recht bei Turin umgebracht.

Hundertundeinundachtzigstes Capitel.

Vom Ehebruch.

Man liest, daß sich einst ein König einen Löwen, eine Löwin und einen Leoparden hielt, die er sehr lieb hatte. Wenn aber der Löwe nicht da war, beging die Löwin mit dem Leoparden Ehebruch, und pflegte, damit der Löwe ihre Treulosigkeit nicht spüren möchte, sich in einer Quelle in der Nähe des königlichen Schlosses zu baden. Wie aber der König das öfters bemerkt hatte, ließ er einstmals, als die Löwin wiederum treulos gegen ihren Mann gewesen war, den Brunnen verschließen. Als nun der Löwe zurückkam und den geschehenen Ehebruch spürte, hat er sie in Gegenwart Aller, wie ein Richter nach gesprochenem Urtheile zerrissen.

Erster Anhang.

Die in der lateinischen Redaction der Gesta Romanorum nicht enthaltenen, aber entweder in der altdeutschen gedruckten Bearbeitung oder in der Grimmschen Handschrift befindlichen Geschichten*).

Erste Erzählung.

✱ (18).

Von Alexander und Diogenes.

Saturnus, der Philosoph, schreibt uns, daß Diogenes freiwillig so arm war, daß er nichts besaß als eine Tonne: diese stand in einem Walde, er aber wohnte darin und hatte sie so gestellt, daß die Sonne den ganzen Tag hineinschien: darinnen saß er aber den ganzen Tag lang. Nun begab es sich eines Tages, daß der große Alexander mit seinem Gefolge zu ihm ging und sich mit ihm unterreden wollte, sich aber dabei so vor ihn hinstellte, daß ihn die Sonne nicht mehr bescheinen konnte,

---

*) Der Kürze wegen wird ein † andeuten, daß eine Erzählung nach dem altdeutschen Drucke, ein ✱, daß sie nach der Grimmschen Handschrift bearbeitet worden ist. Steht noch eine Ziffer in () dabei, so bezeichnet diese, ob die Erzählung auch im deutschen Drucke (nach der Kellerschen Ausgabe) enthalten, und das wievielste Capitel sie darin ist.

und also zu ihm sagte, er möge von ihm bitten, was er nur wolle, es solle ihm gewährt seyn. Da antwortete ihm Diogenes und sprach: so bitte ich Dich um weiter nichts, als daß Du mir nicht nimmst, was Du mir doch nicht geben kannst. Da fragte ihn Alexander, was das sey, was er ihm nicht zu geben vermöge, und Diogenes sprach zu ihm: meine Bitte besteht darin, daß Du nicht zwischen mich und die Sonne trittst, so daß Du mir ihren Schein entziehst, den Du mir doch nicht zu geben im Stande bist. Und also schied Alexander von ihm.

Zweite Erzählung.

* (26).

Von vier Einsiedlern.

Es wohnten einst in einem Hause vier Einsiedler gar reinen und seligen Lebenswandels, und sprachen eines Tages unter einander von gar gottseligen Dingen: unter andern kamen sie aber darin überein, daß ein Jeder seine Tugend sagen sollte. Da sprach der erste: er sey, wie ihm dünke, gar demüthig, der andere sagte, er sey geduldig, der dritte versicherte, er höre gern von Gott reden, und der vierte, er bete gern. Da wurden alle vier darüber einig, sie wollten Gott bitten, daß er ihnen zu wissen thäte, welcher unter ihnen der Vollkommenste sey. Und sie hörten eine Stimme, die sprach: der erste, der fängt mich, der zweite, der hält mich, der dritte, der bindet mich, der vierte, der trägt mich hin, wohin er nur will: also hat jeder von Euch Gewalt über mich.

Dritte Erzählung.

* (30).

Von zwei leiblichen Brüdern.

Es waren einst zwei leibliche Brüder, der eine war ein Pfaffe, der andere ein Laie, und waren doch alle Beide in einem und demselben Kloster bei einander: der gelehrte vertrieb aber seine Zeit mit singen, lesen und schreiben. Nun sprach er eines Tages zu seinem Bruder, dem Laien, wie er sich die Zeit vertreibe, da er doch nicht gelehrt sey. Der antwortete aber und sprach: ich habe meine Tage nur drei Buchstaben gelernt, die ich aller Wegen in meinem Herzen und Gedächtniß habe, und ist einer von ihnen schwarz, der andere roth, der dritte weiß. Der erste ist das Gedächtniß meiner Sünden und ist schwarz und kreuzigt mein Herz, wenn ich bedenke, welcher Lohn denselben folgt, und die Seelenpein in der Hölle. Der andere ist roth, und ist das Gedächtniß des rosenfarbenen Blutes meines Schöpfers, welches er in seiner Gütigkeit an dem heiligen Kreuze für mich armen Sünder vergossen hat. Der dritte ist weiß, das ist die Begierde die himmlischen Freuden zu schauen, und dem, der dem Lamme nachgeht, mit weißem Kleide angethan. Da das der Bruder hörte, so nahm er ein Abbild der drei Buchstaben seines Bruders, und dachte fürder seiner Kunst nicht mehr, davon er sich vorher so gut getröstet hatte.

Vierte Erzählung.

* (38).

Von dem großen Alexander.

Man liest, daß der große König Alexander an des Königs Pori von India Hof kam, und zwar in der

Gestalt eines schlichten Ritters, und wollte dessen Macht kennen lernen. Nun wähnte Porus, es sey Antiochus, einer der Ritter Alexanders, und nahm ihn würdiglich auf. Es saß aber einst Alexander mit an seinem Tische, und so oft man eine silberne Schüssel oder Kanne vor ihm gesetzt und er sie geleert hatte, so steckte er sie in seinen Aermel. Das ward dem Könige Poro angezeigt, und der fragte ihn mitten unter den Andern, wie er das meine. Der aber sprach: Herr König, ich habe Dich doch aller Wegen weit über Alexander ob Deiner Ritterlichkeit und Prachtliebe rühmen hören: nun ist aber die Sitte am Hofe Alexandri so, daß alle Ritter, die an seinem Tische sitzen, was man ihnen vorsetzt, Töpfe oder Schüsseln, sie seyen gülden oder silbern, diese behalten als ihr Eigenthum. Nun habe ich Dich weit mildthätiger mit Deiner Habe geschätzt denn Alexandern und gemeint, dasselbe Recht auch an Deinem Hofe zu erhalten. Da das die Ritter Pori hörten, zogen sie alle mit Alexander von dannen, und er gab ihnen viele Geschenke und Sold, und sie fochten mit ihm wider König Porum, erschlugen ihn und gewannen das ganze Land India.

Fünfte Erzählung.

* (37).

Von Josia dem Kaiser zu Rom.

Einst herrschte der gewaltige Josias zu Rom, der hatte drei Söhne, die ihm gar lieb waren. Nun hatte aber derselbige König beständig Krieg wider den König von Aegypten, und dabei alle seine Habe aufgezehrt bis auf einen Baum, der solche Kraft hatte, daß seine

Frucht alle Gebreste heilte, ausgenommen den Aussatz. Da nun derselbige König schwer darnieder lag bis auf den Tod, und nicht davon kommen konnte, da rief er seinen Erstgeborenen zu sich und sprach: ich habe Dich und Deine Brüder so lieb gehabt, daß ich Alles, was ich gehabt habe, im Kriege verzehrt habe, denn allein diesen Baum, und da Du nun mein Erstgeborner bist, so schenke ich Dir an dem Baume Alles, was in der Erden ist und darob: gehe nun und rufe mir meinen anderen Sohn. Und also geschah es. Zu diesem sprach er aber also: mein lieber Sohn, ich habe Dir nichts Anderes zu schenken, denn von dem Baume, daran schaffe ich Dir die Länge, die Breite und die Tiefe. Hierauf sprach er zu ihm: gehe hin und rufe Deinen dritten Bruder. Zu diesem sagte er: lieber Sohn, Du weißt wohl, daß ich über nichts mehr zu gebieten und Alles verkriegt habe, was ich jemals besessen habe, bis auf diesen Baum. An dem schenke ich Dir alles Grüne und Dürre, was an ihm ist. Und da er nun alle seine Geschäfte vollbracht hatte, da kehrte er sich nach der Wand zu und gab seinen Geist auf. Darnach ward er würdiglich bestattet und begraben. Nun unterwand sich der erste Sohn des Baumes, und that, als ob er sein wäre. Das vernahm der andere und sprach: weshalb unterwindest Du Dich dieses Baumes? Der sprach: darum, weil mir mein Vater an ihm geschenkt hat Alles, was in der Erde ist und darob; darum weiß ich nicht anders, denn daß er mein ist. Der andere sprach: nun hat mir doch mein Vater geschafft an dem Baume die Höhe, die Breite und die Tiefe, und darum ist er auch allein mein. Das hörte der jüngste Bruder und sprach: lieben Brüder, warum unterwindet Ihr Euch dieses Baumes? Mir hat nun doch mein Vater das Alles ge-

schafft, Grünes und Dürres, was an dem Baume ist, daher ist er billiger Weise mein und nicht Euer. Allein höret doch meinen Rath, auf daß sich nicht ein Irrsal oder Zorn unter uns begebe, da wir doch einmal Brüder sind. So laßt uns also zu dem König hingehen, der hier in unserer Nähe wohnt, und wie nun der König nach unser aller Vorgeben richten wird, des sollen wir alle willig seyn und ihm darin folgen. Der Rath gefiel ihnen allen wohl, und sie kamen zu dem König und ein jeder legte dem König seine Sache vor, wie oben geschrieben ist. Da sie nun der König vernahm, sandte er nach einem Bader, und ließ dem ältesten der Brüder am Arme zu Ader. Darnach fragte sie der König, wenn ihr Vater begraben worden sey. Das ward ihm gesagt. Da sandte der König einen Boten, der brachte ihm ein Bein aus dem Sarge des Vaters, das legte der König in das Blut, das von dem ältesten Bruder gekommen war, und da es eine gute Weile darin gelegen hatte, da legte er es an die Sonne und ließ es trocknen, und da es wohl getrocknet war, da ließ er es mit Wasser waschen. Und da man es wusch, ging das Blut von dem Beine, gerade als wenn es nie da gewesen wäre. Da hieß der König dem andern Bruder auch am Arme Ader zu lassen, und that das Bein des Vaters in dasselbe Blut, und that damit gerade als wie mit dem ersten. Und da man es mit Wasser wusch, da ging das Blut ganz davon weg, und das Bein blieb bei seiner Gestalt. Da befahl der König, daß man dem jüngsten Bruder auch an dem Arme Blut lassen solle, und that mit dem Blute und dem Beine des Vaters gerade wie zuvor. Und da es an der Sonne und an der Luft nun wohl getrocknet war, da ließ er es wie zuvor mit Wasser abwaschen. Da konnte er aber das Blut mit Wischen und Schaben und

mit keinerlei Sache von dem Beine herunter bringen, und das Bein blieb durchweg blutig. Wie das der König sah, da merkte er dabei, daß der des Königs Sohn war und die andern nicht, und machte ihn zum Herrn des Baumes, und der König ward um seiner Weisheit Willen sehr gelobt.

Sechste Erzählung.

*

Von einem edlen Manne in Rom.

Man liest von einem edlen Manne, der in einer Stadt einen Sitz hatte und ein schönes Weib besaß, das er sehr lieb hatte. Der dienete aber ein anderer Ritter so eifrig und mit solchem Fleiße, daß ihm die Frau gar günstig und hold war. Nun begab es sich aber, daß der Ritter seinen Knecht zu ihr sandte und sie fragen ließ, ob sie es ihm gestatten wolle, daß er den Abend zu ihr käme. Und da nun der Knecht die Botschaft an die Frau gebracht hatte, da ward sie sehr erzürnt, daß er einem Knechte solche Botschaft anvertraut hätte, und wollte dem Knechte keine andere Antwort geben. Und da der Knecht den Zorn der Frau vernahm, da fing er an um sie für sich selbst zu werben, und überredete die Frau in Kurzem, daß sie ihm Alles gewährte und ihm zu Willen war. Da nun der Knecht also lange ausblieb, da ward der Ritter sehr verdrießlich und kam selber nach der Frauen Hause und klopfte an. Und da der Knecht des Herrn Kommen vernahm, da kam über ihn dermaßen Furcht, und er wußte nicht, wie er sich gebärden sollte, und fragte die Frau um Rath. Die hieß ihn unter das Bett schlüpfen, und ließ darnach den Ritter ein, und der

fragte die Frau, ob sein Knecht nicht bei ihr gewesen wäre. Da sprach sie: er ist hier gewesen und habe ich ihn im Zorn von mir abgefertigt, daß er eine solche Botschaft an mich fürbaß getragen hat. Auch hätte ich Euch nicht zugetraut, daß Ihr eine solche Sache einem Knechte anvertrauen würdet. Da der Ritter der Frauen Ernst vernahm, da kam ihm der Gedanke ein, daß er sie beruhigen möchte, und in der Zeit, daß der Ritter bei der Frau war, kam auch ihr Mann an das Thor, und jener wußte nicht, wie er sich dabei benehmen sollte. Da sprach die Frau: ziehet Euer Schwert und laufet gegen meinen Mann an, als ob Ihr sehr zornig seyet, und gebt ihm keine Antwort. Das that der Ritter also. Des nahm den Ritter Wunder und er fragte, was der Ritter gesucht habe. Da sprach sie: sein Knecht ist auf meine Erlaubnis hereingelaufen, den habe ich unter meinem Bette verborgen und den hat er gesucht. Und da das ihr Ehemann vernahm, da dankte er seiner Frau, daß sie dem Knechte also das Leben gefristet hatte.

Siebente Erzählung.



Von einem Manne, der nur einen Sohn hatte.

Es war zu Rom ein Mann, der hatte nur einen Sohn, und da er starb, da ließ er dem Sohne nichts weiter als ein Haus, das gar wohl gelegen war. Nun hatte der Knabe einen Nachbar, der hätte das Haus gern gehabt, aber der Knabe wollte es nicht verkaufen und lebte desto kümmerlicher. Da das der Nachbar sah, dachte er nach, wie er einen Grund fände, daß er den

Knaben von dem Hause brächte, und kam eines Tages und bat den Knaben, daß er ihm gönnte, daß er zehn Tonnen Oels in seinem Hause auf eine kleine Zeit in einem Winkel stehen lassen könnte. Der Knabe versah sich aber dabei keiner Gefahr und erlaubte ihm das. Des ward der Ungetreue froh und schickte bald, daß man das Oel brächte. Nun hatte der falsche Ungetreue die Tonnen nicht ganz gefüllt und waren sie halb leer, und er setzte sie in eine Kammer und behielt dazu den Schlüssel. Und das stand nun allda nachher wohl über ein halbes Jahr. Da brachte er denn alte Leute mit, die das Oel kaufen sollten, und da er zu dem Oele kam, da schrie er mit lauter Stimme: Waffen herbei gegen den Bösewicht, dem ich meine Habe anvertraut habe. Und er eilte alsbald zu dem Richter und klagte ihm, wie ihm der Knabe sein Oel gestohlen habe, das er auf Treue und Glauben in sein Haus gelegt. Der Richter ging nun den Knaben an, der bat ihn aber um einen Tag Frist, die ihm auch gewährt ward. Darauf ging der Knabe mit großem Leid zu einem weisen Manne, der in der Stadt seinen Wohnsitz hatte, und klagte ihm seine Noth. Der verhieß ihm Hilfe und sprach, er solle sich freiwillig stellen. Von ihm ging aber der Knabe zum Richter, der ihn gefangen legte. Am folgenden Morgen früh führte man ihn vor Gericht, zu welchem auch der weise Mann kam, der ihn so wohl getröstet hatte, und als nun auch die Frage an diesen kam, da sprach er: mir scheint es gut zu seyn, daß Ihr hinschickt und das Oel beschauen laßt. Ist dieses nun so, daß man in den halbvollen Fässern mehr trübes Oel findet, als in den vollen und die Spuren desselben bis an den Rand hinauf gehen, so ist das Oel gestohlen worden, sind aber dagegen in denselbigen Fässern nur so weit Spuren des Oels zu sehen,

als dessen Oberfläche bis jetzt noch reicht, so besteht der Knabe und der Andere ist als falsch erfunden. Darin folgte man ihm sogleich, und da fand man, daß die halben Fässer nur so weit Ränder zeigten, als ihr Maaß noch ging; und wie das der Richter vernahm, da urtheilte er, daß man den Kläger hinge, und den Knaben machte er zum Herrn aller seiner Habe.

Achte Erzählung.



Vom Kaiser Octavianus.

Einst herrschte der gewaltige Octavianus zu Rom, der hatte sein Weib um dreierlei Sachen Willen, die sie an sich hatte, lieb. Zum ersten, weil sie ihm getreu war, zum andern, weil sie schön war, und zum dritten, weil sie beständig und gehorsam war. Nun geschah es in einer Nacht, als sie zu Bette lag, daß er gedachte nach dem heiligen Grabe zu ziehen, und des Morgens früh rief er die Kaiserin und seinen Bruder vor sich und sprach: Frau, ich habe mir vorgenommen eine kleine Zeit von hinnen zu ziehen: nun traue ich Dir so wohl, daß ich Dir Alles, was ich habe, befehle, und will Dir dazu keinen Obmann setzen, als meinen Bruder, der soll thun nach Deinem Gebot Alles, was Du nicht selbst magst, und er soll Dir gehorsam und unterthänig seyn. Und er schickte sich nachher in der Kürze darzu an, und zog mit einem schönen Gefolge seine Straße, und seine Frau hielt das Reich indessen alle Zeit gar ordentlich zusammen. Nun ward des Kaisers Bruder aber von der Liebe zu dieser Frau so sehr gefangen, daß er sich versah, es müsse sein Tod werden, so er nicht an ihr seine Lust büßen

könnte. Nun kam es eines Tages, daß er die Frau allein fand, so daß Niemand bei ihr war: da hub er an und sagte ihr sein Leiden. Und da nun die Frau seine ungetreue Bitte vernahm, da ward sie davon erzürnet und sprach, wie er so ungetreu und falsch sey, daß er seinem Bruder die Treue brechen wolle, der ihm doch so wohl getrauet, und an sie ein solches Begehren gerichtet habe, das an ihm nicht ungerochen bleiben könne. Wie er das hörte, da schied er traurig und niedergeschlagen von ihr, ließ jedoch nicht von ihr ab, und wie er doch seinem Wunsche eine Statt bereit machte, so kam er wieder zu ihr und sagte ihr, was Leidens er habe. Und da nun die Frau fand, daß er von seiner Thorheit nicht lassen wolle, da legte sie ihn gefangen und behielt ihn da bis an des Kaisers Ankunft. Und da er nun vernahm, daß der Kaiser sein Bruder kommen solle, da gedachte er bei sich selbst: so mich mein Bruder hier gefangen findet und meine Schuld an seiner Frau erfährt, so bin ich ein Kind des Todes. Und er überzeugte sich davon und sandte nach der Frau, daß sie zu ihm käme, er habe ein klein wenig mit ihr zu reden. Das gewährte ihm die Frau und kam, und da er sie sah, da sprach er: O Frau, um Gott bitte ich Euch, mir Erbarmen widerfahren zu lassen, laßt mich aus dieser Noth, denn wenn mich mein Herr findet und meine Schuld an Euch erfährt, so bin ich ein Kind des Todes. Da die Frau nun sein heißes Flehen erhört hatte, so befahl sie, man solle ihn loslassen, schickte ihn in's Bad und sandte ihm darnach sogar neue Kleider zu. Hierauf sprach sie zu ihm: wohlan, der Kaiser ist in der Nähe, wir wollen ihm entgegenreiten. Da machte er sich auf, und als sie so miteinander ritten, da kam ihnen ein Hirsch zu Gesichte und lief an ihnen vorüber, und sobald sie ihn erblickt hatten,

eilte ihm das ganze Gefolge nach, so daß bei der Dame Niemand zurückblieb, als des Kaisers Bruder. Wie der aber sah, daß er nun allein bei seiner Schwägerin sey, da erwachte seine alte Bosheit in ihm und er sprach also zu der Frau: Frau, Du siehst wohl, daß jetzund Niemand bei uns ist, darum bitte ich Dich, daß Du mir meine Bitte jetzt noch gewähren mögest. Als das die Frau hörte, da überkam sie gar großer Zorn und sie sprach: ich hoffe zu Gott, daß mein Leib keinem andern Manne zu Diensten sey, denn meinem Herrn allein. Kaum hatte aber des Kaisers Bruder dieses vernommen, so ward er sehr erzürnt, zog ihr alle Kleider bis auf das Hemde vom Leibe und hing sie bei den Haaren an einem Baume auf, worauf er das Pferd, welches die Frau geritten hatte, laufen ließ und seinem Bruder entgegen ritt. Nun fügte es sich, daß am selbigen Tage ein Herzog in der heißen Mittagszeit durch denselben Wald ritt und seine Hunde, wie sie die Frau erblickten, vor ihr standen und sie anbellten, bis der Herzog dazu kam. Und da er die Frau also hängen sah, da fragt er sie, wer sie wäre und wie sie in diese Lage gekommen sey. Da antwortete die Frau: wer ich bin und wie ich hierherkam, das weiß Gott wohl, aber Eins bitte ich Dich, daß Du mich von diesem Baume losmachen mögest. Darauf sprach der Herzog: das will ich gern thun, und befahl, daß man die Frau löse, und als sie los gemacht worden war, schickte er sie heim in sein Haus und empfahl ihr seine Tochter, daß sie diese unterrichten und erziehen solle. Nun hatte der Herzog an seinem Hofe einen Ritter, der war sein Hofmeister und diente der Frau Tag und Nacht in der Absicht, daß sie ihm zu Willen seyn sollte. Und da er solches nun einstmal von ihr begehrt hatte, versagte sie es ihm zorniglich mit

folgenden Worten, wie sie es Gott zugeschworen habe, keinen Mann zu erkennen, als den sie mit Recht erkannt hätte, und er möge sie also solcher Bitten überheben. Wie das der Hofmeister hörte, schämte er sich, daß sie es ihm so trocken abgeschlagen hatte, und er dachte nun Tag und Nacht darüber nach, wie er sie einmal in Schaden bringen könnte. Nun schlief die Frau des Nachts bei des Herzogs Tochter in derselben Kammer, worin der Herzog bei seiner Frau lag. Nun kam der Ritter einmal des Nachts in die Kammer geschlichen und sah, daß sie alle schliefen, da nahm er ein scharfes Messer und schnitt dem Kinde die Kehle ab, und gab das blutige Messer der Frau in die Hand, damit man davon abnehmen könnte, daß sie dieses Kind getödtet hätte, und ging damit seine Straße. Nun brannte aber eine Ampel alle Nächte in der Kammer, und da die Herzogin erwachte, sah sie das blutige Messer in der Hand der Frau, die neben dem Kinde lag, da sie den Arm auf die Decke gelegt hatte, und wie das die Herzogin sah, erschrack sie sehr und weckte ihren Herrn. Der sprang schnell auf und schaute nach seiner Tochter und sah, daß sie todt und ihre Kehle abgeschnitten war und das ganze Bett voller Blut. Da schrieen Vater und Mutter sehr, und da die Frau von dem Geschrei erwachte, da sprach der Herzog zu ihr: o Du gottloses Weib, was für einen Lohn läßt Du mich für meine Treue genießen, daß ich Dich von dem Tode gerettet habe. Wozu hast Du mein armes Kind aufgezogen, daß Du dasselbe also unschuldig getödtet hast? Darüber entsetzte sich die Frau sehr und sprach: mir ist die ganze Sache durchaus unbekannt, und ich bin mir nichts bewußt. Auch ist das Messer, so lange ich lebe, nie mein gewesen, welches ich in meiner Hand gefunden habe, und

ich weiß auch nicht, wie es dahin gekommen ist; darum möget Ihr mit mir thun, wie Ihr wollt. Die Herzogin bat nun ihren Herrn recht sehr, er möge sie tödten lassen, der aber sprach: ich will mich an ihr nicht schuldig machen, und hieß sie schnell von dannen gehen, auf daß sie aus seinen Augen käme. Das that nun auch die Frau mit großen Wehklagen, setzte sich auf ein Pferd und kam vor eine Stadt. Da führte man ihr einen Mann entgegen, der war ein Straßenräuber gewesen, den schleppte man nach dem Galgen, auf daß man ihn henken sollte. Da das die Frau ersah, so eilte sie hin zu ihm und fragte den Richter, ob er den Gefangenen um Geld losgeben wolle, der aber sprach, ja er sey bereit dazu. Darauf machte ihn die Frau mit Geld, was sie in Bereitschaft hatte, los, nahm ihn mit sich hinweg und sprach: Du weißt wohl, daß ich Dich vom Tode erlöset habe, darum sey mir nunmehr getreu, und das verhieß er ihr. Und da sie nun wiederum in die Nähe einer Stadt kamen, da sandte ihn die Frau voraus, daß er ihr eine Herberge bestellte, und das that der Knecht. Und als sie nun dahin kamen, da blieb sie da und hieß ihm, daß er ihr Schiffer kommen ließe, da sie über das Meer fahren wolle. Da kam nun einer, der dieselbe Straße fahren wollte, wohin sie mußte, und da sie das vernahm, da ging sie zu ihm in das Schiff und wollte mit ihm dingen. Und da der Mann ihre Schönheit sah, da bestach er den Knecht heimlich mit Geld, daß er aus dem Schiffe ging, und da das geschehen war, da stieß er vom Lande und fuhr auf die weite See. Wie das die Frau ersah, da kam große Bestürzung über sie, und sie fragte ihn, was er im Sinne habe, der aber sprach zu ihr: entweder ich schlafe bei Dir, oder ich werfe Dich in's Meer, wo Du eines bittern Todes sterben mußt. Darüber erschrak die Frau gar sehr, und

fiel an ihrem Bett auf ihre Knie und bat Gott, daß er sie behüte vor diesem sündlichen Falle. Und alsbald kam ein starker Regenschauer und ein großes Ungewitter, und riß das Schiff auseinander, doch wollte Gott Keins verderben, so daß ein Jedes auf einem Theile des Schiffes entkam, aber Eins wußte von dem Andern nichts. Da kam nun die Frau zu einer Abtei, in welcher Klosterfrauen waren, und bat daselbst um Herberge, und die Frauen nahmen sie auf und freueten sich über sie. Da blieb denn die Frau eine Zeit lang allein und studierte alle Zeit in einem Buche, das von den Kräften der Kräuter handelte, und ward darin so klug, daß ihre Kunst durch alle Länder erscholl, also daß alle Sieche nach ihr fragten, und wessen sie sich annahm, der war genesen. Nun wollte aber Gott dem Leiden, das sie lange gehabt hatte, ein Ziel setzen und sie wiederum zu Freuden bringen. Darum focht des Kaisers Bruder ein großes Gebreste an, und da das der Kaiser vernahm, da machte er sich samt seinem Hofe auf und ritt zu dem Kloster, darin er die Frau wußte. Nun begab es sich auch, daß der Ritter, der des Herzogs Kind getödtet hatte, gichtbrüchig ward an Händen und Füßen und auch zu dem Kloster kam. Dahin kam auch der Meerfahrer, der war wassersüchtig worden, und der Knecht, den sie mit ihrem Geld vom Tode erlöst hatte, der war blind und hörte nicht mehr und kam auch in das Kloster. Und da sie nun alle dort zusammen kamen und die Hilfe der Frau begehrten, da kam die Frau, und es erkannte sie Keiner, und sie sprach, nur sobald Jeder von ihnen vor allem Volke alle seine Missethat beichte, anders könne sie keinen gesund machen. Da das der Kaiser hörte, da sprach er: damit soll mein Bruder anheben, und befahl ihm solches. Der aber sprach: wenn dem so ist, daß ich anders nicht gesund werden mag, es sey

denn daß ich alle meine Sünden verrathen habe, so versehe ich mich langer Krankheit, denn wenn ich meines Bruders Sicherheit verrathen habe, wollte ich lieber dieses Gebrestes wirkliche Leiden ertragen. Da das der Kaiser hörte, ward er sehr zornig und sprach: o Du Bösewicht, was hast Du gethan, daß Du Dich so sehr fürchtest, daß Du lieber dieses Gebrestes Leiden ertragen wolltest? Der sprach aber: nur in dem Falle, daß Ihr mich sicher stellet, anders sage ich nichts. Da sprach der Kaiser: wohl, ich verspreche Dir Sicherheit für Alles, was Du wider mich und die Meinen gethan hast. Da das der Bruder hörte, da sagte er, wie er der Ehre der Frau des Kaisers nachgestellt habe und wie sie ihn, da er das lange Zeit von ihr begehrt, gefangen gehalten hätte, und er sagte alles, wie oben geschrieben steht, und wie er sie zuletzt aufgehangen habe, wo sie aber darnach hingekommen sey, das wisse er nicht. Wie das der Kaiser hörte, da gerieth er gar sehr in Zorn und es gereuete ihn, daß er ihm Sicherheit gewährt hatte. Und wie der Ritter, der des Herzogs Hofmeister gewesen war, das hörte, was des Kaisers Bruder gesagt hatte, da sprach er: wie ich von diesem gehört habe, daß er Euere Frau in dem Forste aufgehangen hat, gerade so hat mein Herr, der Herzog, Euere Frau gefunden und sie seiner Tochter zur Erzieherin gesetzt, und da sie mir nicht gewähren wollte, was ich von ihr begehrte, da schnitt ich meines Herrn Tochter die Kehle ab, daß es so heraus kam, als ob sie es gethan hätte, und brachte es also dahin, daß sie vom Hofe getrieben wurde. Und da solches der Räuber vernahm, da sagte er, wie ihm eine schöne Frau begegnet sey, da man ihn zu dem Galgen führte, und die habe ihn für ihr eignes Geld ausgelöset, und sagte auch, wie er ihr seine Treue gebrochen hätte. Wie das Alles der Meer-

fahrer hörte, da sagte er auch, wie er an der Frau auf dem Schiffe gehandelt hätte, und wie solches die Frau gehört hatte, sprach sie: sie haben Alle recht gebeichtet, und legte ihnen Arzneimittel auf, und sie wurden zur Stelle gesund. Und als solches geschehen war, da sprach sie zum Kaiser: Herr, was meinst Du, ob Du nicht wieder froh werden würdest, so Du die Frau sähest, die so viel um ihrer Keuschheit Willen erlitten hat? Der aber sprach: Ja, sicher, über alle Freuden der Welt hinaus würde ich mich freuen! Da nahm sie sogleich das Tüchlein ab, mit welchem sie das Haupt umbunden hatte, und da erkannte er sie und umhalste sie mit großer Freude und führte sie darnach mit sich heim, und verbrachten sie von nun an ihre Tage seliglich mit einander.

Neunte Erzählung.



Vom König Herodes, der eine schöne Tochter hatte.

Herodes war ein gewaltiger Kaiser zu Rom, der hatte eine schöne Tochter, die ihm gar lieb war, der dienete ein Ritter lange Zeit. Das verstand die Jungfrau gar wohl, und er ging eines Tages zu ihr und sprach zu ihr: edle Jungfrau, wollet mir meine Rede nicht übel vermerken, ich sagte Euch gern eine Kleinigkeit von meiner Noth, die ich wohl nicht mehr allein für mich tragen mag. Die aber sprach: sagt mir ohne alle Furcht was Ihr wollt. Da sprach der Ritter: lange Zeit habe ich mein Leid geduldig ertragen, das ich Euch nun zu wissen thue, da mein einziger Wunsch, daß die Treue, die ich Euch lange bewährt habe, mit Treue vergolten werde. Ich trage

aber in meinem Sinn, in das Land Hispania zu reiten, und will meinen Leib und mein Gut dort in die Schanze schlagen, damit ich durch meine Tapferkeit so viel verdiene, daß ich Eurer würdig werde, da ich mich dermalen noch unfähig fühle, Euere Hand erhalten zu können. Nun möchte ich aber von Euch versichert seyn, daß Ihr in meinem Dienst sieben Jahre auf mich wartet, und so es der Fall wäre, daß ich in dieser Zeit nicht wieder in dieses Land zurück käme, so würde das ein Zeichen meines Todes seyn, und thuet sodann mit mir nach Euerem Gefallen. Die Rede gefiel aber der Jungfrau gar wohl, und sie war bereit in seinen Wunsch zu willigen und versprach ihm das bei ihrem Worte. Darnach schickte sich der Ritter zu seinem Zuge an und zog seine Straße. Nicht lange darauf kam aber der König von Apulien mit großem Gefolge und bat um die Hand der Jungfrau; ihr Vater aber verhieß sie ihm, sandte nach seiner Tochter, und fragte sie um ihren Willen. Die aber sprach: mein Vater, Du sollst wissen, daß ich Gott gelobt habe, in sieben Jahren keinen Mann zu nehmen, und nach der Zeit geschehe, was Gott über mich beschließen will. Da das ihr Vater hörte, so wollte er es ihr nichts dawider einwenden, und sagte es dem Könige von Apulien: der war aber bereit die sieben Jahre auf sie zu warten, und schied unter dieser Bedingung von dannen. Und da die Zeit kam, daß die sieben Jahre nun schier ein Ende nehmen sollten, da schickte er sich wiederum mit allem seinen Gefolge feierlich zu seiner Fahrt an und zog seine Straße auf dem Wege gen Rom. Nun kam aber der Ritter unserer Geschichte auf dieser Fahrt zu dem König, und sie ritten mit einander dahin: es begab sich aber eines Tages, daß es gar sehr regnete und der Ritter hatte einen guten Mantel und einen Hut. Allein der König ward durch

und durch naß, da er weder Mantel noch Hut hatte, und da das der Ritter gewahr wurde, da sprach er: Ihr seyd nicht sehr klug gewesen, daß Ihr Euer Haus nicht mit Euch genommen habt, da wäret Ihr nicht naß geworden. Wie das der König hörte, da däuchte ihm die Rede wunderlich, und er sprach: ich höre wohl, daß Du sonderbar redest, da mein Haus wohl etwas zu groß seyn dürfte, also daß ich es nicht mit mir hinwegführen mag. Und sie ritten also ihres Weges dahin und kamen an eine große Lache: da ritt der König voran hindurch, und wie er hinein kam, war die Lache so tief, daß das Pferd mit ihm bis auf den Grund ging, und er sich gar sehr besudelte. Wie das der Ritter sah, ritt er ganz trocken um die Lache herum und sprach zu dem König: Ihr habt unweise gehandelt, daß Ihr Euere Brücke nicht mit Euch hierher geführt habt, dann hättet Ihr Euch jetzt nicht beschmutzt. Die Rede schien Jenem ganz unnütz zu seyn, und er sprach zu ihm: Du bist ein Thor und willst mich als solcher tadeln: wie möchte ich meine Brücke mit mir führen? Die ist ja eine halbe Meile lang und von Steinen gemauert. Jedoch verantwortete er sich weiter nicht gegen ihn und sie ritten weiter. Da konnten sie aber kein Haus finden, wo sie etwas hätten zu essen bekommen können, und der Ritter bat den König bei sich zu Tische, und sie setzten sich auf die Erde nieder, und der Ritter gab dem König Käse und Brot, welches er in einem Ranzen bei sich geführt hatte, und gab ihm auch aus einer Flasche zu trinken. Wie nun der König zur Genüge gegessen hatte, da sprach der Ritter: Ihr thut gar nicht wohl, daß Ihr nicht aller Wegen Vater und Mutter mit Euch führt. Da sprach der König: meine Mutter ist so alt, daß ich sie ihrer hohen Jahre wegen nirgends mitnehmen kann, und mein Vater ist schon seit

langer Zeit todt, so daß ich ihn auch nicht bei mir haben kann. Während dieser Zeit langten sie in der Stadt Rom an, und der Ritter beurlaubte sich daselbst vom König, worauf ihn derselbe fragte, wohin er jetzo zu ziehen gedenke. Da versetzte er: es sind nun bereits sieben Jahre, daß ich in einem Netze gefangen gelegen habe, so ich es nun also wieder finde, wie ich es verlassen habe, so führe ich es mit mir in meine Heimath, und wird es mir in allen Stücken lieb und werth seyn, so es aber zerrissen ist, so laß ich es, wo es ist, und achte sein fürder nicht mehr. Nach dieser Rede ritt der König in die Stadt hinein, und wie ihn der Ritter nicht mehr sehen konnte, da ritt er ihm auch nach und kam heimlich in den Palast zu der Jungfrau und führte sie von dannen. Nun begab es sich aber, daß der König beim Kaiser zu Tische saß und der König anhub und sagte, er habe einen wunderlichen Ritter zum Gefährten gehabt, der seltsamer Rede gepflogen habe, und er erzählte, wie er gesprochen habe, da es so sehr regnete, es sey von ihm nicht weise gewesen, daß er sein Haus nicht mit sich geführt habe, weil er sodann nicht naß geworden seyn würde, wie er ihm dann geantwortet, sein Haus sey wohl viel zu groß, als daß er es mit über Land nehmen könne. Da fragte ihn der Kaiser, was er angehabt habe, und der König sagte, er habe einen Mantel getragen und einen Hut auf seinem Haupte gehabt. Da sagte der Kaiser: sicherlich ist er weise gewesen, da er meinte, warum Ihr nicht auch einen Mantel und einen Hut bei Euch führet. Da erzählte der ihm weiter, wie er geredet hatte, da er sich in der Lache beschmutzt hatte; da antwortete ihm aber der Kaiser und sprach: der Ritter hat damit gemeint, warum er seinen Diener nicht vorausgeschickt habe, denn dann würde er sich nicht beschmutzt haben. Da

sagte ihm Jener endlich noch, wie sie mit einander, nachdem sie gegessen, gesprochen hätten, und er gesagt habe, er thue nicht weise, daß er nicht allwegen Vater und Mutter mit sich nehme, wenn er über Land reite. Das deutete ihm der Kaiser auch und sprach: er hat damit gemeint, er solle nicht ausziehen, wenn er nicht Wein und Brot bei sich führe. Als er also gesprochen hatte, lobte er den Ritter um seiner Weisheit Willen und fragte jenen, wo er ihn gelassen habe. Da sagte der König, er habe sich nahe bei der Stadt mit folgenden Worten bei ihm beurlaubt, es seyen nun sieben Jahre, daß er in einem Netze gefangen liege, er wolle also zu demselben hinreiten, und wenn er es noch in eben dem Zustande finden werde, als er es hingelegt habe, so wollte er es mit sich hinweg führen, so es aber zerrissen und zerbrochen sey, so wolle er es liegen lassen und sein nicht mehr achten. Da das der Kaiser hörte, schrie er mit lauter Stimme: weh mir über mein Herzeleid. Dieses Netz ist meine Tochter, ich fürchte, ich habe sie verloren. Er eilte also hinweg und sandte nach ihr, allein sie ward nicht gefunden, denn sie war schon lange mit dem Ritter von dannen gezogen. Wie aber die Boten kamen und das dem Kaiser sagten, da sprach derselbe: merkt auf, dieser Ritter hat mich und Euch betrogen, darum sehet Euch nach einem andern Weibe um. Da schied der König traurig von dannen und der Ritter behielt die Jungfrau in allem Frieden.

Zehnte Erzählung.



Von dem Kaiser Lucio.

Einst herrschte der gewaltige König Lucius zu Rom, der eine schöne Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Nun war ein Ritter an seinem Hofe, der alle seine Dienste der Jungfrau weihete; nun kam es aber eines Tages, daß er sie allein in einem Fenster sitzen fand, und er sprach also zu ihr: edle Jungfrau, lange Zeit habe ich meine Liebe für Euch dem Wind und Wetter ausgesetzt, und Ihr habt das Alles nicht bedenken wollen. Nun will ich aber auch mein Gut um desselbigen Willen auf's Spiel setzen, damit ich Euere Gunst verdienen möge, und bitte Euch, daß Ihr mir saget, was ich darum thun soll, auf daß Ihr mir gestattet, daß ich eine Nacht bei Euch schlafen darf. Da vertröstete sich die Jungfrau auf ihre Kunst und forderte tausend Mark. Des war der Ritter froh und brachte ihr das Geld. Da führte ihn die Jungfrau verstohlen in ihre Kammer und hieß ihn sich niederlegen, und so wie er in das Bett kam, da schlief er ein und schlief die ganze Nacht hindurch. Am Morgen aber stand die Jungfrau auf und weckte den Ritter; der aber erschrak sehr, daß er also Alles verschlafen hatte, und bat die Jungfrau, daß sie sich wieder zu ihm legen solle, die aber wollte ihm solches nicht gewähren. Da dung er mit ihr um die andere Nacht und gab ihr abermals tausend Mark, und da er des Nachts in ihr Bett kam, entschlief er abermals und Alles ging wie zuvor. Da sie ihn aber des Morgens früh aufweckte, erschrack er gar sehr und that sehr kläglich und bat die Jungfrau, daß sie sich wieder zu ihm legte. Das ver-

sagte sie ihm aber gar zorniglich, und da er merkte, daß ihm all sein Bitten nichts half, dung er wiederum um die dritte Nacht für tausend Gulden, und schied also traurig von ihr und ging zu einem Kaufmann und bat ihn, er solle ihm tausend Mark auf seine Habe leihen. Das wollte der Kaufmann jedoch nicht, aber Eins, wenn ihm das gefiele, wolle er für ihn machen, daß er ihm das Versprechen gäbe, wenn er innerhalb drei Tagen ihm die tausend Mark nicht entrichten könne, ihm alsdann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden zu lassen, wo er es nur haben wolle, und er solle ihm einen Brief darüber geben, der mit seinem Blute geschrieben sey. Dieses Pfand und Gelübde nahm der Ritter an und gab ihm darüber einen Brief, so wie er begehrt hatte. Hierauf gab ihm der Kaufmann das Geld, und er ging mit demselben gen Hofe und begab sich zu der Jungfrau. Unterwegs aber begegnete ihm ein weiser Philosophus, der sprach also zu ihm: es nimmt mich Wunder, daß Ihr also einfältig seyd, dem zu trauen, der Euch schon zweimal betrogen hat. Da fragte ihn der Ritter, wie er das meine. Da sprach jener: die Jungfrau, bei welcher Ihr zwei Nächte geschlafen habt, hat einen Brief in ihrem Bette, durch welchen Ihr alle Nächte eingeschlafen seyd, und doch geht Ihr abermals zu ihr. Nun rathe ich Euch aber ungebeten, wenn Ihr nicht verderben wollt, daß Ihr diese Nacht, wenn Ihr Euch schlafen legen sollt, unter das Kopfkissen in dem Bette greifen möget, da findet Ihr einen Brief, den ziehet heraus und werft ihn von Euch, so weit Ihr könnt; darauf leget Euch nieder und thut, als ob Ihr auf der Stelle eingeschlafen wäret, da wird sich die Jungfrau sogleich zu Euch legen. Wie das der Ritter vernahm, dankte er dem Meister gar sehr und ging zu der Jungfrau und gab ihr das Geld.

Da wies sie ihn in ihre Kammer und hieß ihn sich niederlegen. Das that er, vergaß aber das nicht, was ihn der Meister gelehrt hatte, und wie die Jungfrau das gewahr worden war, daß er eingeschlafen sey, da legte sie sich zu ihm, er aber griff sie an und drückte sie an sich und sprach: Frau, es ziemt sich, daß ich mein Geld nicht also unnütz verlieren soll. Des erschrack die Jungfrau gar sehr und bat ihn mit heißen Zähren, er solle sein Geld alles wieder nehmen, sie aber in Frieden lassen. Des wollte er sie aber nicht erhören und sprach: nicht allein mein Geld, ja alle Habe Eueres Vaters nähme ich darum nicht an. Und alsbald überwältigte er sie und vollbrachte seinen Willen an ihr. Aber in demselben Augenblicke ward auch das Herz der Jungfrau so verwandelt, daß er ihr gar hold wurde, und sie behielt ihn eine ganze Woche bei sich in ihrer Kammer, ohne daß Jemand darum wußte. Aber mitten unter diesen Freuden vergaß er das Gelübde, welches er dem Kaufmanne gethan hatte, und als er daran gedachte, da erschrack er sehr und begann kläglich zu weinen. Da fragte ihn die Jungfrau, warum er also thue und was ihm geschehen sey. Da sagte er ihr, wie er sich gegen den Kaufmann verpflichtet und wie er nun den Tag versäumt habe, und das sey die Ursache seiner Klagen. Da tröstete ihn die Frau und sprach: gehe zu ihm und biete ihm sein Geld an, und ist es, daß er es nicht nehmen will, so frage ihn, was er denn von Dir haben will und komme dann zu mir, daß ich es Dir geben kann. Das that der Ritter und ging zu dem Kaufmann und bat ihn, er solle sein Geld nehmen, der aber wollte ihn schlechterdings nicht erhören und sprach, er wolle sich an seinen Brief halten und nicht anders thun, und führte ihn sogleich vor den Richter. Nun war aber das Recht

des Gesetzes, daß wozu sich einer willig verbunden hatte, das mußte er also ausrichten. Es hatte aber die Frau Boten ausgesandt, die nachsehen und sich erkundigen sollten, wie es ihm erginge. Die kamen aber zu ihr zurück und sagten ihr, er stehe gefangen vor Gericht. Das erschreckte sie sehr und sie legte eilig Mannskleider an, setzte sich auf ein Pferd und ritt zu dem Gerichte und ward von Jedermann für einen Ritter gehalten. Da ging sie zu dem Kaufmann und fragte ihn, ob er Geld nehmen und sich seines Zornes gegen den Ritter abthun wolle. Das wollte der Kaufmann aber nicht erhören, und da die Frau vernahm, daß ihr kein Gut bei ihm helfen möge, da sprach sie: wohlan, da sich dieser Ritter des verbunden hat, so soll er seinem Versprechen also nachkommen. Nun wisset Ihr wohl, daß des Gesetzes Recht ist, wer eines Menschen Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden. Nun hat sich dieser Ritter verbunden, daß, so er den gesetzten Tag versähe, man ihm dann ein schwer Stück Fleisch von seinem Leibe schneiden könnte, wo Ihr es haben wolltet. Nun ist der Ritter bereit seinem Gelübde nachzukommen, aber Du mußt das so machen, daß Du sein Blut nicht vergießest. So Du aber doch sein Blut vergießen wirst, so wird billig erkannt, was Du ihm dafür schuldig bist. Da das der Kaufmann vernahm, hätte er sein Geld gern genommen. Da sprach aber die Frau: nein, das geschieht nun nicht, da Du es vorher nicht hast annehmen wollen, und rief den Richter darum an, daß er sage, was Rechtens wäre. Der entschied aber allerseits, daß der Kaufmann schneiden dürfe, vom Blutvergießen aber nicht die Rede seyn könne, und der Ritter also billig zu entlassen sey. Wie jene das vernahm, dankte sie dem Richter und zog also von dannen, ritt wieder

an ihren Hof, legte das Gewand von sich und kleidete sich wieder in ihre Kleider, als ob sie gar nicht fort gewesen wäre. Während der Zeit kam auch der Ritter zu ihrem Hofe und begab sich zu der Frau; die fragte ihn, wie es ihm gehe, ob er sich mit dem Kaufmann vertragen hätte, und er hub an und sagte ihr Alles, wie es ihm vor dem Richter ergangen war und wie ein Ritter gekommen sey, der allen Leuten unbekannt gewesen wäre, der habe ihn mit seiner Weisheit vom Tode errettet. Da fragte ihn die Frau, warum er ihn nicht mit an den Hof gebracht hätte, er aber sagte, er sey allsogleich von dannen gezogen, und sie wüßten nicht, wohin er gekommen sey, Eines aber wisse er, daß er alle seine Tage nie einen klügeren Ritter gesehen habe. Da sprach sie: so Du den Ritter sähest, ist es Dir so, als ob Du ihn dann erkennen würdest? Er aber sagte: ja wohl. Da eilte sie in ihre Kammer und legte die Kleider wieder an, die sie vorher angehabt hatte, und trat also vor ihm hin. Da erkannte er, daß sie es gewesen sey, und empfing sie und sprach: gesegnet ist der Tag, wo Du geboren wardst. Darnach brachte es die Jungfrau mit ihrer Klugheit zu Wege, daß sie ihr Vater dem Ritter zum Weibe gab, und sie brachten ihre Tage in Seligkeit zu.

Eilfte Erzählung.



Von Gallicus, dem Kaiser zu Rom.

Einst herrschte der gewaltige Kaiser Gallicus zu Rom, der setzte zu einem Rechte fest, daß wer von fremden Landen an seinen Hof käme, dem werde sogleich ein gebratener Fisch vorgesetzt, und Jedermann solle darauf

merken, ob er den Fisch auf der einen Seite bis auf die Gräten verzehre und ihn dann auf die andere Seite umkehre, wer das thue, der solle alsbald gefangen gesetzt werden und den dritten Tag solle man ihn ohne Gnade aufhenken. Allein die drei Tage lang, während welchen er im Gefängnisse lag, konnte er alle Tage, was für eine Bitte er wollte, an den König thun, ausgenommen für sein Leben, die wurde ihm gewährt. Also kamen ihrer Viele um ihren Hals, und eines Tages kam ein Graf an den Hof, der seinen Sohn mit sich brachte. Der ward von Allen männiglich empfangen, und sogleich wurde ihm nach dem Gesetze des Kaisers ein gebratener Fisch aufgetragen, und davon aßen sie beide, der Vater und der Sohn. Und da sie die eine Seite des Fisches gegessen hatten, da kehrte ihn der Graf auf die andere Seite um, und da das die Diener sahen, hinterbrachten sie es alsbald dem Kaiser. Der aber befahl, man solle ihn fahen. Wie das der Sohn sah, ging ihm des Vaters Leid sehr zu Herzen, und er verlangte, man solle ihn für seinen Vater sterben lasse. Das gewährte ihm der Kaiser und ließ ihn ins Gefängniß legen, den Vater aber ledig. Wie das geschehen war, sprach jener: Ihr wisset wohl des Kaisers Gebot, daß ich dreierlei vor meinem Tode bitten kann. Darum begehre ich, daß Ihr zu dem Kaiser gehet und ihn bittet, daß er mir seine Tochter mit einem Pfaffen sende und sie mir zum Weibe gebe. Da gingen die Boten hin und sagten es dem Kaiser; der konnte nicht gegen sein Gesetz thun und mußte es gestatten und gab ihm seine Tochter, und diese schlief die Nacht bei ihm. Darnach am andern Tage begehrte er, daß ihm der Kaiser alle seine Habe geben solle, und da ihm solches gewährt worden war, theilte er Alles unter das Hofgesinde, davon wurden sie ihm aber

gar hold und günstig. Darnach am dritten Tage, da er nun sterben sollte, sandte der Kaiser zu ihm daß er seine dritte Bitte thun solle, er müsse sogleich sterben. Da sprach er: weil ich denn sterben soll, so bitte ich, daß der Kaiser einem Jeden, der da spricht, er habe es von meinem Vater gesehen, daß er den Fisch umkehrte, beide Augen ausstechen lasse. Wie das dem Kaiser gesagt worden war, fragte er überall herum auf dem Hofe, wer es gesehen habe. Da leugneten sie es Alle und sagten, Keiner habe das gesehen. Wie das des Kaisers Tochter vernahm, da sprach sie: weil es denn ihrer Keiner gesehen hat, daß sein Vater den Fisch umgewendet, so ist der Sohn billig zu entlassen. Und da der Kaiser die Weisheit des Knaben vernahm und wie ihm seine Tochter günstig war und auch alles Hofgesinde, da nahm er ihn gütig auf, machte ihn zum Erben über all sein Gut, und so ward er nach dem Tode seines Schwiegervaters zum Kaiser gemacht und herrschte gewaltig und weislich über das Reich bis an sein Ende.

Zwölfte Erzählung.



Von einem klugen Meister der schwarzen Kunst.

Es lebte zu einer Zeit in Rom ein gar kluger Meister der schwarzen Kunst, der hatte einen jungen Schüler, der Tag und Nacht mit allem Fleiße darnach aufstellte, wie er jenem das Buch stehlen möge, worin alle seine Kunst geschrieben war. Nun begab es sich aber eines Tages, daß der Meister vom Hause weggeritten war, da nahm der Jüngling das Buch und zog damit

seine Straße. Wie nun der Meister zu Hause kam und vernahm, daß der Schüler mit seinem Buche fort war, da brachte er es mit seiner Kunst zu Wege, daß er an die Straße kam, welche der Jüngling gezogen war, und eilte ihm behendiglich nach, und als er ihn sicher eingeholt hatte, da ersah ihn der Jüngling. Der aber erschrack sehr und eilte mit dem Buche unter eine Brücke. Da ging der Meister oben darüber hin und ward sein Buch also los, mit welchem ihm sein Knecht entlief.

Dreizehnte Erzählung.

✱ ▢

Eine schöne Rede von Diocletiano, Domiciani Sohn*).

Einst war der gewaltige Kaiser Domicianus in Rom, der hatte gar ein schönes Weib, die ward von ihm mit einem Sohne schwanger, der ward Diocletianus genannt. Da nun der Knabe sieben Jahre alt war, da ward des Kaisers Frau gar krank, so daß sie wohl verstand, daß sie nicht wieder genesen konnte. Da sandte sie nach dem Kaiser, und als derselbe zu ihr kam, da sprach sie: Herr, ich spüre wohl, daß ich von diesem Gebreste nicht davon kommen kann, ich muß sterben. Nun habe ich eine Bitte an Dich vor meinem Tode, und solche gewähre mir. Da sprach der Kaiser: Frau bitte, was Du willst, es sey Dir gewährt. Da spach sie: ich weiß, daß Du nach meinem Tode eine andere Frau nehmen wirst, und bitte ich Dich, daß Du nicht gestattest, daß sie Gewalt über

*) Ist eine besondere Redaction des Volksbuches von den sieben Meistern: das Zeichen ▢ deutet an, daß diese oder jene Geschichte auch in demselben zu finden ist.

meinen Sohn habe. Das verhieß ihr der Kaiser sogleich, und nach dieser Rede starb sie. Da klagte der Kaiser sehr und wollte lange Zeit kein anderes Weib wieder nehmen. Nun dachte er aber eines Nachts darüber nach, wie er mit seinem Sohne leben sollte, und am andern Morgen rufte er alle seine Edelleute zusammen und fragte sie um Rath, wie er seinen Sohn unterrichten lassen solle. Da riethen sie ihm sieben Philosophen an, die Meister wären in aller Kunst, die in dieser Welt sey, die seyen zu Rom, und denselben solle man den Knaben anbefehlen. Darin ward ihnen gefolgt, der Kaiser sandte nach ihnen, und als sie kamen, befahl er ihnen seinen Sohn auf ihr Wort, daß sie den Knaben also unterrichteten, daß er nach seinem Tode das Reich weislich regieren möge, das verhießen sie ihm und waren des gar froh, daß sie den Knaben in ihrer Pflege haben sollten. Da es nun also geschehen war, da nahmen sie den Knaben und führten ihn mit sich hinweg. Nun wendeten die Meister aber solchen Fleiß auf den Unterricht des Knaben, daß, als sieben Jahre um waren, sie ihn versuchen wollten, wie er ihnen auf ihre Fragen antworten könnte. Da rieth einer von ihnen, der hieß Tantillus, daß man in jedem Winkel seines Bettes ein Lorbeerblatt legen solle. Also geschah es, und da er erwachte, da blickte er gleich über sich in die Höhe. Da fragten ihn die Meister, was er gesehen habe. Da sprach er, entweder die Höhe oder der Boden ist niedrig geworden, oder die Erde unter meinem Bette ist höher gewachsen, denn sie zuvor gewesen ist. Wie das die Meister hörten, da sprachen sie: sollte der Knabe leben bleiben, wird er groß an Weisheit werden und uns weit übertreffen. Während der Zeit hatten die Herren seines Landes mit dem Kaiser also geredet: Herr, Du weißt wohl, daß Du nur einen

Sohn hast, es könnte möglich seyn, er stürbe eher denn Du. Darum gefällt es uns wohl, daß Du wieder ein Weib nimmst, damit Dein Reich nicht ohne Erben bleibe. Des ließ er sich überreden, und es ward ihm von einer schönen lieblichen Jungfrau gesagt, die nahm er zum Weibe, und vergaß nun alsbald seiner ersten Frau, und sie lebten also lange Zeit mit einander in großen Freuden Nun konnte aber die Frau während der Zeit gar nicht schwanger werden, und das wurde ihr gar leid. Nun hörte sie auch, wie der Kaiser einen Sohn in der Fremde hätte, und dachte darauf, wie sie es zu Wege brächte, daß sie ihn sehen könne. Und sie bat den Kaiser eines Nachts gar eifrig um eine Gunst, die er ihr gewähren solle, und sie überredete ihn, daß er ihr solches zusagte. Da sprach sie: ich habe vernommen, Du hast einen Sohn in der Fremde, auf den habe ich nun meinen Sinn gestellt, da ich selber keine Kinder haben soll. Ich bitte Dich also, daß Du nach ihm sendest, auf daß ich seiner ansichtig werde. Das ward ihr gewährt. Der Kaiser sandte also einen Brief an die Meister, sie sollten nicht ablassen, den Knaben mit zu Hofe zu bringen. Wie nun die Meister des Kaisers die Botschaft vernommen hatten, begaben sie sich alle an einen geheimen Ort und lugten nach den Gestirnen, ob die Zeit darzu gut wäre, daß sie mit dem Knaben an den Hof zögen. Da sahen sie an dem Firmamente, daß, so sie den Knaben in dieser Zeit hinbrächten, würden sie alle geköpft und der Knabe auch getödtet werden. Des wurden sie gar sehr betrübt, und da der Knabe zu ihnen kam und sie fragte, warum sie so traurig wären, da sagten sie ihm, wie sein Vater nach ihm gesendet habe, und wie sie darüber nach den Gestirnen geschaut hätten: da sähen sie aber nichts Anders, als daß, wenn sie mit ihm zu Hofe zögen, sie alle sterben

müßten. Da lugete er selber auch nach den Sternen, und sah, daß sie Recht hatten, allein er sah auch an einem kleinen Sterne, daß, so er sich sieben Tage lang, nachdem er zu seinem Vater gekommen wäre, des Redens enthielte, so würden sie zwar alle zum Galgen geführt werden, aber doch mit großer Mühe freigemacht, daß er nicht getödtet würde. Und da er das sah, da zeigte er den Meistern den kleinen Stern auch und sagte ihnen, wie ein jeder von ihnen einen Tag vom Tode freimachen werde. Wie das die Meister hörten, da freueten sie sich des gar sehr, daß ihr Jünger zu solcher Weisheit gelangt wäre. Darnach bereiteten sie sich nicht erst lange, sondern ritten gen Rom zum Kaiser. Wie das der Kaiser vernahm, da ritt er seinem Sohne mit großer Heeresmacht entgegen, und als er zu ihm kam, küßte er ihn und fragte ihn, wie er sich befunden habe. Darzu schwieg er und gab ihm keine Antwort. Des wunderte sich der Kaiser gar sehr, und sie ritten doch nach der Veste, und als sie in dieselbe gekommen waren, da ging ihm die Kaiserin entgegen, empfing ihn und führte ihn bei der Hand in ihre Kammer und setzte den Knaben neben sich und sprach: o mein lieber Diocletiane, Du sollst wissen, daß mich große Liebe darzu gebracht hat, daß ich mich nach Dir gesehnet habe, wiewohl ich Dich niemals gesehen habe. Um derselben Liebe Willen rede mit mir, und so wollen wir fröhlich mit einander leben, wenn Niemand bei uns ist, der es sieht. Das achtete der Knabe aber Alles nicht und kehrte sein Angesicht von ihr. Da also ihre Rede bei ihm nichts helfen wollte, zeigte sie ihm ihre Brust und entblößte ihren Leib und sprach: siehe an, was für einen schönen Körper ich habe, mit welchem ich Dir zu Diensten seyn will, den Du billiglich mit Liebe aufnehmen solltest. Das achtete er aber

Alles nicht und wollte von ihr hinweggehen. Da sprach sie: weil Du denn mit mir nicht reden willst, so nimm hier diese Schreibtafel und thue mir damit Deinen Willen kund. Das that er und nahm die Tafel und schrieb darauf, das soll nicht geschehen, daß ich jemals eine solche That thue, womit ich meinen Vater seiner Ehre beraube und die Liebe zwischen Euch Beiden störe, darum begehret solches nicht und überhebet mich einer solchen Bitte. Wie sie das gelesen hatte, was auf der Tafel geschrieben stand, da riß sie ihre Kopfbinde vom Haupte und zerkratzte sich das Gesicht unter den Augen und schrie laut nach Hilfe. Und wie der Kaiser das Klaggeschrei seiner Frau hörte, lief er schnell in ihre Kammer und viele Ritter folgten ihm nach, daß sie sähen, was der Frau zugestoßen wäre. Und wie er zu seiner Frau kam, da fragte er sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, jener habe ihr ihre Ehre rauben wollen, und da sie ihm das nicht habe gestatten mögen, habe er sie mit Gewalt überfallen, und so zeigte sie ihm ihr Gewand und ihr Angesicht, das ganz zerrissen war. Das erzürnte den Kaiser sehr und er befahl seinen Schergen, daß sie ihn hinführten und ihn aufhingen. Da ward ihm aber gerathen, man solle ihn lieber ins Gefängniß legen, weil man keinen Menschen ungerecht tödten dürfe. Darin folgte er auch, und der Knabe ward in einen Kerker geführt und des Morgens vor Gericht gebracht: da ward geurtheilt, man solle ihn tödten. Man führe ihn also hin zum Galgen und es weinte Jung und Alt, und sie sprachen: wehe, das ist des Kaisers einziger Sohn, soll der also etödtet werden, das ist sehr schlimm. Und da man ihn also dahin führte, da begegnete ihm sein erster Meister, und da er zu ihm kam, da legte ihm der Knabe sein Haupt an seine Brust und sprach: gedenke

meiner, so Du zu meinem Vater kommst. Da sprach der Meister zu den Schergen, sie sollten innehalten und nicht eilen den Knaben zu tödten, er hoffe zu Gott, er wolle ihn frei machen. Des waren Alle froh und warteten darauf, ob der Kaiser den Tod seines Sohnes widerrufen werde. Da eilte der Meister zu dem Kaiser, und da er zu ihm kam, da kniete er nieder und grüßte ihn. Da sprach der Kaiser mit großem Zorn: saget an, habe ich Euch nicht meinen Sohn zur Wohlredenheit überantwortet, der ist nun stumm, und darzu habt Ihr ihn so erzogen, daß ich befohlen habe ihn zu tödten, und also soll es mit Euch auch geschehen. Da sprach der Meister: das weiß Gott, daß er in unserer Pflege wohl geredet hat, und es ist für uns unglaublich so etwas zu hören, da er solche Dinge vorher nie gepflegt hat. Aber Eins sage ich Euch, so Ihr Eueren Sohn nach der Aussage Eueres Weibes tödtet, so wird es Euch übler ergehen, wie dem Ritter, der seinen Vogelhund tödtet nach dem Worte seines Weibes, der ihm sehr lieb war, was ihm nachher sehr gereuet hat. Da bat ihn der Kaiser, daß er ihm sage, wie das geschehen sey. Da sagte der Meister: ich sage es Euch nicht, es sey denn, daß Ihr den Tod Eueres Sohnes widerrufet, so daß er heute nicht getödtet wird: denn wenn ich es Euch so sage, so wird der Knabe nun getödtet. Darum schicke hin und befiehl, daß man ihn nicht tödte, und lege ihn in einen Kerker, und was Ihr nachher zu thun gedenkt, das machet. Des folgte ihm der Kaiser und befahl, daß man ihn gefangen setze und nicht tödte. Da hub der Meister an und sagte:

Von einem Ritter.



Es lebte einstmals ein edler Ritter, der hatte nur einen einzigen Sohn, den hatte er so lieb, daß er ihm drei Ammen anschaffte, die sein pflegeten. Er hatte aber auch einen Falken und einen Vogelhund, den er gar lieb hatte. Es hatte aber der Hund die Tugend, daß, wenn der Ritter zu einem Strauß ausreiten wollte und es ihm wohl gelingen sollte, er vor ihm herlief, wenn er zu Rosse saß, und sprang und war gar fröhlich, sollte es ihm aber übel ergehen, so fiel der Hund dem Pferde in den Zügel und hielt ihn fest und schrie. Daran erkannte der Ritter wohl, ob er reiten oder daheim bleiben solle, und darum war ihm der Hund desto lieber. Nun geschah es aber einstmals, daß der Ritter zu einem Turniere ritt, und eines Tages gingen die Ammen alle aus dem Hause, so daß Niemand darinnen blieb, nur der Hund lag bei dem Kinde, das in einer Wiege lag. Da kroch eine gräßliche Natter herbei und wollte das Kind tödten, das ersah aber der Falke, und er flatterte so sehr hin und her, daß er den Hund aufweckte, und als der Hund die Natter erblickte, machte er sich auf und lief gegen sie an, und sie stritten so lange mit einander, bis der Hund die Natter tödtete. Es hatte aber die Natter den Hund gebissen, daß er blutete, und die Erde bei der Wiege gar blutig war; von dem Streite aber den sie mit einander gehabt, hatten sie die Wiege umgestürzt, allein dem Kinde war doch kein Leid geschehen. Wie nun der Hund die Natter getödtet hatte, da legte er sich zu der Wand nieder und leckte seine Wunden. Darnach kamen alsbald die Ammen wieder nach Hause, und da sie sahen, daß die Wiege

umgestürzt da lag und der Hund am Maule blutig war, da meinten sie, er habe das Kind getödtet und liefen alle davon. Da begegnete ihnen aber die Frau vom Hause und fragte sie, was ihnen wäre. Da sagten sie, während sie ausgewesen wären, da wäre der Hund gekommen, der dem Herrn so lieb sey, und habe das Kind getödtet. Wie das die Frau hörte, eilte sie klagend nach Hause, aber die Ammen machten sich weiter auf die Flucht. Während der Zeit kam der Ritter und fand seine Frau weinend, die noch nicht hinein gekommen war, und er fragte sie, was ihr wäre. Da sagte sie ihm, sein Hund, der ihm so lieb wäre, habe ihr Kind gebissen und getödtet. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und eilte zornig in sein Haus, und wie der Hund ihn kommen hörte, da lief er ihm entgegen und spielte um seine Füße herum. Da ward der Ritter voller Zorn, zuckte das Schwert und stach den Hund zu Tode, und dann ging er hin und wollte das Kind beschauen. Da fand er es aber gesund und wohlgemuth in der umgestürzten Wiege und sah die Natter todt und zerrissen bei derselben liegen. Da merkte er wohl, daß der Hund dieselbe um des Kindes Willen getödtet und dem Kinde das Leben erhalten hatte, und darum gereuete es ihm sehr, daß er dem Worte des Weibes geglaubt und dem Hunde seine Treue vergolten hätte. Wie das der Kaiser hörte, ward er dem Sohne wieder ein wenig gnädiger gesinnt, allein darnach am andern Tage kam seine Frau und fragte, warum er die Hinrichtung seines Sohnes widerrufen hätte, und sprach: wollt Ihr der süßen und schmeichlerischen Rede der Meister folgen, so wird es Euch ergehen, wie einem schönen Schweine, welches nur durch Jucken, das ihm so lieblich deuchte, getödtet ward. Da fragte sie der Kaiser, wie das ge-

kommen wäre, und sie sprach: nur so Ihr schafft, daß der getödtet werde, welcher meine Ehre also gefährdet hat, anders sage ich es Euch nicht. Wie das der Kaiser hörte, verlangte es ihn sehr darnach das zu wissen, und er verhieß ihr, daß er ihn tödten lassen wolle, da sagte sie also:

□ † (72) *

Vor Zeiten war hier in der Nähe in einem Walde ein gar schönes Wildschwein, das war so stark, daß ihm Niemand widerstehen konnte. Nun hütete einmal ein Hirt in demselben Walde, und auf einmal sah er das Schwein von fern, wie es auf ihn los kam. Darüber erschrack er gar sehr und kletterte schnell auf einen Baum. Da kam das Schwein unter den Baum und fraß die Aepfel, die von dem Baume herabgefallen waren. Wie das der Hirt sah, da schüttelte er den Baum, daß der Aepfel viele herabfielen, und wie sich das Schwein mit den Aepfeln gesättigt hatte, legte es sich unter den Baum und schlief. Wie das der Hirte merkte, stieg er leise vom Baume herab und juckte es am Bauche. Das gefiel dem Schweine gar wohl, und so schlief es dabei ganz fest ein. Als aber der Hirt das ersah, da nahm er ein breites Messer und stach ihm damit die Kehle ab, so daß es zur Stelle todt war. Also kam das Schwein durch Jucken um seinen Hals. Darum hütet Euch, daß es Euch nicht auch so ergehet, und schonet seiner nicht. Wie das der Kaiser vernahm, da befahl er, daß man seinen Sohn zum Tode führe, und also geschah es. Indessen verzog man damit so lange, daß der andere Meister vor den Kaiser kam und also sprach: Herr, wenn dem so ist, daß Ihr der Rede Eueres Weibes glaubet, so wird Euch geschehen, wie einem Ritter, den sein Weib um

den Hals brachte. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes auf einige Zeit, und ich sage Euch, wie das geschah. Das that der Kaiser und widerrufte den Tod seines Sohnes; des war männiglich froh, und sie kehrten wieder um und führten ihn in den Kerker. Da hob der Meister an und sprach:

Von Julio dem Kaiser.

□ ✱ † (73).

Einst herrschte der gewaltige Kaiser Julius zu Rom, der ließ eine Glocke in seinem Palaste aufhängen, und setzte als Gesetz fest, daß, wer des Abends auf der Gasse betroffen würde, nachdem man dieselbige Glocke geläutet hätte, der darnach des Morgens ohne Gnade gehangen werden sollte. Es war aber ein Ritter in derselbigen Stadt, der hatte gar ein schönes Weib, die heimliche Buhlschaft mit einem Andern trieb. Nun begab es sich eines Abends, daß selbiger ihr Buhle an ihr Haus kam und ihr das durch einen Schrei zu wissen that, den sie wohl verstand. Und wie sie seine Ankunft vernommen hatte, stand sie leise auf und ging herab zu ihrem Buhlen, und wie ihr Mann erwachte und sie nicht in ihrem Bette fand, stand er leise auf, machte die Hausthüre zu und sperrte sie aus und legte sich dann zu Bett. Wie nun die Frau an die Thüre kam und merkte, daß das Haus zugeschlossen war, da erschrack sie gar sehr und bat ihren Mann mit heißen Zähren, daß er ihr aufmachen sollte. Der wollte es ihr aber nicht gewähren. Während dieser Zeit läutete man aber mit der Glocke. Wie das die Frau hörte, so that ihr das gar wohl, als sie merkte, daß sie der Mann nicht einlassen wollte, und sie sprach: ich merke wohl, daß Du nichts Anderes willst, als daß ich sterben soll,

und von den Hütern der Stadt ergriffen und geschmäht werde, das soll aber nicht geschehen, denn ich will mir den Tod selbst in diesen Brunnen suchen. Es stand aber ganz nahe am Hause eine sehr schöne Cisterne: und wie die Frau das gesagt hatte, nahm sie einen großen Stein und warf denselben in den Brunnen, als wenn sie es selbst gewesen sey, und eilte dann wieder zur Thüre. Wie das der Ritter hörte, erschrak er gar sehr und eilte aus dem Hause und beugte sich schnell über den Brunnen, indessen war aber die Frau in das Haus gewischt und schlug die Thüre hinter sich zu. Wie das der Ritter hörte, eilte er nach der Thür und fing sie an fleißig zu bitten, daß sie ihn einließe. Das wollte sie aber nicht erhören und erhob ein großes Geschrei: o Du Bösewicht, wie hältst Du Deinen Treuschwur an mir, denn wenn ich wähne, Du seyest zu Hause, da gehst Du andern Weibern nach, das soll Dir aber nicht ungestraft hingehen. Während der Zeit aber kamen die Hüter der Stadt und fanden den Ritter vor dem Hause, fingen ihn und führten ihn zu dem Richter. Des andern Tages aber ward er vor Gericht geführt, und was er auch reden mochte, es half ihm Alles nichts. Er ward dem Tode überantwortet und darnach aufgehängt. Also brachte ihn sein Weib um den Hals, darum sehet Euch vor und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, auf daß Ihr von ihr nicht betrogen werdet. Wie das der Kaiser vernommen hatte, ward er wieder ein wenig besänftigt; als er aber wieder zu seiner Frau kam, da fand er sie gar zornig, daß er seinen Sohn nicht getödtet hatte, und sie sprach: Ihr sollt wissen, daß Ihr diesen Sohn zu Euerem Schaden aufsparet, denn es wird Euch geschehen, wie einem Ritter, welchem sein eigener Sohn das Haupt abschlug. Wenn dem nun so ist, daß Ihr wollt, daß ich

Euch sage, wie dieß geschah, so verheißt mir, daß Ihr ihn noch tödten wollt. Das sagte er ihr zu da hob sie an und sprach also:

Von Tito dem Kaiser.

□ ⁂ † (74).

Man liest von Tito dem Kaiser, daß er zwei Hofmeister hatte, denen er gar wohl trauete, und ihnen alle seine Schätze anempfahl. Nun war der eine gar geizig und hatte an einer heimlichen Stelle ein Loch in den Thurm gebrochen, das Niemand bemerkte, und kam dann mit seinem Sohne und stieg hinein und stahl viele Güter, indessen sein Sohn Wache halten mußte. Das hatte er aber lange Zeit getrieben und war gar reich davon geworden. Darnach nahm aber der andere Hofmeister wahr, daß des Schatzes von Tage zu Tage immer weniger wurde, und kam deshalb in große Sorge und dachte bei sich: ich muß doch von der Sache etwas mehr in Erfahrung bringen, ehe ich Jemandem etwas davon sage, und ging und schaute sich allenthalben um, ob er irgendwo etwas verändert oder eine Stelle fände, wo man hineinkommen könnte, und kam zuletzt zu dem Loche, welches der Hofmeister durch die Mauer gemacht hatte. Wie er das gefunden hatte, da bedachte er sich nicht lange, sondern ließ ganz im Geheimen eine Grube in die Erde machen, die eine Mannshöhe tief war. Wie das fertig war, füllte er sie mit Pech an und ging von dannen. Darnach kam am andern Abend der andere Hofmeister nach seiner alten Gewohnheit an den Thurm, führte seinen Sohn mit sich und stieg in das Loch, fiel aber dadurch bis an den Hals in die Grube. Da überkam den Hofmeister große Furcht und er warnte den

Sohn, daß er ihm nicht nachkäme. Wie das der Sohn vernommen hatte, stieg er vorsichtig neben der Mauer hinab und schauete, wie dem Vater wäre. Da sah er aber, daß er mit dem Leben nie aus der Grube davon kommen möge. Darum dachte er also bei sich: wenn man meinen Vater hier also findet, das ist uns Allen eine Schmach, und besann sich kurz, zog sein Schwert und schlug seinem Vater das Haupt ab, nahm es mit sich von dannen, und ließ den Leichnam des Vaters liegen. Als man denselben nun des Morgens in der Grube fand, da konnte ihn Niemand erkennen. Da befahl der König, daß man ihn an einem Roßschweife durch die Stadt schleifte, da weinten aber Alle, die in dem Hause waren; das merkten aber die, welche mit ritten, und also ward er erkannt. Das möchte Euch von Euerem Sohne auch wohl geschehen, darum richtet darnach, ob Ihr das wollt. Und wie das der Kaiser vernahm, da befahl er, daß man ihn am andern Morgen früh zum Tode führe. Darüber erschracken aber Alle männiglich, und es war ihnen sehr leid, darum hielten sie doch so lange mit der Hinrichtung ein, bis daß der dritte Meister zu dem Könige kam. Der sprach: Herr, wenn dem also ist, daß Ihr nach der Rede Eueres Weibes Eueren Sohn tödten lasset, so wisset, daß Ihr gewiß also von ihr werdet betrogen werden, wie der Ritter mit der Elster von seiner Frau betrogen ward: und so Ihr hören wollt, wie das geschah, so widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Also geschah es, und des waren sie männiglich froh und führten ihn wieder in den Kerker. Da sprach der Meister also:

□ † (75) *

Man liest von einem Ritter, der einst in einer Stadt seinen Sitz hatte, daß er ein schönes und feines Weib hatte, die aber heimlicher Buhlschaft pflog. Nun begab es sich aber einmal, daß der Ritter über das Meer nach dem heiligen Grabe fuhr, und während er da draußen war, da sandte die Frau nach ihrem Buhlen, der kam zu ihr, und sie lebten gar fröhlich mit einander. Nun hatte der Ritter eine Elster, die redete so deutlich wie ein Mensch, und da sie sah, daß jene also mit einander lebten, das verdroß sie sehr und sie sprach zu der Frau mit solchen Worten: Du thust gar Unrecht, daß Du Deinem Herrn die Treue brichst: wisse, daß ich ihm nichts verschweigen werde, so er zurück kommt. Wie das die Frau hörte, da befahl sie ihren Jungfern, daß sie Fenster und Thüre zusperrten, so daß es finster wurde, als wenn es Nacht wäre: dann nahm sie Wasser in ein Becken, stellte sich über das Vogelhaus und sprengte das Wasser auf den Vogel, als wenn es regnete; das merkte sich die Elster gar wohl. Kurze Zeit nachher kam der Ritter, und sobald ihn der Vogel erblickte, da sagte er ihm alle Mähr, die er gesehen hatte. Darüber erschrak der Ritter gar sehr und frug fleißig nach, wie es um die Sache stehe. Da leugnete aber die Frau Alles und sprach: willst Du die Wahrheit inne werden, so frage sie nur, wenn es geschehen ist, dann magst Du ihr glauben. Und wie er sie fragte, da sprach sie: es wäre in der dritten Nacht geschehen und habe gerade sehr geregnet. Alsbald sprach die Frau: nun kannst Du wohl einsehen, daß sie nicht die Wahrheit spricht, denn daß es dieselbige Nacht ganz heiter gewesen ist, wirst Du wohl wissen. Wie das der Ritter hörte, da dachte er nicht anders, denn die Elster

habe gelogen, und schlug es sich ganz aus den Sinn. Darnach aber über etliche Tage fand er ein Becken auf einem Balken über dem Vogelhause stehen, in welchem noch Wasser war. Da erinnerte er sich wieder an das, was ihm die Elster gesagt hatte, und dachte, wenn das geschehen ist, so müssen es die Jungfern wissen, und ging zu ihnen und zwang sie mit Schlägen und mit Drohungen, bis daß sie ihm Alles verriethen, wie sie mit dem Vogel gethan hatten, und also kam die Wahrheit an den Tag. Wie das der Kaiser hörte, da ward er dem Sohne wieder etwas gnädiger gesinnt, und wie er des Abends zu seiner Frau kam, da strafte sie ihn gar sehr mit Worten, warum er den Tod seines Sohnes widerrufen hätte, und sprach: es wird Euch also geschehen, wie einem Gärtner, der einen Hasen lange zu seinem Schaden aufgezogen hatte, daß er ihn zuletzt sogar um seinen Hals brachte, und das geschah also:

Von Aureliano dem Kaiser.



Einst war ein gewaltiger Kaiser, Namens Aurelianus, zu Rom, der hegte große Liebe zu Baumgärten, und er hatte einen Baum gepflanzt, der ihm gar lieb war, und setzte darzu einen Wächter, der den Baumgarten hüten und pflegen sollte. Nun hatte aber der Gärtner einen Hasen von Jugend auferzogen, den er gar lieb hatte und sein wohl pflegte. Nun kam es aber eines Tages, daß er das Gemach, darin er täglich lag, durchgrub und in den Garten kam und da großen Schaden anrichtete und manchen Baum verdarb, davon der Gärtner in große Noth kam. Wie nun der Herr kam, da ward er sehr erzürnt, als die besten Bäume ange-

fressen und verderbt waren. Da fragte er ihn, wie das also hätte geschehen können, und jener konnte sich nicht anders ausreden, als daß er sagte, er habe einen Hasen jung aufgezogen, der sey eines Nachts herausgekommen und habe diesen Schaden gethan. Wie das der Kaiser vernahm, da ward er sehr zornig und befahl, daß man ihn hinge, und dem geschah also. Darum sehet Euch wohl vor, daß Ihr Euern Sohn nicht auch zu Euerem Schaden erzieht. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man seinen Sohn am Morgen des andern Tages zum Tode führen solle. Wie das geschah, da kam der vierte Meister zum Kaiser und sprach: wollt Ihr immer noch der Aussage Eurer Frau glauben? Wenn das geschieht, dann glaubt mir, wird Euch geschehen, was dem Meister Yppocras geschah. Wenn Ihr das hören wollt, so widerruft den Tod Eures Sohnes auf morgen und ich sage Euch, was da geschah. Das that aber der Kaiser, und des waren Alle männiglich froh, und jener sprach also:



Man liest, daß Yppocras gar ein bewährter Arzt war, so daß man zu seinen Zeiten in der ganzen Welt von ihm sprach. Nun geschah es, daß der Königssohn von Frankreich gar siech auf den Tod lag und Boten an ihn mit reichen Geschenken schickte, daß er sich es gefallen ließe zu ihm zu kommen. Nun war aber Yppocras alt, so daß er vor Alter nicht gut über Land reisen mochte, jedoch hatte er einen Neffen, der auch gar klug in der Arzneikunst war, den sandte er ihm und den nahmen die Boten mit sich. Und wie er hinkam, da freuete sich der König über alle Maßen, und er wendete allen seinen Fleiß und alle seine Arzneien an, also daß jener in kurzer Zeit

gesund und wohl ward, darum er von Allen männiglich gelobt ward. Und da das geschah, daß des Königs Sohn nun wieder wohl geworden war, da schickte er ihn mit reicher Vergeltung wieder heim. Als aber Yppocras vernahm, wie sein Neffe Alles so gut gemacht hatte und darum so gut gelobt wurde, so mochte er das nicht leiden und fürchtete, er möchte ihn in seiner Kunst übertreffen, und trachtete täglich, wie er ihn vom Leben brächte. Er sprach also eines Tages zu ihm: wohlan, wir wollen ein wenig auf's Feld lustwandeln gehen. Das war der Neffe zufrieden und ging mit ihm. Wie sie nun aber an einen heimlichen und einsamen Ort kamen, der ihm gut darzu deuchte, da zeigte er seinem Neffen ein Kraut und hieß ihn es ausgraben. Der that es, während er sich aber nach dem Kraute bückte, da zuckte jener heimlich sein Schwert und schlug ihm das Haupt ab, ließ ihn liegen und ging seine Straße wieder heim. Kurz darauf ward Yppocras gar siech bis auf den Tod, so daß er sich nicht helfen konnte, und ließ sich zu einem Fasse tragen, das ganz voll Wein war. Daran wollte er aber seine Meisterschaft bewähren, mit der er sich doch selbst nicht helfen konnte, und legte ein Kraut hinein und ließ hernach das Faß überall anbohren, und wie viel man auch Löcher bohrte, doch kam kein Tröpflein heraus. Das wunderte aber Alle männiglich sehr, allein er sprach: Ihr seht wohl, wie viel ich vermag, doch kann ich mir selbst nicht helfen, und mit diesen Worten verschied er. Also bedenkt Euch wohl, daß Ihr Euer Kind nicht nach der Rede Eures Weibes tödtet, denn Ihr wißt nicht, wenn Ihr dasselbe bedürft, daß es vielleicht auch Euer Leben vor dem Tode fristen mag. Wie das der Kaiser hörte, widerrief er den Tod seines Sohnes und ward ihm gnädig. Als er aber am Abend zu seiner

Frau kam, da fand er sie gar zornig, daß er den Tod seines Sohnes widerruft hatte, und sie sprach: so das Laster an Euerem Sohne ungerochen bleibt, so wisset, daß Euch geschehen wird, wie einem Ritter, der seinem Sohne allen Muthwillen gestattete, und das will ich Euch sagen.



Es war in einer Stadt ein Mann, der hatte einen Sohn, welchen er sehr zärtlich erzog. Der hatte sich nun in seiner Jugend das Stehlen angewöhnt, so daß Alles verloren war, was in seine Hände kam, und so man ihn bei seinem Vater verklagte, vergütete der Alles, was der Sohn gestohlen hatte, strafte ihn aber nicht. Das trieb aber der Sohn so lange fort, bis der Vater davon verarmt war, zuletzt vergriff er sich gar an einem Großen, so daß weder er noch der Vater genug hatten es wieder zu bezahlen. Darum ward er vor Gericht gebracht und überführt, und da man ihn zum Galgen führte, da rief er seinen Vater und bat ihn, er solle ihn noch zu guter Letzt küssen. Das that der Vater und ging zu ihm, und wie er zu ihm kam, da biß er ihm Mund und Nase ab. Also lohnte er ihm seine Treue. Darnach wisset Ihr Euch nunmehr zu richten. Am andern Morgen aber früh befahl der Kaiser, daß man seinen Sohn zum Galgen führe, und als das geschah, da kam der fünfte Meister und sprach: mich wundert es, daß Ihr den Worten Eueres Weibes so lange glaubt, die nichts Anders als böse Wollust darzu treibt. Wollt Ihr aber die rechte Mähr inne werden, so müßt Ihr thun, wie es ein Ritter machte, den auch Wollust zu solcher Bosheit trieb. Darum widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen, und ich sage Euch, wie das geschehen ist. Das

that der Kaiser und es freuete sich Alles männiglich, er aber hub an und sprach also:

Von einem Ritter.

✱ † (76).

Man erzählt von einem Ritter, der ein gar schönes junges Weib hatte, das ihm sehr lieb war. Nun diente derselbigen Frau ein anderer Ritter lange Zeit, und trieb das so lange, bis ihm die Frau auch günstig ward. Kurze Zeit nachher begehrte die Frau eines Tages von ihrer Mutter, daß sie nach dem Ritter senden solle, denn sie könne sein nicht entrathen, oder sie müsse sterben. Wie nun die Mutter der Tochter Ernst vernahm, da sprach sie: liebe Tochter, es paßt sich nicht für Dich, daß Du das thust. Aber willst Du Dir ihn nicht aus dem Sinne schlagen, so thue eins, d. h. erzürne Deinen Mann zuvor, um dessen Zorn zu kennen es Dir aber besonders zu thun seyn muß, da Du also bisher wohl mit ihm ausgekommen bist. Der Rath gefiel aber der Tochter gar wohl, und sie fragte also ihre Mutter, wie sie das angreifen solle. Da sprach die Mutter: Du weißt wohl, Dein Mann hat einen Vogelhund, der ihm selber lieb ist, den mußt Du tödten, und sieh dann zu, wie es ihm gefällt. Den Rath vollbrachte die Tochter und tödtete den Hund, und da das der Mann gewahr ward, so sagte er weiter nichts als: ich und Du wir können fürder nicht zusammen seyn. Darnach kam die Tochter und sagte der Mutter, was ihr der Mann zur Antwort gegeben hatte, und begehrte dabei, daß sie nun nach dem Ritter senden solle. Da sprach die Mutter: folge Du meinem Rathe und versuche ihn baß. Du weißt wohl, er hat einen Baum in seinem Garten, der ihm gar lieb ist, den mußt

Du abhauen, und siehe dann zu, wie es ihm gefällt. Der Mann aber sprach nichts weiter, als er es sah, als: daß Dir solches fürder nicht mehr widerfahre, denn ich würde zornig werden. Die Tochter ging nun hin und sagte es ihrer Mutter, und begehrte, daß sie nach dem Ritter sende. Da sprach die Mutter: versuche ihn noch zum dritten Male, und darnach vollbringe ich Deinen Wunsch. Du weißt wohl, daß er morgen viel Gäste haben will, so thue also, als ob Du von Tische noch etwas laufen wolltest, und binde dabei das Tischtuch an einen Schlüssel und ziehe es mit dem Essen und mit Allem, so darauf ist, vom Tische nach Dir, und sieh zu, wie es ihm gefalle. Darnach am andern Morgen vollbrachte die Tochter der Mutter Rath. Des schämte sich der Mann vor den Gästen und ward davon sehr erzürnt, und gleich nachdem die Gäste fort waren, da befahl er, daß man schnell ein warmes Bad bereite, darin mußte sich die Frau baden. Dann sandte er nach einem Bader und hieß ihr aus allen Adern Blut lassen, so lange, bis die Frau gar ohnmächtig ward und als todt hinfiel. Darnach ließ er sie auf ein Bett legen in einer Kammer, da kam ihre Mutter und tröstete sie und sprach, sie solle munter und lustig seyn, und ob sie den Ritter haben wolle, sie wolle jetzt nach ihm senden. Da sprach die Tochter: nein, ich bedarf sein nicht, wenn ich auch ganz gesund wäre, übrigens siehst Du wohl, daß ich nur wenig mehr zu wünschen habe, dieweil ich beinahe todt bin. Da sprach die Mutter zu der Tochter: gehab Dich wohl, also ist Alles wohl gerathen. Darum sehet zu und glaubt Euerem Weibe nicht zu viel, da sie nur das Uebermaaß der Wollust zu solcher Thorheit getrieben hat. Wie das der Kaiser hörte, da befahl er, daß man den Sohn wieder in den Kerker legte, und ward ihm

wiederum etwas gnädiger; des Abends aber, da er heim kam, da fand er die Frau gar zornig, daß er den Tod seines Sohnes widerrufst hatte, und sie sprach: ich sage Euch, es geschieht Euch von Eueren sieben Meistern gleichwie einem König geschah in Frankreich, und das will ich Euch sagen:

* † (78).

Valentinus war einst ein gewaltiger König in Frankreich, in dessen Reiche waren sieben weise Meister, die wurden des eins, daß sie ihre Kunst an dem Könige versuchen wollten, und so machte ein Jeder, daß der König einen Tag krank war, und alle Tage an einem neuen Gebrechen, als heute blind, morgen krumm, übermorgen auszehrig. Des ward der König sehr betrübt und sandte aus nach allen den Weisen, die in seinem Lande waren, und fragte sie um Rath über seine Gebreste. Deren konnte ihm aber keiner rathen, da hub die Kaiserin selber an und sprach: Ihr habt in der Stadt sieben Meister, nach denen schicket, und so die kommen, so laßt Euch rathen. Des ward der König froh und schickte nach ihnen, und sie kamen. Da sprach sie: Herr, Ihr sollt wissen, daß die sieben Meister Ursache an Eurer Krankheit sind, und ich will Euch das also beweisen. Macht es so und schlaget Einem das Haupt ab, und sehet dann zu, was Euch darnach künftig geschieht. Darin folgte der König und ließ den einen zur Stunde enthaupten, und sobald das geschah, da ward ihm ein Tag weniger, so daß er alle Wochen einen Tag gesund ward. Wie das der König gewahr ward, da ließ er sie alle tödten, und sobald das geschehen war, da ward der König erlöst von aller Krankheit. Also achteten auch

die sieben Meister nicht darauf, ob sie Euch um den Hals brächten, wenn sie nur den Sohn erhielten. Wie der Kaiser das hörte, da befahl er, daß man den Sohn am Morgen zum Tode führen solle. Des erschraken Alle männiglich sehr, hielten aber doch so lange mit der Vollziehung seiner Befehle ein, bis der sechste Meister zu dem Kaiser kam. Der sprach: Herr, wenn dem so ist, daß Ihr der Rede Eueres Weibes folgt und ihr glaubt, so wisset, daß Ihr von ihr betrogen werdet, also wie es einem Ritter geschah, der seinem Weibe auch gar wohl trauete, und will ich Euch sagen, wie das geschah.



Honorius herrschte einst gar gewaltig in Rom, in dessen Reiche war ein Ritter, der ritt eines Tages von einer Stadt zur andern, und kam von ohngefähr zu einem Dorfe, das ganz in Feuer stand. Nun sah er in einem Hause eine Natter, die that gar wehmüthig und kläglich, weil sie ringsum vom Feuer umgeben war. Darüber erbarmte sich der Ritter und befahl seinem Knechte, daß er der Natter heraushelfen solle. Der aber redete ihm ab und wollte es nicht thun. Da nahm der Ritter den Spieß seines Buben, hob sie damit aus dem Feuer heraus und zog sodann seine Straße. Nun war der Ritter aber müde, darum hielt er auf einem Anger an bei einem kühlen Brünnlein und ruhete da. Und als sie eine kleine Weile da niedergesessen hatten, da sahen sie die Natter, welcher der Ritter aus dem Feuer geholfen hatte, die schnell auf ihn los fuhr. Wie sie aber die Diener daran hindern wollten, verbot es ihnen der Ritter, und als sie zu ihm kam, lief sie ihm an den Mund hinan und legte ihm eine Wurzel hinein. Sobald aber das geschehen

war, da däuchte es ihm, wie wenn Jemand zu ihm spräche: schlinge das hinunter, aber sage es Niemandem. Als er aber solches verstanden hatte, da schlang er sie hinunter, und somit ging die Natter wieder ihres Weges. Darnach besann sich aber der Ritter nicht lange, sondern ritt heim zu seinem Hause. Nun begab es sich aber einstmals, daß er zu seinem Vergnügen des Abends in einem Baumgarten speisete, und seine Frau mit ihm, da hörte er auf einmal ein großes Geschrei von Sperlingen, die einen Streit in einem Baume ausmachten und sich einen Richter gesetzt hatten. Einer aber von ihnen klagte, wie sie mit andern Sperlingen in eine Scheune gekommen wären, darin hätten sie ausgedroschenen Hirsen gefunden, den hätten sie alle gegessen, das hätten ihm andere nicht gegönnt, wiewohl sie den Hirsen nicht gesäet hätten, und ihm darum ein Auge ausgebissen. Und da die andern vernommen hatten, daß dem Sperlinge Unrecht geschehen war, da machten sich alle über ihn her und bissen ihn, daß er todt vom Baume fiel. Das verstand aber der Ritter durch die Kraft der Wurzel Alles ganz wohl, und wie er dem Streite also fleißlig zuhörte, das nahm die Frau Wunder und sie begehrte, daß er ihr sage, was die Sperlinge meinten, seit er ihnen so fleißig zuhöre. Darauf antwortete der Ritter und sprach: ich habe nur dem Sperlinge zugesehen, der jetzt von den andern zerbissen worden ist, aber was sie damit meinen, das ist mir unbekannt. Indessen ließ die Frau nicht ab mit Bitten und bat noch emsiger, als zuvor, und als sie sah, daß ihr der Ritter die Wahrheit nicht bekennen wollte, da verschwur sie Essen und Trinken bis auf den Tag, da er ihr die Wahrheit sagen würde, machte sich kurz darauf krank und ließ sich beichten und absolviren. Darüber ward der

Ritter gar betrübt. Nun kam es aber eines Tages, daß er also traurig in seinem Hofe herumging, da hörte er einen Hahn, der sprach zu dem andern: ich meinte, wir hätten einen Herrn, nun sehe ich aber wohl, daß wir keinen haben, denn mein Herr läßt sich von seiner Frau nach Herzenslust über den Löffel barbiren. Die soll nun gar krank seyn, aber ihre Krankheit werde ich täglich wohl inne, wenn ich jeden Tag zwei meiner Weiber weniger habe, und ist es der Fall, daß sie die Krankheit nunmehr noch acht Tage hat, so bleibt mir kein Weib mehr im Hofe. Wäre aber mein Herr ein richtiger Mann, so nähme er zwei starke Knüttel, und schlüge sie an ihr entzwei, ich wollte wetten, sie würde gesund. Das verstand der Ritter Alles gar wohl und dachte bei sich: sicherlich will ich Euch folgen, und damit ritt er hinaus ins Feld. Und wie er in den Wald kam, da schnitt er sich zwei starke Knüttel ab, und kam damit des Abends heim und ging zu seiner Frau und bat sie, daß sie aufstünde und mit ihm äße. Das schlug sie ihm aber ab und sagte zorniglich, sie wolle nicht essen. Darüber ward der Ritter erzürnt und schlug sie ohne Erbarmen so lange, bis er die Knüttel an ihr zerbrochen hatte, sie aber wollte doch noch nicht mit ihm essen. Und wie der Hahn das Geschrei hörte, da kam er geflogen und schaute zu, und als er sah, daß sein Herr beide Knüttel zerschlagen hatte, da schrie er: stich sie mit den Stümpfen. Wie das der Ritter vernahm, folgte er ihm und stach sie, daß das Blut herausrann, und wie die Frau des Ritters Ernst ersah, da stand sie auf und aß mit ihm. Also ward der Ritter von dem Hahne gewarnet: darum sehet Euch vor, daß Ihr von Eurer Frau nicht auch betrogen werdet. Wie das der Kaiser vernahm, da ward er seinem Sohne wiederum etwas gnädiger, und als er des Abends zu

seiner Frau kam, da fand er sie zornig, weil er den Tod seines Sohnes widerrufst hatte, und sie sprach: es wird Euch also geschehen, wie es einem Ritter ging, der von seinem Sohne getödtet ward, und das geschah also:

Von einem frommen Ritter.



Vor Zeiten war gar ein frommer Ritter, der hatte einen Sohn, der ihm gar lieb war. Aber der Sohn suchte auf allen Wegen seines Vaters Tod herbeizuführen. Nun begab es sich aber, daß dem Ritter eines Nachts träumte, wie er in einem Brunnen großes Gut finden sollte. Des war der Ritter froh und machte sich des Morgens früh auf und nahm seinen Sohn mit sich und sagte ihm seinen Traum, und sie gingen also zu dem Brunnen. Wie nun der Ritter dahin kam, da stieg er in den Brunnen und fand darinnen einen unermeßlich großen Schatz. Nun dachte aber der Sohn bei sich darüber nach, wie er es machen müsse, daß ihm das ganze Gut allein verbleibe, faßte einen Entschluß, nahm einen großen Stein und warf ihn auf seinen Vater. Damit tödtete er denselben in dem Brunnen, und bemächtigte sich des ganzen Gutes. Also möchte es Euch von Euerem Sohne auch geschehen, so Ihr ihm nicht zuvorkommt. Als das der Kaiser hörte, befahl er, daß man den Sohn am Morgen früh zum Tode führe. Darüber erschraken Alle männiglich, jedoch ward damit so lange gezögert, bis daß der siebente Meister zum Kaiser kam. Der sprach aber zu ihm: wollt Ihr noch immer der Rede Eures Weibes glauben, die mehr Eueren Schaden sucht, als Euer Frommen und Nutzen, von der Ihr wohl möget betrogen werden, wie ein Ritter, der sein Weib mit gen

Preußen führte. Wenn Ihr aber hören wollt, wie das geschah, so widerruft den Tod Eueres Sohnes bis auf morgen. Das that auch der Kaiser, und darob freuete man sich männiglich und führte den Sohn wieder in den Kerker. Da sagte der Meister also:

Von Gordianus dem Kaiser.



Einst herrschte zu Rom der gewaltige Gordianus, in dessen Reiche war aber ein edler Ritter, der nahm ein schönes Weib, die ihm gar lieb war, und lebten sie also etliche Zeit fröhlich mit einander. Nun kam es aber dem Ritter in den Sinn, daß er nach Preußen reiten wollte, und er sagte das seinem Weibe. Die ward davon sehr betrübt, und da sie seinen Ernst vernahm, da begehrte sie mit fleißigen Bitten, daß er sie mit sich reiten ließe, und trieb das so lange, bis der Ritter überredet ward, daß er ihr das gestattete. Da schickte sich die Frau in allen Sachen dazu an und ward fertig mit ihrem Manne. Als sie aber dahin kamen, da wurden sie von Allen männiglich für zwei Ritter gehalten, und als sie nun zur Schlacht auszogen, da kämpfte die Frau gar ritterlich neben dem Manne manchen Tag. Jedoch begab es sich zuletzt eines Tages, daß die Heiden die Oberhand gewannen und unter andern den Ritter samt seinem Weibe gefangen nahmen: die legten sie gar schwer in einem Thurme gefangen, darin sie lange Zeit mit großem Leide lagen. Wenn aber der Ritter klagte, zeigte sich die Frau weit fester. Nun kam es, daß des heidnischen Königs Geburtstag kam, den er alle Jahre mit großer Freude beging, und als der gekommen war, da befahl er, daß man alle Gefangenen los ließ und ins Bad führte. Wie

das der Ritter inne ward, da erschrak er darüber dermaßen, um seiner Frauen Willen, und hätte sich das Bad gern erspart, auf daß man seinen Gesellen auch desselben überhoben hätte. Das wollte ihm aber der König nicht gewähren, und ließ sie ins Bad führen. Alsbald erkannte man, daß der eine Ritter ein Weib war und nicht ein Mann, und die Mähr kam auf der Stelle zum König. Der sandte gleich nach der Frau, die war aber ausnehmend schön, und fragte sie nach Allem, wie das gekommen war. Da sagte sie ihm Alles, und als der König das hörte, da dachte er täglich darüber nach, wie er den Ritter tödten möchte. Endlich kam er darauf hinaus, daß er den Ritter fangen und an eine Säule in seiner Kammer mit Riemen binden ließ, und legte sich dann vor dessen Weibe zu dem Weibe, also daß es der Ritter mit ansehen mußte. Nun hatte aber der König einen Topf mit Wein bei sich vor dem Bette stehen, und so es ihm gelüstete, trank er daraus und umarmte darnach die Frau. Das sah der Ritter Alles wohl. Nun ermahnte der Ritter die Frau, wie er merkte, daß der Heide schlief, bei ihrer Treue, sie solle ihn losmachen. Das schlug sie ihm aber zorniglich mit Worten ab, der Ritter aber nahm Alles gütlich hin. Nun begab es sich aber, daß Beide einschliefen, der Heide und die Frau, da sah der Ritter, wie sich eine giftige Spinne in den Topf hinabsenkte. Des freuete sich der Ritter sehr und merkte auf das, was da kommen sollte. Und gleich darauf, wie es Gott wollte, erwachte der Heide, griff nach dem Topfe und trank, und sobald er getrunken hatte, da platzte er und starb eines jämmerlichen Todes. Wie das die Frau ersah, da erzürnte sie sich gar sehr gegen den Ritter, als wenn er daran Schuld sey, stand vom Bette auf und nahm des Heiden Schwert, und

machte sich damit über den Ritter und verwundete ihn gar sehr. Nun kam es aber von ohngefähr, daß sie einen Hieb auf die Riemen that, mit welchen der Ritter gebunden war, so daß der Ritter frei ward. Darüber freuete er sich gar sehr, aber die Frau erschrack, daß sie nicht wußte, was sie beginnen sollte. Da beruhigte sie der Ritter also, daß sie mit ihm von dannen ziehen durfte. Das that die Frau, und damit kehrte der Ritter tugendsam nach Hause zurück und kam ohne alles Leid aus dem Lande und fuhr heim. Wie aber seine Freunde seine Ankunft vernahmen, wurden sie dessen über die Maßen froh und kamen ihm alle entgegen und empfingen ihn und fragten ihn, wie es ihm ergangen wäre. Und als sie alle an dem Tische saßen und aßen und sich seiner und seines Weibes freuten, da sagte er ihnen seine Gefahren auf seinem Abenteuer, gerade wie wenn es einem Andern geschehen wäre, und fragte sie darüber, was eine solche wohl werth wäre, die also übel thue an ihrem Manne. Da redete ihr Jeder auf seine Weise, welcher Strafe eine solche verfallen sey. Da sprach er: sehet, dieses Abenteuer ist mir widerfahren, deshalb richtet über sie, wie Ihr versteht, meinetwegen ist sie sicher. Da vereinigten sich aber seine Freunde dahin, daß sie sie in ein Gewölbe sperrten und ihr nichts zu essen gaben, bis daß sie Hungers darin starb. Darum bedenket Euch gar wohl, was Ihr thun wollt, damit Ihr Euch davor hütet, daß Ihr nicht auch von Ihr betrogen werdet, da ich mich versehe, daß sie nichts Anderes im Sinne gehabt hat. Darum, daß Ihr mit der Sache zu einem Ende kommen möget, so schicket nach Euerem Sohne und höret seine Rede selbst, denn daß er bisher als stumm erfunden worden ist, das ist durch seine Weisheit geschehen, da er diese Sachen alle wohl durch seine

Kunst gewußt hat, ehe er hierher kam. Wie das der Kaiser hörte, ward er sehr froh über diese Rede und sandte nach seinem Sohne und fragte ihn nach dieser Mähr, wie das gekommen sey, daß ihn seine Mutter solcher Sachen geziehen habe. Da hub er an und erzählte von Anfang bis zu Ende, wie seine Mutter an ihm gehandelt und was sie von ihm begehrt hatte, gerade wie oben geschrieben steht. Wie das der Kaiser hörte, da ward er davon sehr erzürnt und befahl also in seinem Zorne, daß man sie zum Tode führe, und des waren Alle männiglich froh, aber die Frau ward um ihrer Untreue Willen getödtet und die sieben Meister um ihrer Weisheit Willen gar sehr gelobt.

Vierzehnte Erzählung.

† (19).

Von einem Opfer und von Alexander dem König.

Valerius erzählt uns im dritten Buche, daß, als der große König Alexander an einem Altare opferte, ein edles Kind dabei war, und da man das Rauchfaß mit glühenden Kohlen herum trug, da fiel eine glühende Kohle dem Knaben auf den Arm, und wie auch Feuer und Kohle brannte, das Kind zuckte von der Hitze nicht mit seinem Arme, sondern hielt ihn still, auf daß das Opfer nicht gestört würde. Aber Alexander wollte das Kind mit noch mehr Hitze versuchen, und hieß es mehr brennen, allein das Kind blieb standhaft und fest.

Funfzehnte Erzählung.

† (21).

Von einem Bilde und einem Apfel und der Welt Reich.

Es sagt uns ein Meister von der Natur, Alexander geheißen, daß Virgilius in der Stadt Rom einen edlen und schönen Palast gebaut hatte, in der Mitte desselben aber stand ein Bild, das hieß der Römer Göttin, und hatte einen goldenen Apfel in der Hand. In dem Umgange aber inwendig im Palaste stand das Bild eines Abgottes eines jeglichen Landes, das dem römischen Reiche unterthänig war, und ein jegliches Bild hatte eine Glocke in der Hand, die war von Holz, oder eine Tafel. Wenn nun aber eines der Reiche, deren Abgott zu Rom war, sich wider die Römer setzen wollte, alsbald läutete desselbigen Landes Abgott an der Tafel und kehrte dem Abgotte der Römer den Rücken zu. Darnach kam dann noch ein Ritter auf einem ehernen Rosse oben auf der Höhe des Palastes, der der Tempel der Römer war, und schüttelte einen Speer und lugte nach dem Reiche oder Lande des Abgottes, der sich bewegt hatte. Dabei erkannten die Römer, daß dasselbe Land wider sie sey und die Leute in Untreue wider sie dächten, und machten sich dann auf mit einem starken Heere und verwüsteten das ganze Land und brachten es unter sich.

Sechzehnte Erzählung.

† (26).

Von einem Förster und von seinem Sohn, den ein Kaiser tödten wollte.

Es war einmal ein König, der hieß Hannibal, der ein gewaltiges Reich, aber nur eine Tochter hatte, die ihm gar lieb war. Da geschah es, daß er mit seinen Rittern und seinem Gesinde auf eine Jagd ritt, und es entstand ein großer Nebel in einem finstern Walde, der schied den König von seinem Gesinde, weil er einem Hirsche nachsetzte, und wie der König zu dem Hirsche kam, da fand er weder diesen noch sein Gesinde, denn sie suchten ihren Herrn in einem Theile des Waldes, und er sie im andern. Wie er nun also allein in der Irre war, da nahm die Nacht zu, und dieweil er also herumritt und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte, da sahe er ein Licht in der Ferne, spornte sein Roß darauf zu, und kam an ein Häuslein in dem Walde, klopfte an und bat um Gottes Willen um eine Herberge. Es war aber die Nacht gar finster, und der Hausherr, ein Förster, kannte den Herrn nicht und fragte, wer er wäre und wo er hin wolle, und warum er so spät im Walde herumreite. Da antwortete ihm sein Gebieter: ich bin ein einzelner Mann und bin durch Zufall in diesem Walde irre gegangen, darum bitte ich Dich, daß Du mich heute beherbergest. Da antwortete der Förster und sprach zu ihm: gehet in Gottes Namen herein, was ich habe, theile ich gern mit Euch. Da ging der Herr hinein und der Wirth empfing von ihm sein Roß und stellte es in

einen Stall und deckte den Tisch und setzte ihm auf, daß er genug hatte. Unter andern Reden fragte jener aber den Förster, wer der Herr des Waldes wäre. Da antwortete er ihm: mein Herr, der König, ich aber bin sein Diener und hüte seinen Wald, und das ist meine Hausfrau, die kommt schier nieder. Da nun nach dem Essen Schlafenszeit war, da bettete er den König in eine Kammer, und im ersten Schlafe hörte der König eine Stimme, die sprach dreimal: nimm hin. Von der Stimme schrak aber der König aus dem Schlafe auf und sprach: was ist das, daß ich höre: nimm hin, und habe doch nichts empfangen? Da entschlief der König zum andern Male, und es kam eine Stimme und sprach dreimal: gieb wieder. Er erschrak aber und sprach: was ist das? zum Ersten hörte ich: nimm hin, und bekam doch nichts, und nun höre ich: gieb wieder, ob ich gleich nichts empfangen habe. Und er entschlief zum dritten Male, und derweile bekam die Försterin gar ein schönes Kind, ein Knäblein. Zum dritten Male drang aber eine Stimme zu ihm und sprach dreimal: fliehe, in dieser Nacht ist ein König geboren worden, der nach Dir regieren wird. Wie das der König hörte, da schüttelte ein Grausen alle seine Glieder, und er sprach zu sich: was ist das, daß ich höre: fliehe? Wo soll ich hinfliehen oder warum? Und da er also bei sich dachte, da hörte er die Stimme des neugebornen Kindes und merkte, daß es ein männliches Kind war, und dachte bei sich nach und sprach: ich glaube nicht, daß das Kind nach mir regieren wird, und so lange ich lebe, will ich schon Einhalt thun, daß dem nicht so geschieht. Wie nun der Morgen kam, da setzte er sich auf sein Roß und rief den Förster zu sich und sprach: Lieber, ich muß Dir sagen, daß ich der Kaiser Dein Herr bin. Wie das der Förster vernahm, da

erschrak er sehr, so daß er zur Erde nieder fiel, und bat ihn um Gnade, daß er ihm vergäbe, so er ihn in der Nacht beleidigt hätte. Da sprach der Kaiser: fürchte Dich nicht, ich danke Dir, daß Du mir in der Noth durch eine Herberge zu Hilfe gekommen bist, sondern sage mir vielmehr, ob Deine Hausfrau heute Nacht ein Kind bekommen hat. Da antwortete der ihm und sprach: Herr, wohl hat sie ein männliches Kindlein zur Welt gebracht. Und der König sagte zu ihm: zeige mir das Kindlein, und als jener ihm das Kind gezeigt hatte, da sah der König das Kind gar fleißig an und erblickte an seiner Stirn ein Zeichen, das er sich wohl merkte, und sprach zu dem Förster: das Kind will ich mir aufziehen und zum Sohne annehmen, nach fünf Wochen werde ich nach ihm senden. Da sprach der Förster: Herr, ich bin des nicht würdig, daß Ihr mein Kind erziehet, allein Gott vergelte es Euch, daß Ihr Euch also demüthigt. Also kam des Königs Gesinde und begleitete ihn in seinen Palast. Nach einem Monate aber rief der König drei seiner geheimsten Diener herbei und sprach: bei dem Eide, den Ihr mir geschworen habt, reitet hin zu dem Förster im Walde, wo ich einst auf der Jagd übernachtet, und bringt mir das Kindlein, dessen seine Frau in der Nacht, da ich da war, genaß, und wenn Ihr das Kind dann fest habt, so tödtet es still und heimlich, daß solches Niemand gewahr werde, und bringt mir sein Herz her und unterlasset das nicht bei Euerem Leben. Da sprachen die Diener: Herr, Euer Wille soll erfüllt werden. Und alsbald ritten sie zu dem Förster in den Wald und baten ihn um das Kindlein, sie wollten es dem Kaiser bringen, auf daß es allda erzogen werde. Der Förster aber that wie ein einfältiger und unschuldiger Mann, und überantwortete ihnen sein Kindlein. Sie ritten aber darnach

durch den Wald und redeten also zusammen: hier ist eine passende Stelle, das Kind nach des Kaisers Gebot zu tödten. Alsbald setzten sie das Kind auf die Erde und sahen es ernstiglich an, und es sprach einer zum andern: o weh, was für eine Sünde wäre es, das Kind zu tödten, welches also schön und unschuldig ist. Und sie sprachen alsdann alle zusammen, daß es große Sünde sey: also wollen wir uns wohl bedenken, wie wir das Kind am Leben erhalten und es bei dem Kaiser verantworten mögen, daß wir recht gethan haben. Da antwortete ihrer einer und sprach: liebe Gesellen, hier im Walde sind viele junge Schweinlein, von denen tödten wir eins und bringen sein Herz dem Kaiser, und wir sprechen, das sey des Kindes Herz, und also werden wir verschont und auch das Kind stirbt unserwegen nicht. Da sprachen die andern Gesellen: der Rath gefällt uns gar wohl; laßt uns aber einander schwören, daß Keiner solches verrathe. Das geschah also, und hierauf legten sie das Kind in einen hohlen Baum und das Ferkelherz brachten sie dem Kaiser. Der nahm aber das Herz und warf es ins Feuer und sprach: gebt Acht, ob der nach mir regieren wird, sehet zu, was ihn nun vorwärts bringen und wozu ihm sein Traum frommen mag. Am andern Tage aber, da das Kind in den Baum gelegt worden war, da ritt ein Graf, Namens Leupold, auf der Jagd in diesen Wald, in welchem das Kind war, und ein Hirsch sprang auf und lief gerade nach dem Baume zu, in welchem das Kind lag, und es folgten ihm viele Hunde nach. Wie die aber das Winseln des Kindes in dem Baume hörten, da standen sie und bellten den Baum an, und kümmerten sich weiter nicht mehr um den Hirsch. Wie das der Graf Leupold sah, so wunderte ihn das und er ritt mit den Seinigen zu dem Baume,

und sie lauschten dem Klagen des Kindes und sie sahen es eingewickelt in ein Tüchlein, und er sprach zu einem seiner Diener: machet schnell und bringt mir das Kind. Der Graf aber nahm das Kind in seinen Schooß und brachte es mit nach Hause. Es hatte aber der Graf kein Kind von seiner Frau, und sprach also zu ihr: liebe Frau, wir wollen zu unsern Leuten sprechen, daß das Kind unser sey, ich hoffe, wir werden Freude daran erleben. Da antwortete sie: Herr, das gefällt mir gar wohl. In wenig Tagen war aber der Ruf in allen ihren Landen erschollen, die Gräfin habe ein Kind bekommen: des freueten sich gar manche der Ihrigen. Das Kind aber wuchs heran und Alle hatten es lieb, als es aber sieben Jahre vollendet hatte, da ward es bis zum zwanzigsten Jahre in die Schule geschickt. Darnach hieß der obgenannte Kaiser einen Hof zusammenrufen, und es wurde dazu geladen edel und unedel, reich und arm; dahin kam auch der Graf Leupold, und dem diente der Knabe wie sein eigner. Nun sah aber der Kaiser den Knaben gar scharf und fleißig an und erblickte an ihm das Zeichen an der Stirn, das er sich in dem Hause gemerket hatte, wo er geboren war, und erkannte das Zeichen gar wohl. Er sprach aber nach Tische also zum Grafen: lieber Graf Leupold, wessen Sohn ist der Jüngling, der vor uns da aufwartet? Da antwortete ihm der Graf: Herr, es ist mein Sohn, den mir mein Weib geboren hat. Der Kaiser aber sprach wiederum: saget mir bei Euerem Eid die Wahrheit, und der Graf sagte: wollet Ihr einmal daran zweifeln, ich weiß selbst nicht, wessen Sohn er ist. Der Kaiser aber sprach: wie ist er zu Dir gekommen, oder von wem? Da antwortete ihm der Herzog: Herr, es sind nun zwanzig Jahre, daß ich im Walde jagte und zufällig in einem Baume ein Kind fand, das in Tücher

gewickelt war. Der Kaiser aber hörte die Rede mit an und rufte heimlich diejenigen zu sich, welche er zu oem Förster nach dem Kinde gesendet hatte, und sprach: Ihr Lieben, gedenkt Ihr noch der Zeit, da ich Euch hin zu dem Förster in den Wald nach seinem Sohne sandte. Nun saget mir die Wahrheit bei Euerem Leben: wie erging es Euch mit dem Kinde? Da antworteten sie und sprachen: Herr, wir übten Barmherzigkeit mit dem Kinde, dieweil wir uns der Sünde fürchteten, und tödteten an seiner Statt ein kleines Schwein, deren viele da waren, und brachten Euch sein Herz, und das Kind legten wir in den hohlen Baum. Da sprach der Kaiser: das ist der, welcher nach mir Kaiser werden und regieren soll. Aber wohl vermag ich mich dem entgegen zustellen und ihn zum Tode zu bringen. Er sprach aber zu dem Grafen: das Kind soll bei uns am Hofe bleiben. Der Kaiser aber dachte von Tag zu Tag darüber nach, wie er das Kind zu Tode brächte und es vertilgte. Nun war aber die Kaiserin mit ihrer Tochter in einem andern Lande fern von dem Kaiser, der rief also den Jüngling zu sich und sprach: mein Sohn, Du mußt zur Kaiserin reiten und ihr einen Brief von mir bringen, denn ich habe lange Zeit von ihr und meiner Tochter nichts gehört. Der Jüngling sprach: Herr, ich bin bereit Euer Gebot zu erfüllen. Und alsbald rief jener seiner Schreiber einen und befahl ihm folgenden Brief zu schreiben: Frau, sobald Ihr diesen Brief erblickt und ihn leset, bei Euerem Leben, unterlasset dann nicht, was Ihr jetzo vernehmet, sondern vertilgt alsbald den Boten, der Euch diesen Brief übergiebt, mit einem bösen Tode, verschiebt es aber nicht bis auf den dritten Tag, sondern erfüllt mein Gebot, denn so Ihr das nicht thut, so müßt Ihr für ihn sterben. Er versiegelte hierauf den Brief mit seinem

besonderen Insiegel und überantwortete den Brief dem Jünglinge, auf daß er sich auf den Weg mache. Der Jüngling übernahm die Botschaft gar fleißiglich und begab sich auf den Weg. Er ritt aber schon drei Tage lang, und am dritten Tage kam er zu einem Ritter fast müde von dem weiten Weg. Der Ritter aber nahm den Jüngling gut auf, weil er des Kaisers Bote und ein schöner wohlgestalteter Knabe war, und gab ihm zu essen und zu trinken, und nach dem Essen hieß er ihn ausruhen und schlafen gehen, weil er wohl sah, daß er müde war. Der Jüngling aber ward in ein Schlafgemach geführt, legte sich nieder und entschlief alsbald vor Müdigkeit. Der Ritter wollte nun sehen, wie er gebettet sey, und er erblickte die Brieftasche und nahm den Brief heraus und las die Aufschrift und sah, daß er mit des Kaisers Insiegel versiegelt und an die Kaiserin gerichtet war. Da begann er nachzudenken und zu überlegen, ob er den Brief aufbräche und sähe, was in dem Briefe geschrieben stände. Der Ritter aber brach den Brief geschickt auf, weil das Insiegel dick aufgedrückt war, und las darin und fand, daß es auf den Tod des Jünglings abgesehen war, und daß man ihn tödten solle, sobald man den Brief sähe und gelesen habe; des war der Ritter sehr betrübt, daß der Knabe seinen Tod in dem Briefe mit sich führe, und dachte bei sich, was das für eine große Sünde wäre, daß man einen so jungen und wohlgezogenen Knaben also in den Tod sende. Indessen das geschieht nicht wider Gottes Willen, und er hieß alsbald einen andern Brief schreiben, dergestalt: liebe Frau und meine Kaiserin, Ich befehle Dir bei Todesstrafe, daß Du den Boten, der Dir diesen Brief giebt mit Freuden aufnimmst und unsere eingeborne liebe Tochter ihm binnen drei Tagen zu seiner Hausfrau giebst,

alle Edelleute und Ritter und Knechte zur Hochzeit ladest und sie herrlich und löblich begehest, so gut Du kannst; thuest Du aber das nicht, so lasse ich Dich eines bittern Todes sterben. Hierauf schloß der Ritter den Brief und hing das nehmliche Siegel wieder an ihn, so daß man es nicht merken konnte, und steckte ihn wieder in die Brieftasche. Hierauf weckte er den Jüngling, und es blieb der Knabe über Nacht bei dem Ritter. Wie aber der Morgen kam, segnete er den Ritter, nahm Urlaub und ritt seines Weges. Als er aber zur Kaiserin kam, da ward er schön und wohl empfangen und grüßte sie vom Kaiser und überantwortete ihr den Brief. Als aber die Frau den Brief gelesen hatte, und ihn begriffen, da küßte sie den Boten und sprach zu ihm: sey willkommen mein liebes Kind, ich will meines lieben Herrn Gebot gern erfüllen. Alsbald ließ sie alle ihre Leute zu sich laden, Edelleute und Bürger, die in ihrem Lande waren, sie sollten alle an diesem Tage zur Kaiserin zur Hochzeit ihrer Tochter und ihres Eidams kommen. Alle aber, die das hörten, kamen an dem Tage zur Kaiserin, und zwischen der Jungfrau und dem Jünglinge ward eine große eheliche Heirath angestellt und begangen. Nach der Hochzeit wurden aber den jungen Brautleuten große Gaben und Kleinodieen verehrt, und damit fuhren sie alle wieder heim. Der Jüngling aber bllieb bei seiner Frau und bei der Kaiserin, und es kam darnach der Kaiser schier zu der Kaiserin und hörte schon vorher, wie schön seine Frau die Hochzeit ausgerichtet hätte. Das that ihm aber sehr leid und er wunderte sich darüber, und als die Kaiserin vernahm, daß ihr Herr, der Kaiser, in der Nähe sey, da sprach sie zu ihrem Eidam: mein Sohn, Du mußt Deinem Herrn, dem Kaiser, und Deinem Schwiegervater entgegen reiten. Da antwortete der und

sprach: Frau, ich bin bereit zu thun, was Ihr mir gebietet. Und sie ritten mit einander, und da sie dem Kaiser begegneten, da empfing die Frau ihren Herrn, und der Herr küßte die Frau und umpfing sie, als er aber den Knaben erblickte, da erschrack er gar sehr und ward betrübt und sprach zu der Frau: Ihr seyd ein Kind des Todes. Da antwortete sie und sprach: Herr, ich bitte um Euere Gnade, was habe ich wider Euch gethan, oder wie habe ich den Tod verdient? Da antwortete der Kaiser: Frau, ich habe Dir bei Todesstrafe verboten und befohlen in meinem Briefe, daß Du den Jüngling binnen drei Tagen, daß Du den Brief gesehen, tödten sollest. Warum bist Du meinem Briefe und Gebote nicht gehorsam gewesen? Da antwortete die Frau: Herr, ich habe den Brief noch, den Ihr mir gesendet habt: nach dem habe ich gethan und anders nicht, da er besagt, daß ich bei Deiner Huld und bei meinem Leben dem Jüngling unsere Tochter geben solle. Ist das schon geschehen? sprach der Kaiser; die Frau antwortete: ja Herr, sie schlafen alle Nächte bei einander. Da sprach der Kaiser: Frau, jetzt zeige mir den Brief, den ich Dir gesandt habe, und wie der Kaiser den Brief gelesen hatte und sein Insiegel daran sah, sprach er: o eine wie große Thorheit ist es von uns, wenn wir etwas anders ordnen wollen, denn es Gott beschlossen hat: es geschieht doch. Und alsogleich küßte er den Jüngling aus Liebe und nahm ihn zu seinem Sohne an, der Jüngling aber ward nach dem Tode seines Schwiegervaters Kaiser und lebte löblich nach der Gerechtigkeit.

Siebzehnte Erzählung.

† (50).

Von einem Kinde, einem Hirten und einem Wolfe.

Es herrschte einst ein Kaiser zu Rom, der hieß Lucius, der setzte ein Gesetz ein, daß wer ein Kind für Geld oder Lohn aufzöge, wenn dann das Kind in seiner Gewalt zu Schaden käme, der solle dafür sein Leben verlieren. Nun geschah es, daß die Kaiserin ein Kind gebar; das vernahm ein Ritter, der bat die Kaiserin gar fleißig, daß sie ihm vergönnte das Kind zu erziehen. Da sprach die Kaiserin zu ihm: ich empfehle Dir das Kind, allein Du mußt Dich wohl hüten, denn wird das Kind bei Dir beschädigt, so verlierst Du Dein Leben. Da sprach er zu der Frau: so ist es mir recht. Der Ritter aber nahm das Kind und führte es mit sich und überantwortete es seiner Frau zum Aufziehen, und die Frau nahm sich des Kindes an und zog es mit aller Zärtlichkeit auf, und das Kind ward Allen männiglich lieb und genehm. Nun geschah es zu einer Zeit, daß ein Jahrmarkt war und die Frau mit ihrem Herrn auf den Jahrmarkt ritt, und sie ließen das Kind daheim in der Wiege liegen und empfahlen es dem Hausgesinde. Wie nun der Herr und die Frau aus dem Hause waren, da gingen die Dirnen und das andere Gesinde auch aus dem Hause und vergaßen des Kindes in der Wiege und ließen es ohne Obhut in dem Hause bei offener Thüre. Nun war aber bei dem Dorfe ein böser Wolf, der demselben schon vielen Schaden gethan hatte: wie der sah, daß Niemand da war und die Thür offen stand, da ging er hinein und zog das Kindlein

aus der Wiege und eilte mit ihm dahin in den Wald. Das ersah ein Hirt, der da in der Nähe auf dem Felde hielt, der eilte dem Wolfe nach und stieg auf einen Baum und schaute dem Wolfe nach, wo er hinlief. Dann aber stieß er in sein Horn, da kamen Leute und eilten ihm nach, einige zu Fuß und etliche zu Pferde, und wie der Wolf die Verfolgung sah und merkte, und auch das Laden der Läufe und das Bellen der Hunde hörte, da fürchtete er sich sehr und ließ das Kindlein fallen, und wie die Leute das Kindlein fanden, waren sie des gar froh, doch am meisten der Ritter und die Frau, allein das Kindlein war doch an der Stirne beschädigt, so daß es blutete. Nachdem aber ward es ganz und gar wieder heil. Nun geschah es aber, daß der Kaiser nach seinem jungen Sohne sandte, den er gern sehen wollte, und der Ritter bereitete sich nach des Kaisers Gebot und machte sich auf zu ihm, fürchtete sich aber sehr und nahm das Kindlein mit sich. Wie aber der Kaiser das Kindlein erblickte, da sah er eine Narbe an des Kindes Stirn, und er sprach zu dem Ritter: mein Lieber, was ist das, das ich an des Kindes Stirn sehe. Da antwortete er: Herr, es begab sich einmal, daß ich mit meiner Frau auf dem Markt ritt und das Kind meinem Hausgesinde befahl, und also sagte er Alles zusammen dem Kaiser, wie es verwahrloset worden wäre und es ein Wolf fortgeschleppt hätte, und wie es von den Leuten wäre erlöset worden, die der Hirt mit seinem Blasen aufgebracht hätte, und davon rühre der Schaden her. Da sprach der Kaiser: Dir empfahl ich mein Kind und nicht Deinem Hausgesinde, darum hast Du wider mein Gebot gethan. Der antwortete aber: Herr, ich sehe ein, daß ich wider Euer Gebot gethan habe, und darum bitte ich Euch um Gnade. Da antwortet der Kaiser: weil Du denn bekennst, daß Du wider mein Ge-

bot gethan, und um Gnade bittest, darum so vergebe ich Dir, befleißige Dich aber fürder solches zu vermeiden. Das verhieß ihm der Ritter und that auch also, der Kaiser aber bewirthete ihn auch darnach wohl und brachte ihn zu hohen Würden und Ehren.

Achtzehnte Erzählung.

† (53).

Von einem schwarzen Rosse.

Es war einst ein Mann zu Rom gewaltig, der hieß Antiochus, und es war in denselbigen Zeiten auch ein Ritter, der Leontius hieß. Derselbige Ritter hatte aber ein kleines Gütchen nahe bei der Besitzung des vorhin genannten Römers, welches sein Gebieter gern gehabt hätte. Nun dachte der immer darüber nach, wie er dem Ritter sein Land abgewänne und Herr desselben würde, und rief den Ritter zu sich und sprach mit ihm und sagte: gehe hin, verschaffe mir ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn, also daß ich heute über acht Tage Alles in meinen Händen habe, thust Du das nicht, so hast Du Dein Land verloren. Wie das der Ritter vernahm, da ward er gar traurig, denn er wußte nicht, wo er das hernehmen sollte, und kam heim zu seiner Hausfrau, die unsere liebe Frau gar lieb hatte. Die sprach zu ihm: gehe hin zu dem ersten besten Priester und beichte, und wenn Du selbiges gethan hast, dann bleib bei einer Messe, und Gott wird Dir seine Hilfe verleihen. Der Ritter aber beichtete Alles lauter und rein, und damit ritt er durch den Wald traurig hin und her, zuletzt kam

er an einen Graben, an dem sahe er einen Mann sitzen, der einen Stab in der Hand hielt. Derselbige alte Mann aber sprach zu ihm: mein Lieber, von wannen kommst Du, oder wo willst Du hin? Da antwortete er: Herr, ich komme aus der Kirche und wo ich hin will, das weiß ich gar nicht. Da sprach der alte Mann zu ihm: nimm diesen Stab und folge diesem Wege hier, kehre Dich aber weder zur rechten noch zur linken Seite, da wirst Du von ferne eine Feste erblicken, die gar schwarz aussieht, und wenn Du dahin kommst, so gebiete den Leuten daselbst von meiner Seite, daß man Dir gebe was Du bittest, und sprich also: der des Stabes Herr ist, der gebeut, daß man mir gebe ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn, und wenn Du das Alles hast, so gehe nicht hinauf, wenn sie Dich auch hinauf laden, und blase auch nicht auf dem Horne, lasse auch den Hund nicht laufen, noch den Falken fliegen, sondern bringe es Alles zusammen Deinem Herrn und überantworte mir meinen Stab wieder, wenn ich Dich darum bitte. Der Ritter aber nahm den Stab und ging drei Tage lang, am dritten Tage sah er aber eine schwarze Burg in der Ferne. Wie er aber in die Nähe derselben kam, da begegneten ihm vier Wappner, wohl gewaffnet und sprachen zu ihm: Herr, wohl bekomme es Dir, gehe in die Veste hinauf und lasse Dir eine Mahlzeit gefallen. Der aber antwortete: mit nichten, ich komme nicht in das Haus, allein der Herr dieses Stabes gebeut, daß Ihr mir ein schwarzes Roß, einen schwarzen Hund, einen schwarzen Falken und ein schwarzes Jagdhorn gebet. Da antworteten sie: wir müssen dem Herrn unterthänig seyn, und sie gaben ihm allsogleich das, was er gebeten hatte, und sprachen zu dem Ritter: es wird Dir gut seyn, wenn

Du Dich auf das Roß setzest und in das Horn stößest. Da antwortete der Ritter: das thue ich nicht. Hierauf nahm er das Roß und den Hund an eine Hand, den Falken an die andere, das Horn aber um den Hals und kam also zu dem alten Manne gegangen und gab ihm seinen Stab wieder und dankte ihm, der alte Mann aber verschwand aus seinen Augen. Nachdem ging aber der Ritter zu dem König und gab ihm das Alles zusammen, was er von dem Ritter gefordert hatte. Wie aber der König hörte, daß der Ritter gekommen sey und ihm das Alles gebracht habe, da freuete er sich sehr, und da er also da saß, da hörte er die Hunde bellen, und er fragte, was das wäre. Da antworteten sie ihm und sprachen: Herr, es ist ein Hirsch, dem jagen die Hunde nach. Da sprach der König: führt mir mein schwarzes Roß her, daß ich mich darauf setze, und den schwarzen Hund und auch den schwarzen Falken setzet auf meinen Arm und das schwarze Horn hängt mir um den Hals. Wie er aber den Hirsch ersah, da bließ er in das Horn und sprengte mit dem Rosse davon und der Hund jagte ihm nach. Der Hirsch aber lief geraden Weges in die Hölle, der Hund mit samt seinem Herrn, der den Falken trug und das Horn am Halse hatte, die jagten dem Hirsche nach in die Hölle hinein, und darnach wurden sie nimmermehr gesehen ewiglich.

Neunzehnte Erzählung.

† (55).

Von einem Weibe, einem Drachen und einem Löwen zu den Zeiten Antonii.

Ein Kaiser hieß Antonius, derselbe regierte gewaltiglich. In dessen Reiche war ein Ritter, der wollte in eine Stadt reiten. Nun wiederfuhr es ihm, daß er sich verirrte in einer wilden Wüste, und es lag daselbst auf einer Seite ein fürchterlicher und gefährlicher Drache und auf der andern ein Löwe. Nun wollte sich aber der Ritter aus dieser Fahrniß und dieser Straße retten und seinen Weg wieder zurück reiten, da sah er ein großes breites Gewässer, gleich wie ein Meer, und er wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. Wie er aber also hin und her dachte, da sah er einen Engel stehen, der hatte in einer Hand ein bloßes Schwert, in der andern aber hielt er eine Krone und sprach: verschmähe und widerstehe, zertritt den Drachen, widerstehe den Löwen und verschmähe das Meer, dann machst Du ein Ende dem Zorne des Thieres, der Treulosigkeit des Wurmes und dem Strome des Meeres, und das geschieht erbärmiglich.

Zwanzigste Erzählung.

† (67).

Von einer Stadt am Meere und unseres Herrn Marter.

Es war eine Stadt am Meere, die viel von giftigem Gethier zu leiden hatte: unter andern Thieren gab es

aber da einen ungeheuren und ungeschlachten Drachen, der alle Tage zur Stadt kam, und die Bürger der Stadt gaben ihm alle Tage ein Thier oder einen Fisch. Nun gingen sie aber zusammen zu Rath, wie sie einen Plan fänden, damit sie die Stadt möchten von dem Jammer freimachen, der in ihr war, und besonders von dem Drachen. Nun kam zuletzt ein Mann von fernen Landen, der ihnen einen Rath gab, sie sollten einen Löwen fangen und denselben an einen Baum hängen, und wenn die andern Thiere den Löwen sähen, dann flöhen sie und absonderlich der Drache. Nun fingen die Bürger zufällig einen Leuen und tödteten ihn, und als er todt war, da hefteten sie ihn mit eisernen Nägeln an einen hohen Baum, also daß man ihn allerwegen sah. Wie nun der Drache zur Stadt kam und den Löwen erblickte, alsbald entwich er von der Stadt und alle die andern giftigen Thiere folgten ihm nach, und also ward die Stadt erlöst.

Einundzwanzigste Erzählung.

† (100).

Von Octaviano und einem Thurme mit Bildern.

Octavianus regierte zu Rom gewaltig und reich, und war doch also zu begierig auf Gold und Silber, dessen er begehrte. Es war aber ein Meister zu Rom, der hieß Virgilius und war vollkommen in der schwarzen Kunst. Nun baten ihn die römischen Bürger, daß er etwas machte, damit sie ihre Feinde erkennten, auf daß sie sich vor ihnen bewahren möchten. Da baute er einen hohen Thurm und in der Höhe des Thurmes ringsum so viele

Bilder, als Länder Rom unterthänig waren, in der Mitte des Thurmes aber machte er ein Bild, das hielt einen güldenen Apfel in der Hand, und ein jegliches Bild kehrte sein Antlitz gegen das Land, da es hingehörte. Und wenn sich dann ein Land in seiner Gesinnung umkehrte, so daß es den Römern widerstrebte, dann läutete das Bild eine Glocke, und die andere läutete auch. Etliche sprachen, daß der Römer Gott Panteon seinen Rücken dem Bilde des Landes zugekehrt habe: wenn dann die Römer das sahen, dann versorgten sie sich mit Heeresmacht und bezwungen sie dann wieder. Also mochte sich denn kein Land vor den Römern verbergen der Bilder wegen, die da waren. Darnach machte Meister Virgilius noch um der armen Leute Willen zu ihrem Troste ein großes Feuer, das stets brannte, daß sie sich erwärmen konnten, und bei dem Feuer einen Springbrunnen, daß sie sich daran laben mochten oder neben dem Feuer baden. Daselbst machte er auch ein Bild, das allda stand, und an dessen Stirn stand geschrieben: wer mich schlägt, an dem nehme ich alsbald Rache. Das Bild stand aber lange da, zuletzt kam jedoch einer, der die Ueberschrift las: wer mich schlägt. Der dachte bei sich: was für eine Rache willst Du denn nehmen? Ich glaube, eher könnte ich Dir darum eine Maulschelle geben, daß ich unter Deinen Füßen einen großen Schatz fände. Und darum willst Du, daß Dich Niemand schlage, damit Du nicht fallest. Der ließ also nicht davon, sondern er schlug das Bild an den Hals, so daß es umfiel, und alsbald verschwand das Wasser und das Feuer erlosch und er fand nirgends einen Schatz. Die armen Leute wurden aber gar betrübt von dem Falle des Bildes und sprachen: verflucht sey der, welcher um seines Geizes Willen das Bild zerstört und uns unseres Trostes beraubt

hat. Darnach kamen drei Könige, die den Römern viel Ungemach anthaten und sprachen unter sich selbst: wie mögen wir uns an den Römern rächen? allein wir mühen uns umsonst, denn so lange der Thurm da steht mit den Bildern, so lange schaffen wir nichts und mögen auch wider die Römer nicht streiten. Da standen drei Ritter auf und sprachen: was giebt man uns, daß wir den Thurm mit seinen Bildern brechen? Da antworteten ihnen die drei Könige: vier Fässer voll Gold, und die Ritter sagten: es geschehe also. Die drei Ritter aber nahmen das Gut, vier Fässer voll Gold, und fuhren gen Rom, und an dem ersten Thore gruben sie auswendig eine große Grube und Tiefe und legten darein einen großen Schatz Goldes, bei dem andern Thore einen zweiten Schatz, und bei dem dritten auch noch einen kleinen. Als sie nun das in der Stille gethan hatten, gingen sie in die Stadt vor den Kaiser. Der kam ihnen aber entgegen und grüßte sie und sprach zu ihnen: von woher seyd Ihr? Sie antworteten aber und sprachen: Herr, wir sind von fernen Landen und sind Ausleger der Träume, und es mag uns nichts Anderes träumen, denn wo Gold und Silber verborgen liegt: das vermögen wir wohl mit unserer Kunst zu finden. Nun haben wir gar viel von Euerer Frömmigkeit gehört und wir sind zu Euch hergekommen, ob Ihr unserer Dienste bedürfet. Der Kaiser sprach: ich will Euch versuchen. Sie antworteten aber dem Kaiser: Herr, wir nehmen den halben Theil Silber oder Gold, was wir finden durch unsere Kunst. Nach dem Abendessen sprachen sie zu dem Kaiser: Herr, wollt Ihr, so legen wir uns schlafen, und dem ältesten von uns wird in der Nacht ein Traum kommen, und denselbigen Traum sagen wir Euch morgen. Der Kaiser sprach: nun gehet in Gottes Namen und Gott gebe

Euch einen guten Traum. Die gingen aber für sich und vertrieben sich die Nacht mit Freuden und Spott, und des Morgens früh kamen sie vor den Kaiser: Herr, ich sah, sprach der Aelteste, in meinem Traume, daß vor dem vordersten Thore der Stadt sich eine tiefe Grube befindet, darin ist ein Faß mit Gold verborgen. Der Kaiser sprach: gehen wir still hinaus und versuchen wir, ob dem also ist: und da sie hinauskamen und mit graben begonnen, da fanden sie Alles, wie der Ritter gesagt hatte. Der Kaiser aber ward froh und hielt sie in großen Ehren und Obhut und nahm das Gut in seine Kammer, und die Hälfte gab er ihnen. Nun sprach der andere Ritter: ich will heute auch versuchen, was mir träumt. Des Morgens früh sprach er, er habe auch einen Traum gesehen, es liege unter dem andern Thore auch ein Bottig mit Gold und Silber: da ward auch nachgegraben und er ward gefunden. Der dritte aber that auch also, wie die zwei andern gethan hatten. Darnach sprachen sie alle drei zu dem König: Herr, wir haben alle drei in dieser Nacht nur einen Traum gehabt. Herr, es liegt unter dem Thurme, wo die Götter sind, so großes Gut, daß dessen eine Unmasse ist. Da antwortete der Kaiser: das thue ich nicht, daß ich den Thurm mit den Bildern um des Goldes Willen zerstöre. Sie antworteten ihm und sprachen: Herr, wir werden so klüglich graben, daß wir der Grundfeste nicht schaden, und das muß bei Nacht geschehen, daß solches der Pöbel nicht inne wird, denn er würde uns sonst den Schatz verschleppen. Der Kaiser sprach: nun so gehet hin und thuet Euer Bestes, wie Ihr nur könnt, morgen komme ich mit meinen Rossen zu Euch nach dem Schatze. Die drei Ritter aber gingen bei der Nacht mit Freuden dahin und begonnen an der Grundfeste des Thurmes zu graben und untergruben sie und zündeten

darunter ein Feuer an und zogen damit ihre Straße. Nun waren sie kaum eine Meile von der Stadt Rom entfernt, als der Thurm mit den Bildern zusammen brach. Des Morgens in der Frühe kamen aber die Bürger von Rom und hörten und sahen, daß der Thurm eingestürzt sey, und klagten dem Kaiser ihr Herzeleid und sprachen mit ihm. Der Kaiser aber sagte ihnen, wie die mit ihm gethan hätten. Da antworteten ihm die Römer und sprachen: durch Deinen Geiz sind wir unserer Ehre beraubt, darum soll Deine Bosheit wiederum auf Dein eigen Haupt fallen, und sie nahmen ihn mit und gossen ihm zerlassenes Gold in den Mund, daß er voll davon ward, und sprachen zu ihm: nach Gold hat Dich gedürstet, nun trinke Gold, und sie begruben ihn also lebendig in die Erde.

Zweiundzwanzigste Erzählung.

† (76).

Von dem König, der St. Peter und St. Paul mit Gewalt nehmen wollte.

Es war einst ein hoffärtiger König, der war ein Heide und wollte die Leichname St. Peters und St. Pauls aus Rom wegtragen und stehlen oder mit Gewalt erobern. Wie der von Hause auszog und in einer Stadt übernachtete, da sprach er zu seinem Hofmeister: suche mir ein schönes Weib, die heute Nacht bei mir schlafe, was ich ihr geben soll, will ich herzlich gern geben. Das hörte der Marschall und ward gleich gar begierig das Geld zu gewinnen, führte also sein eigenes Weib wider ihren Willen in das Bett des Königs. Wie aber der

Morgen kam, da sprach der König zu dem Marschall: thue das Fester auf, damit ich sehe, wie schön die Frau ist, die heute bei mir gelegen hat, und gieb ihr dann tausend Gulden. Wie aber das Fenster aufgethan war und der König erkannt hatte, daß sie des Marschalls Hausfrau war, da sprach er zu ihm: o Du böser Mann, wie hast Du Deine Hausfrau dadurch beschimpft, daß Du sie für Geld zu mir gelegt hast. Jetzt packe Dich schnell aus meinem Reiche, denn wo Du länger darin bleibst, mußt Du eines bösen Todes sterben. Wie der das hörte, floh er aus dem Königreiche und ward nicht mehr darin gesehen, und alle Zeit, so lange der König lebte, hielt er die Frau in Ehren und in Lust. Darnach versammelte aber der König ein großes Heer und zog gen Rom und umstellte die Stadt mit seinem Heere, bis ihm die Römer die Leichname St. Petri und Pauli geben würden, auf daß er von der Stadt abzöge. Nun waren zu der Zeit sieben Meister in der Stadt, zu selbigen kamen die Bürger und sprachen zu ihnen: was thun wir, die Stadt ist in Gefahr, daß sie verloren und zerstöret werde. Es geht fast nicht anders, als daß wir ihm die Leichname St. Peters und St. Pauls geben. Da sprach der erste Meister: ich will die Heiligen und die Stadt einen Tag vor ihm bewahren. Der andere sprach: ich halte sie den andern Tag, und so wollten sie sie alle, jeder einen Tag fristen. Der König wollte aber die Stadt stürmen, der erste Meister hub an mit dem Könige um einen Sohn zu dingen und zu reden, also daß der König diesen Tag der Stadt mit Sturm nichts anthun konnte. Also redeten sie alle, jeder einen Tag, bis auf den letzten Meister; zu dem kamen die Bürger und sprachen: o lieber Meister, der König hat geschworen, er wolle die Stadt morgen gewinnen, geschieht das, so müssen wir alle sterben. Nun

hilf uns, so wie Deine Gesellen gethan haben. Da antwortete er ihnen: fürchtet Euch nicht, am morgenden Tage mache ich, daß der König mit seinem ganzen Heere entflieht. Der Meister aber legte einen wunderlichen Rock an, daran waren Pfaufedern und Glöcklein und Farben von andern Vögeln. Damit ging er, versehen mit zwei bloßen Schwertern, auf einen hohen Thurm der Stadt, so daß ihn der König mit seinem ganzen Heere wohl sehen konnte, und auf dem Thurme bewegte er sich hin und her, gerade als wenn er fliegen wollte, und die Federn glänzten sehr und die zwei Schwerter hielt er in seinem Munde fest. Das sahen aber etliche im Heere, die sprachen: Herr, sehet Ihr nicht ein wunderlich Ding auf dem Thurme stehen? Er aber antwortete und sprach: ich sehe es wohl, was es aber ist, das weiß ich nicht. Da sprachen sie: es ist der Christen Gott, der vom Himmel herab gefahren ist, der wird uns alle mit den zwei Schwertern niederschlagen und tödten, so wir länger hier liegen. Wie das der Herr vernahm, da fing er an sich zu fürchten und sprach zu ihnen: es giebt nur einen Weg, daß er uns nicht schlage, so wir nehmlich die Stadt räumen. Damit machte sich der König mit allem seinem Volke auf und zog von dannen. Die Römer aber waffneten sich und folgten ihm nach und erschlugen den König und einen Theil seiner Schaaren, und also ward der König durch die Weisheit der klugen Meister überwunden.

Dreiundzwanzigste Erzählung.

† (83).

Von St. Daniel, der eine Säule sah.

Daniel sah eine Säule, deren Haupt war gülden, die Brust und die Arme silbern, der Bauch und die Ge-

mächte von Glockenspeise, ihre Schienbeine eisern, die Füße eines Theils von Erz, andern Theils von Eisen. Diese Säule sah auch Nebucadnezar, der König, und verstand sie nicht, Gott gab es aber Daniel zu verstehen. Und ein Stein ward gelöset aus seinen Händen und flog an die Füße der Säule, des Erzes und Eisens, und zerschlug die Säule ganz und gar. Das ist aber das Bild des Laufes der Welt.

Vierundzwanzigste Erzählung.

† (91).

Von einer Säule, die zu Jerusalem war.

Man liest in der meisterlichen Historia, die da heißet Scholastika, daß zu Jerusalem eine Säule stand, die war von Glockenspeise gegossen, auf selbiger Säule war unseres Herrn Bild, und an desselbigen Bildes Gewand war unten nach jüdischer Sitte ein Saum, und tief unten bei der Säule wuchs ein Kraut, das so lang und so hoch war, daß es das Bild beinahe berührte, und das war gar bitter. Wer aber das Bild berührte, auch nur unten am Saume, und siech war, was für ein Siechthum oder Gebreste er hatte, der gesundete im Augenblick.

Fünfundzwanzigste Erzählung.

† (94 s. d. Gest. Rom. c. 39, Bd. I., p. 68. sq.)

Von zwei Brüdern, die großen Krieg mit einander hatten.

Man liest in der Römer That, daß zwischen zwei Brüdern ein großer Krieg war, so daß der eine Bruder beinahe alle Lande und alle Habe des andern allzumal

verwüstete. Das hörte der Kaiser Julius und es that ihm gar leid und brachte ihn auf wider den Bruder, der den andern also schädigte. Nun verstand aber derselbige Verwüster des Kaisers Zorn wohl und fürchtete seine Bestrafung und ging zu seinem Bruder und bat ihn um seine Huld und Versöhnung wegen Allem, das er ihm gethan hatte, und verhieß ihm Entschädigung und bat ihn, daß er zwischen dem Kaiser und ihm Friede machte. Nun sprachen aber, die dabei standen, daß jener das nicht um seinen Bruder verdient hätte, sondern nur Pein. Da antwortete ihnen der Bruder, der den Schaden hatte, und sprach: den Fürsten muß man lieb haben, der im Streite gütig ist, wie ein Lamm und im Frieden böse, wie ein Leu. Da dem nun so ist, daß mein Bruder viel wider mich hatte und es um mich nicht verdient hat, so will ich ihn doch bei dem Kaiser Gnade auswirken, wenn ich vermag, denn das Unrecht, das er mir gethan hat, ist genug an ihm gerochen. Also ward zwischen seinem Bruder und dem Kaiser Versöhnung und Friede bestätiget.

Sechsundzwanzigste Erzählung.

† (96).

Von einer Brücke und bösen Thieren darunter.

Es war einmal ein Mann, der sollte aus einem Lande ins andere gehen, der kam an eine Brücke, über die er gehen mußte. Der sah vor sich einen schrecklichen Löwen, an seiner rechten Seite einen Drachen und an der linken ein großes Meer. Wie er aber das Dreies also gesehen hatte, da wollte er nicht fürbaß gehen, sondern wieder

umkehren. Da stand am Wege ein Engel, der hatte in der einen Hand ein Schwert und in der andern eine Krone. Der sprach zu ihm: verschmäh, widersteh, zertrete, des Meeres Glück, des Thieres Zorn, des Drachen Untreue, die brich elendiglich und alsbald, ich gebe Dir dazu ein Kreuz, damit Du Alles machen kannst. Der Mensch aber, sobald er den Engel erblickt hatte und dieses gehört, da überwand er Alles und entfloh ihm, denn er tödtete den Löwen und zertrat den Drachen, von dem Löwen aber nahm er die Krone für den Sieg.

Siebenundzwanzigste Erzählung.

† (97).

Von Brunnen, die wunderbar waren.

St. Ysidorus schreibt in seinem Buche von der Auslegung der Wahrheit, daß zwei Brunnen in Sicilia seyen der eine machte unfruchtbare Thiere fruchtbar und der andere fruchtbare Thiere unfruchtbar. Bei dem ersten Brunnen sollen wir uns unsern Herrn Christum denken, der einen unfruchtbaren Menschen, das ist den Sünder, fruchtbar macht mit den Werken der Barmherzigkeit. Der andere Brunnen ist der böse Geist, der einen guten Menschen zu einem bösen Ende bringt,. daß er unfruchtbar ist an guten Werken. In Italia, das ist Welschland, da ist ein Brunnen, der das Gesicht der Augen bessert und die kranken Augen heilt zu besserem Sehen. Am Tage scheint er, in der Nacht brennet er. Also ist Christus unser Herr, der heilt die Wunden der Sünder, und am Tage scheint er, das heißt in diesem Leben wirkt er die Werke der Barmherzigkeit, in der Nacht

brennt er, das ist im Gewissen wider die Sünde. In Afrika ist ein Brunnen, die brennenden Fackeln auslöscht und die erloschenen anzündet. Also thut unser Herr Christus. Die brennenden Fackeln, das sind die Weisen dieser Welt und die Herren, die sich erleuchtet und witzig dünken, die verlöscht er. Und die erloschenen, das sind die Einfältigen und Armen, die erloschen sind gegen die Welt, die entzündet er. In Ydacia ist ein Brunnen, der seine Farben vier Stunden im Jahre verändert, drei Monate ist er blutfarbig, drei Monate grün, drei Monate klar. Also ist unser Herr Christus, der nicht nur mehr denn einmal gelitten hat um des menschlichen Heiles Willen und seine Farbe verwandelt hat, denn da er geboren ward, da war er klar, blutfarbig aber ward er, da er beschnitten ward und am Kreuze weinte. In Boecia sind zwei Brunnen, der eine macht dem Menschen Klugheit und Gedächtnis, der andere macht ihn vergessend. Der erste Brunnen bezeichnet unsern Herrn Christum, der dem Menschen Tugend giebt, der andere Brunnen aber macht den Menschen vergessend aller guten Werke, die er von Gott empfangen hat: das ist der böse Geist. In Campanien sind zwei Gewässer, eins ist ein Mann und vertreibt den Unsinn, das andere ist sein Weib und vertreibt Unehrbarkeit der Weiber. Das erste Wasser bezeichnet Christum, der da vertreibt Unsinn und Thorheit der Sünde, das andere ist die andächtige Andacht und andächtiges Gebet.

Achtundzwanzigste Erzählung.

† (99 s. a. Gest. Rom. c. 46 oben Bd. I. p. 75.)

Von sieben Bäumen und von sieben Todsünden.

Ein Meister, der Tullius heißet, sagt uns, daß er im Mai in einen Wald ging: in dem standen sieben Bäume voller Blätter, die waren schön anzusehen, von denen nahm er so viel Aeste, als er kaum ertragen konnte. Da kamen zu ihm drei Männer und führten ihn aus dem Walde, und an dem Ausgange des Waldes, da fiel er in eine tiefe Grube, daß er von der Schwere seiner Bürde ganz und gar versank. Bei dem Walde aber denke man sich die Welt, die voll ist von mancherlei Bäumen, das sind die Todsünden. In dem Walde sind dreierlei, Welt, sieben Bäume und sieben Todsünden. Von allen diesen nimmt ein jeglicher Mensch so viel Aeste auf sich, daß er sie kaum ertragen kann noch entbehren mag, d. h. daß er nicht zu der Gnade Gottes kommen kann, so lange er in den Sünden ist. Nun kamen drei Männer, die waren Hüter des Waldes, das sind drei Feinde, der Leib, die Welt und der Teufel, und helfen ihm die Sünde vollbringen, bis daß er seine Seele verliert und in die Grube versenkt wird, d. i. in die Hölle, von der Schwere seiner Bürde, d. i. seiner Missethat und tödtlicher Sünde.

Neunundzwanzigste Erzählung.

† (101).

Von einem Kaiser, der hieß einem Schergen ein edles Weib verderben.

Valerius sagt, daß ein Scherge ein edles Weib um einen Ehebruch halber verderben sollte, und der stieß sie in einen Kerker. Allein da sie der Thurmwärter aus Barmherzigkeit nicht gleich verderben lassen wollte, so ließ er durch seine Gütigkeit ihre Tochter zu ihrer Mutter aus- und eingehen, doch gab er wohl Acht, daß sie nicht Speise und Trank zu ihr trug, und wollte, daß sie also vor Hunger umkäme. Nach vielen Tagen wunderte es aber den Frohnknecht, wie das zugehen möchte, daß die Frau so lange ohne Speise leben möchte und er vernahm, daß sie die Tochter nährte mit der Milch aus ihren Brüsten. Diese unerhörte Güte an der Tochter und die Noth an der Mutter machte den Richter geneigt zur Barmherzigkeit, und er erflehte der Frauen Lösung und Gnade.

Dreißigste Erzählung.

Von drei Sirenen, die viele Schiffer ertränkten.

Man liest, daß drei Sirenen auf einer Insel waren oder auf einem Werder, die sangen die allersüßesten Weisen. Die eine sang mit menschlicher Stimme, die andere bließ auf einem Rohre und die dritte spielte auf einer Leier. Die Sirenen hatten aber ein weibliches Antlitz, Flügel und Krallen aber wie ein Vogel, und

alle Schiffer, die vor ihnen vorüberzogen, die versenkten sie, und die, so in den Schiffen schliefen, die ertränkten und zerrissen sie. Nun geschah es, daß ein Herzog aus Noth vor ihnen vorüberfahren mußte, da befahl er, daß man ihn an den Segelbaum binden sollte und seine Ohren ganz und gar verstopfen, und also kam er hin vor die Sirenen mit allen den Seinen, und die Sirenen ertränkte er im Meere.



Zweiter Anhang.

Die von den Lateinischen abweichenden Geschichten der englischen Redaction der Gesta Romanorum*).

Es eignen sich aus dieser Redaction nicht alle Erzählungen zur Mittheilung, denn Cap. I. ist die Geschichte vom König Anselmus und seinen drei Söhnen (bei Swan T. I. p. IIX. sq. nur ganz kurz bei Douce T. II., p. 366. sq.), die von uns aus der Grimmschen Hdschr., als nr. 5 mitgetheilt ist (II. p. 147.), Cap. IV. (ausgez. b. Douce T. II., p. 367. sq.) ist beinahe ganz gleich mit dem c. 101 der wahren Gesta, Cap. XVIII. (bei Swan T. I. p. IXV—LXXII. u. Auszug b. Douce T. II., p. 368. sq. ist die von uns aus der Grimmschen Hdschr. unter nr. 9. mitgetheilte Geschichte (s. o. II., p. 159.), Cap. XXVI. (ausgez. b. Douce T. II., p. 371. sq.) ist offenbar die in den wahren Gest. c. 132. erzählte Geschichte, Cap. XXX. (ausgez. b. Douce T. II., p. 373. sq.) ist die wenig abweichende Geschichte vom Placidus in den wahren Gesta nr. 110., Cap. XXXII. (b. Swan. T. L. p. LXXXII. sq. und Douce T. II., p. 379. sq.) ist die Geschichte vom Hunde, der Schlange und dem Kinde, die von uns nach der Grimmschen Hdsch., als nr. 13. (p. 176.) gegeben ist, so auch Cap. XLVI. b. Swan. I. I., p. LXXXV. sq., nur ganz kurz b. Douce T. II., p. 384.), offenbar die Geschichte vom fischessenden Grafen und seinem Sohne in der Grimmschen Hdschr. nr. 11. (p. 168. sq.), Cap. XLVII. (b. Douce T. II., p. 384. sq.) ist die Geschichte vom Wolfe, dem Kinde und Hirten in den deutschen Gestis nr. 17. (s. oben II., p. 206.), Cap.

---

*) Hier zeigt ein †, daß eine Geschichte nach der Redaction von Swan in seiner englischen Uebersetzung der Gesta Rom., ein o, daß sie nach dem von Douce Illustr. of Shakespeare T. II. gegebenen Auszuge erzählt ist. Die dabei in ( ) eingeschlossenen Zahlen bedeuten die Seitenzahlen des einen oder andern Buches. Die Uebereinstimmung der einzeln oben angegebenen Erzählungen ist eines Theils von Swan, theils von mir aufgefunden worden, bei den wenigsten von Douce.

XLVIII. ist die von uns aus der Grimmschen Hdschr. als nr. 10. (p. 163.) mitgetheilte Erzählung (bei Douce T. I. p. 281 — 290)., das Sujet von Shakespeare's Kaufmann von Venedig, Cap. XLIX. (ganz kurz bei Douce T. II., p. 385.) ist aus den wahren Gest. Rom. c. 50., Cap. L. ist gleich nr. 45. der wahren Gest. Rom. (s. a. Douce T. II., p. 385. sq.) Cap. LI. (ausgez. b. Douce T. II., p. 389. sq.) kommt überein mit nr. 64. der wahren Gesta, Cap. LIV. ist die 120ste Geschichte der wahren Gesta vom Fortunatus, Cap. LVI. (b. Douce T. II., p. 391. sq.) ist = nr. 20. der wahren Gesta und der weitläufigern Redaction in den deutschen Gestis, oben als nr. 16. (p. 198.) aufgenommen, Cap. LXII. ist ähnlich mit nr. 66. der wahren Gesta, in Verbindung gesetzt mit nr. 1., 37. und 55. derselben (ganz kurz bei Douce T. II., p. 395.), Cap. LXX. (bei Douce T. II., p. 397 — 403.) ist offenbar die Geschichte des Guido und Tyrius in den wahren Gestis nr. 171., Cap. LXXII. (b. Douce T. II., p. 403. sq. ganz kurz) ist fast dieselbe Erzählung mit nr. 101 der wahren Gesta, Cap. LXXXI. ist = nr. 20. der deutschen Gesta (s. p. 211.), Cap. XC. ist fast gleich mit nr. 50. der wahren Gesta und der in der folgenden Abhandlung über den Verfasser dieses Buches mitgetheilten Erzählung des Dialogus craturarum aus der ältesten Redaction der Gesta Romanorum, Cap. XCVII. ist im Ganzen sehr ähnlich mit nr. 177 der wahren Gesta, Cap. C. kommt überein mit nr. 104. der wahren Gesta und Cap. CI. (bei † p. CXIV — CXXXII., kürzer bei Douce T. II., p. 416. sq.) ist nichts als die der Sache nach ganz gleich, nur etwas weitläufiger erzählte Geschichte vom Kaiser Octavianus in der Grimmschen Hdschr. (oben nr. 8. p. 152.), daher bleiben außer den in der englischen Redaction ganz aus den lateinischen Gestis übersetzten Geschichten, die natürlich hier nicht weiter einzeln bezeichnet werden, nur noch außer Cap. XCII. und CXIII., von denen Douce T. II., p. 411. nur ganz kurz den Inhalt so angiebt: „Chap. XCII. Of a madman who tore his flesh evry day, and was poisoned by his father und Chap. XCIII. An empress falls in leve with a young knight; and becoming extremely sick, the physicians inform her husband that there is no mode of cure, but the bathing her with the knights blood“ folgende übrig, die wir nach der Reihe der Capitelfolge der englischen Redaction folgen lassen:

Erste Erzählung.

(**Cap. II. hier nach † I. p. LXIV. sq., bei O II. p. 367. ganz kurz.**)

Es war einmal in Rom ein edler Kaiser, mit Namen Diocletianus, der die Tugend der Barmherzigkeit über Alles liebte, weswegen er sehnlichst zu erfahren wünschte, welche Vögel ihre Jungen am Meisten liebten, in der Absicht, dadurch selbst in der Barmherzigkeit noch mehr zuzunehmen. Nun begab es sich eines Tages, daß der Kaiser, um sich die Zeit zu vertreiben, in einem Walde herumirrte und das Nest eines großen Vogels, des Namen Strauß ist, mit dessen Jungen fand; das nahm der Kaiser samt den jungen Vögeln mit sich und schloß es in ein gläsernes Gefäß ein, die Mutter des kleinen Vogels aber folgte ihm bis in den kaiserlichen Palast und flog in die Halle, wo ihr Junges war. Wie sie aber ihr Kleines sah und nicht zu demselben kommen konnte, noch es heraus bekommen mochte, da kehrte sie wieder in den Wald zurück und blieb daselbst drei Tage lang, am letzten derselben aber kam sie wieder in den Palast und brachte in ihrem Schnabel einen Wurm mit, genannt Thumare. Als sie aber dahin kam, wo ihr Kleines war, da ließ sie den Wurm auf das Glas fallen, und durch die Kraft dieses Wurmes sprang das Glas mitten entzwei, und das Junge flog mit seiner Mutter davon. Wie das der Kaiser sah, da prieß er die Vogelmutter gar hoch, daß sie so fleißig an der Befreiung ihres Jungen gearbeitet hatte.

Zweite Erzählung.

(Cap. XXI. nach † p. LXXII. sp. und O II. p. 171.)

In der Stadt Rom regierte einmal ein gar weiser und mächtiger Kaiser, der hieß Theodosius, und hatte

derselbige drei Töchter; nun fiel es diesem Kaiser einmal ein, daß er kennen lernen wollte, welche von seinen Töchtern ihn am Meisten liebte. Und er sprach also zur ältesten Tochter: wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, versetzte sie, mehr denn mich selbst. Darum, antwortete er ihr, sollst Du auch also erhöhet werden, und damit verheirathete er sie an einen reichen und mächtigen König. Nun kam er auch zu seiner zweiten Tochter und sprach zu ihr: meine Tochter, wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, sprach sie, gerade wie mich selbst, und der Kaiser verheirathete sie an einen Herzog. Und endlich sprach er zu seiner dritten Tochter: wie sehr liebst Du mich? Wahrlich, erwiderte sie, so sehr, als Ihr es verdient, aber nicht mehr. Da sagte der Kaiser: meine Tochter, weil Du mich denn nicht mehr liebst, da sollst Du auch nicht eine so reiche und vornehme Heirath thun, wie Deine Schwestern: und er verheirathete sie an einen Grafen. Nun begab es sich aber, daß der Kaiser dem Könige von Aegypten eine Schlacht lieferte, und der König den Kaiser aus seinem Reiche trieb, so daß derselbige keinen Platz mehr hatte, dahin er sein Haupt hätte legen können. Er schrieb also einen Brief mit seinem Siegelringe petschirt an seine älteste Tochter, die gesagt hatte, daß sie ihn mehr, denn sich selbst liebe, und bat sie, sie möchte ihm in dieser großen Noth zu Hilfe kommen, weil er aus seinem Reiche vertrieben worden sey. Wie aber die Tochter diesen Brief gelesen hatte, da theilte sie ihn dem Könige, ihrem Gemahl, mit. Der König aber sprach: es wird also gut seyn, daß wir ihm in dieser Noth beispringen. Er setzte hinzu: ich muß für ihn ein Heer und Hilfstruppen sammeln, ich mag nun können oder nicht, und das wird nicht ohne große Kosten abgehen. Nein, sprach sie, es wird hinreichend seyn, wenn wir ihm fünf

Ritter senden, die ihn begleiten, da er denn einmal aus seinem Reiche vertrieben ist. Und also geschah es: die Tochter schrieb an ihren Vater, er könne keine andere Hilfe erhalten, denn fünf Ritter, die ihn auf Kosten des Königs, ihres Gemahls, begleiten sollten. Wie das der Kaiser hörte, da bewegten sich alle seine Eingeweide und er sprach: o weh, o weh, all mein Trost war auf sie gesetzt, weil sie sagte, sie liebe mich mehr als sich selbst, und deshalb hatte ich sie so hoch erhoben. Er schrieb also an seine zweite Tochter, die gesagt hatte, sie liebe ihn eben so sehr als sich selbst; wie die seinen Brief gelesen hatte, zeigte sie die erhaltene Botschaft ihrem Gemahle an und gab ihm den Rath, er solle für Speise, Trank und anständige Kleidung sorgen, wie sie sich für so einen Herrn in der Zeit der Noth zieme. Und wie ihr der das bewilligt hatte, schrieb sie darüber einen Brief an ihren Vater. Der Kaiser aber betrübte sich sehr über diese Antwort und sprach: weil mich denn meine beiden ältesten Töchter also verrathen haben, so will ich auch die dritte prüfen. Und er schrieb an die dritte, die gesagt hatte, sie liebe ihn so viel als er es verdiene, und bat sie um Hilfe in der Noth, und theilte ihr auch die Antworten, welche ihm ihre beiden Schwestern gegeben hatten, mit. Die dritte Tochter aber, wie sie das Mißgeschick ihres Vaters erfahren hatte, sprach also zu ihrem Gemahle: mein verehrter Herr, wollet Ihr mir Euere Hilfe in dieser großen Noth zu Theil werden lassen? mein Vater ist aus seinem Reiche und Erbe getrieben worden. Der aber antwortete: was willst Du, daß ich thun soll? Sie antwortete ihm: Du mußt ein großes Heer versammeln und ihm gegen seine Feinde kämpfen helfen. Dein Wille geschehe, sagte der Graf, und versammelte ein großes Heer und zog mit dem Kaiser auf seine Kosten in den

Kampf und gewann den Sieg und setzte den Kaiser wieder in sein Erbe ein. Der Kaiser aber sprach: gesegnet sey die Stunde, die mir meine jüngste Tochter schenkte, ich liebe sie weniger denn die andern, und nunmehro hat sie mich in meiner Noth unterstützt und die andern haben mich verlassen: darum soll sie nach meinem Tode mein Reich allein haben. Und es geschah also: nach des Kaisers Tode regierte die jüngste an seiner Statt und endigte ihr Leben in Frieden.

Dritte Erzählung.

(Cap. XXIV. bei O II., p. 370. sq.; fehlt in †)

Antonius machte ein Gesetz zu Rom, daß, wenn ein Feuer in der Stadt ausbräche, eine Schildwache dem Volke zurufen solle mit allen Glocken zu läuten und die Thore zu schließen. Nun wollte ein gewisser Krieger sich gerne zum Meister der Stadt machen, und wie er von dem Gesetz gehört hatte, berathschlagte er mit seinen Gesellen, wie er demselben ausweichen könnte. Da gab einer den Rath, man solle friedlich in die Stadt ziehen und eine allgemeine Festlichkeit und Schmauserei anfangen lassen, bei welcher eine gewisse Flüssigkeit angewendet werden solle, durch die alle Gäste in Schlaf versänken. Diese List ward für gut befunden, die Stadt in Brand gesteckt, die Einwohner weggeführt und nicht eine Person gelassen, des Kaisers Gebot zu erfüllen.

Vierte Erzählung.

(Cap. XXV. aus † p. LXXV. sq. Ausgez. b. O p. 371.)

Es war einmal ein mächtiger Kaiser, der hieß Andronicus, vor welchem ein Ritter unschuldig verklagt

wurde. Wie aber seine Schuld nicht dargethan werden konnte, da legte ihm der Kaiser gewisse verfängliche Fragen vor, die er bei Todesstrafe genau beantworten sollte. Der Ritter aber versetzte, er wolle sein Bestes thun. Da sagte der Kaiser: wie weit ist es vom Himmel bis zur Hölle? Das ist die erste Frage. So weit, entgegnete jener, wie von einem Seufzer bis zum Herzen zurück. Der Kaiser frug weiter: und wie tief ist die See? Der Ritter antwortete: einen Steinwurf. Der Kaiser sprach: wie viele Flaschen Salzwasser sind in der See? Da antwortete der Ritter: gieb mir erst die Zahl der Flaschen mit süßem Wasser an und ich will Dir jene sagen. Nun sagte der Kaiser: Du antwortetest auf meine erste Frage wegen der Entfernung, die zwischen Himmel und Hölle sey, sie wäre so groß, wie die eines Seufzers vom Herzen. Wie kann das möglich seyn? Der Ritter sagte: ein Seufzer kommt aus dem Herzen mit der Geschwindigkeit eines Blitzes, und auf gleiche Weise geht die Seele aus dem Körper über in ewige Pein oder Seligkeit. Der Kaiser fragte weiter: wie ist aber die See einen Steinwurf tief? Der Ritter entgegnete: jeder schwere Körper senkt sich: weil nun ein Stein schwer ist, so fällt er mit einem Male auf den Boden der See, und darum ist die See einen Steinwurf tief. Der Kaiser fragte weiter: und wie vermöget Ihr, so Ihr die Zahl der Flaschen mit frischem Wasser kennet, die der mit Salzwasser angefüllten zu schätzen? Das scheint ja unmöglich. Der Ritter entgegnete: es wird Zeit genug seyn das zu untersuchen, wenn Ihr die Rechnung erst selbst angefangen habt. Der Kaiser aber freuete sich sehr über des Ritters Arglist und sprach zu ihm: gehe hin in Frieden.

Fünfte Erzählung.

(Cap. XXVII. † p. LXXVII. O p. 372.)

Antonius regierte in der Stadt Rom mit großer Weisheit. Nun war er auch außerordentlich stark im Schachspiele, und weil er bei einer Gelegenheit bemerkt hatte, daß, wenn die Figuren wieder wie gewöhnlich in ihren Beutel gesteckt würden, der König mit den gemeinsten Stücken vermischt wurde, und das brachte ihn auf Gedanken über die Eitelkeit der menschlichen Größe. Drum beschloß er eine dreifache Theilung seines Königreichs anzustellen und in das gelobte Land zu ziehen. Also that er und starb in Frieden.

Sechste Erzählung.

(Cap. XXXI. b. O II. p. 370. sq. † p. LXXVIII. sq.)

Einst wurde ein Gesetz in Rom gemacht, daß die Wächter der Stadt jede Nacht Acht geben sollten, was in andern Häusern vorgehe, auf daß nicht Mordthaten vorfallen oder andere Dinge geschehen könnten, durch welche die Stadt in Gefahr gebracht werden möchte. Nun begab es sich aber, daß ein alter Ritter, Namens Josias, eine junge und hübsche Frau geheirathet hatte, welche durch die Süßigkeit ihres Gesanges viele Leute in ihr Haus zog, besonders solche, welche kamen ihre Liebe zu gewinnen. Unter diesen waren aber drei junge Männer, die hoch in der Gunst des Kaisers standen. Die wurden nun gegenseitig mit der Frau über eine geheime Unterredung eins, für welche sie zwanzig Mark erhalten sollte. Sie aber theilte diese Sache ihrem Manne mit, beschloß aber das Geld nicht fahren zu lassen und

gewann es über ihn, daß er mit ihr übereinkam ihre Liebhaber zu ermorden und ihre Körper zu berauben. Das geschah auch also und die Leichname wurden in einen Keller versteckt. Die Frau aber, eingedenk des neuen Gesetzes, welches eben erst gemacht worden war, schickte nach einem der Wächter, der ihr Bruder war, und gab vor, ihr Mann habe einen Menschen in einem Streite erschlagen, und brachte jenen so weit, daß er für eine Belohnung über den todten Körper weiter verfügte. Um sich nun von dem ersten dieser jungen Leute zu befreien, steckte er ihn in einen Sack und warf ihn ins Meer. Als er aber wieder zu seiner Schwester kam, da that sie, als wolle sie in den Keller gehen um Wein zu holen, und schrie auf einmal nach Hilfe. Wie nun der Stadtwächter zu ihr kam, sagte sie ihm, der todte Mann sey wieder gekommen. Der aber drückte natürlich sein Erstaunen aus, steckte aber doch auch den zweiten Leichnam in einen Sack, band ihm einen Stein um den Hals und warf ihn in die See. Als er aber wieder zurückgekehrt war, so wiederholte die Frau mit einigen Kunstgriffen das nehmliche Spiel. Der ward aber wieder betrogen, nahm auch den dritten Leichnam mit fort, lief in den Wald, machte ein Feuer an und verbrannte ihn. Während dieses Geschäftes mußte er aber zufällig auf die Seite gehen, und in derselben Zeit kam ein Ritter zu Rosse, der auf ein Turnier zog, vorüber, und stieg ab, um sich an dem Feuer zu wärmen. Bei der Rückkehr des Andern aber wurde von diesem der Ritter fälschlich für den todten Mann genommen und unter manchem bittern Worte in das Feuer geschleudert, mit samt seinem Rosse und aller seiner Habe. Der Wächter aber kehrte wieder zu seiner Schwester zurück und empfing den versprochenen Lohn. Nun wurden aber die jungen Männer, welche

man vermißte, bald ausgerufen und zurückgeladen, da geriethen der Mann und seine Frau in einen Streit mit einander, und alsbald wurde der Mörder entdeckt.

Siebente Erzählung.

(Cap. XXXVI. O II. p. 383.)

Ein König hatte seine drei Söhne unter einem berühmten Philosophen erziehen lassen. Er fragte also jeden derselben, welche Art von Gottheit er vorziehe. Es war nehmlich Sitte in der Gegend, daß jeder Mann bei dieser Gelegeneit seine eigene Wahl treffen durfte. Der älteste wählte den Jupiter wegen seiner Macht, der zweite auch den Jupiter, aber wegen seiner Weisheit, und der dritte den Mercurius, wegen seiner Frömmigkeit und Barmherzigkeit. Da empfahl ihnen der König eine Gottheit, welche alle diese Eigenschaften in sich vereinigte, und dieser war unser Herr Jesus Christus.

Achte Erzählung.

(Cap. LXVIII. fehlt † p. XCVII. sq. nach O T. II. p. 391. sq.)

Es nahm einst ein Kaiser, der bereits hoch bejahrt war, aus thörigtem Unverstande ein junges Weib, welches einen heimlichen Liebeshandel mit einem jungen Ritter unterhielt. Nun beschloß er einen Zug in's gelobte Land zu thun, reiste zur Stunde dahin ab und ließ sein Königreich in der Obhut der Kaiserin und seiner Edeln. Es hatte aber der Schiffscapitain, bei welchem er sich eingeschifft hatte, bereits eine reichliche Belohnung in der Absicht erhalten, daß er den unglücklichen Kaiser

in das Meer werfen sollte, und kehrte nach vollbrachter That mit der Nachricht von dessen Tode nach Hause zurück, worüber die gottlose Kaiserin nicht geringe Freude empfand. Allein der alte Monarch, der noch von seinen jungen Jahren her ein guter Schwimmer war, hatte glücklich ein Eiland erreicht, welches er aber nur von wilden Bestien bewohnt fand. Am dritten Tage nach seiner Ankunft sah er in einem Gehölze einen jungen Löwen mit einem starken und fürchterlichen Leoparden kämpfen, und aus Mitleid für den Löwen, der beinahe schon überwältigt war, zog er sein Schwert und tödtete den Leoparden. Der dankbare Löwe blieb von Stund an bei ihm und brachte ihm jeden Tag einige Thiere zur Speise, welche er gejagt hatte, die sich der Kaiser vermittelst eines Feuers, welches anzumachen ihm geglückt war, zurichtete. Darüber war einige Zeit hingegangen, als er eines Tages am Gestade des Meeres spatzieren ging und ein Schiff gewahr wurde, welchem er alsbald ein Nothzeichen machte, die man auch an Bord bemerkte und ihn daselbst aufnahm. Alsbald tauchte der getreue Löwe hinter ihm in das Meer, schwamm an der Seite des Schiffes nebenher, bis ihn einige Matrosen, welche bemerkten, wie er von Müdigkeit erschöpft und dem Sinken nahe war, ins Schiff hinaufzogen. Bei des Kaisers Ankunft in seinem Königreiche belohnte er den Schiffscapitain reichlich und begab sich in Begleitung des Löwen in seinen Palast. Als er aber da ankam, vernahm er den Schall von musikalischen Instrumenten und wurde auch andere Freudenbezeugungen gewahr. Auf sein Befragen erfuhr er, daß sich die Kaiserin eben vermählt habe und seine Unterthanen nicht anders meinten, als daß er auf einer Reise nach dem heiligen Grabe umgekommen sey. Er wendete sich also an einen der Palast-

diener und bat ihn dem Kaiser zu melden, es sey ein Minstrel angekommen und lasse ihn ersuchen, er möge es ihm gestatten, ihm durch die Künste seines Löwen eine Unterhaltung zu bereiten. Alsbald erhielt er den Befehl vor dem neuen Monarchen zu erscheinen, allein kaum hatte ihn der Löwe erblickt, als er ihn auch schon in Stücken riß und gleich darauf auch die Kaiserin. Alle die Edeln aber erstaunten über dieses Schauspiel und wollten sich schon auf die Flucht begeben, als sich der Kaiser entdeckte und sie bat, ihre Furcht abzulegen, da die göttliche Rache erfüllt sey. Hierauf erzählte er ihnen seine Schicksale und faßte die Zügel der Herrschaft wieder.

Neunte Erzählung.

(Cap. LXXII. bei O II. p. 403. sq.)

Es hörte einst ein König den Gesang einer Nachtigall, da er nun begierig war denselben zu verstehen, so wendete er sich deshalb an einen weisen Ritter. Der aber unterrichtete ihn, daß ihm dieselbe anempfehle nach drei Dingen zu trachten, nehmlich nach Freuden ohne Kümmerniß, Ueberfluß ohne Mangel und Licht ohne Finsterniß. Der König zog nun aus, diesen Dingen nachzujagen, und kam endlich in ein Königreich, dessen Monarch eben gestorben war und seinen Thron seiner Schwester hinterlassen hatte. Diese ward bald verliebt in den königlichen Reisenden und trug ihm ihre Hand an, die nahm er und fand in ihr, was er gesucht hatte.

Zehnte Erzählung.

(Cap. LXXVII. bei O p. 401. sq.)

Es gab einmal auf dem Schlosse eines Kaisers eine Quelle, deren Wasser die Kraft besaß die Trunkenheit spurlos zu verscheuchen. Nun war aber diesem Laster, welches der Kaiser außerordentlich verabscheute, einer seiner Ritter, Namens Ydronicus, besonders ergeben: wenn der aber die Folgen seiner Unmäßigkeit zu spüren begann, begab er sich zu der Quelle, trank einen tüchtigen Schluck und gewann alsbald seine Besinnung in dem Maaße wieder, daß der Kaiser, der ihm sehr zugethan war, noch nie seinen Fehler entdeckt hatte. Nun begab es sich aber, daß der Kaiser einstmals in einem Walde einen Vogel antraf, der so lieblich sang, daß er ganz wie vernarrt in seine Melodieen wurde und täglich wieder an denselben Ort ging, um ihn zu hören. Diese besondere Aufmerksamkeit, welche nun der Kaiser jenen seinen zwei Günstlingen zu Theil werden ließ, erregte aber den Neid seiner Hofleute, und einer von ihnen, der klüger als die übrigen war, unternahm es endlich sie zu stürzen. Zuerst verstopfte er aber jene Quelle, so daß als Ydronicus das nächste Mal wieder berauscht hinkam, er seines gewöhnlichen Heilmittels beraubt war, und der Kaiser, wie er seinen Zustand gewahr wurde, also gleich von Unwillen erfüllt seine Verbannung beschloß. Hierauf kehrte der arglistige Höfling wieder in den Wald zurück, und indem er alle Bewegungen des Vogels aufmerksam bewachte, bemerkte er, daß das Vogelmännchen öfters kam sein Weibchen zu besuchen, dieses aber in seiner Abwesenheit ihm häufig mit fremden Vögeln die Treue brach, sich aber allemal nachher in einer nahen Quelle badete, um ihr Männchen bei seiner Zurückkunft

zu hintergehen. Darum schloß er alsbald den Brunnen zu, und der ungetreue Vogel wurde zur Stunde von seinem Männchen entdeckt und in Stücke zerrissen.

Eilfte Erzählung.

(Cap. LXXVIII. bei O p. 405. sq. bei † p. XCVIII. sq.)

Einst wurde zu Rom ein Gesetz gegeben, es solle fürder Niemand mehr nach Schönheit, sondern lediglich nach Reichthum heirathen, und daß die Frauen sich niemals mehr an einen armen Mann verheirathen dürften, es wäre denn, daß er im Stande sey sich durch eigene Mittel einen Wohlstand verschaffen zu können, der dem ihrigen gleich käme. Nun hielt ein gewisser armer Ritter um die Hand einer reichen Dame an, allein diese erinnerte ihn an das Gesetz und bat ihn, sein Bestes zu zu thun und sich in die Nothwendigkeit zu fügen, um so irgendwie ihre Vereinigung zu Stande zu bringen. Er zog also mit großem Kummer wieder ab, allein nach langem Forschen erfuhr er einmal, daß es einen reichen Herzog gebe, der aber vom Tage seiner Geburt an blind sey. Alsbald beschloß er selbigen zu ermorden und sich seines Vermögens zu bemächtigen: er fand aber, daß derselbe bei Tage von vielen bewaffneten Dienern bewacht wurde, bei Nacht aber durch eine treue Dogge. Er beschloß also den Hund durch einen Pfeilschuß zu tödten, und unmittelbar nach diesem auch durch einen zweiten seinen Herrn. Er vollführte diesen Plan auch und kehrte mit den Schätzen desselben zu seiner Dame zurück. Er berichtete ihr, daß er ihren Auftrag erfüllt habe, und da sie ihn fragte, wie er solches in einem so kurzen Zeitraume habe bewerkstelligen können, erzählte

er ihr Alles, was ihm begegnet war. Da bat ihn die Dame, er möchte doch, bevor ihre Vermählung Statt finden könne, sich an den Ort begeben, wo der Herzog beerdigt worden sey, und sich auf dessen Grab setzen und lauschen, was er da hören möchte, und ihr dieses alsdann anhero melden. Der Ritter waffnete sich also und begab sich, seinem Versprechen gemäß, dorthin. Um Mitternacht vernahm er aber eine Stimme, welche also sprach: o Herzog, der Du hier liegst, was willst Du, daß ich für Dich thun soll? Der antwortete aber: o mein Jesus, Du gerechter Richter, alles was ich verlange, ist Rache für mein unschuldig vergossenes Blut. Da antwortete ihm die Stimme: in dreißig Jahren von jetzt an gerechnet, wird sich dein Wunsch erfüllen. Darüber erschrack der Ritter gar sehr und kehrte mit dieser Nachricht zu seiner Dame zurück. Die aber dachte, daß dreißig Jahre eine lange Zeit wären, und entschloß sich zur Heirath, und während der ganzen genannten Zeit blieben beide Theile in ungestörtem Wohlbefinden. Wie aber die dreißig Jahre beinahe um waren, da baute der Ritter ein gar festes Schloß und ließ über eins der Thore folgende Verse einhauen:

Ich floh im Elend einst zu Gott,
Nach dessen End' er ward verspott',
Der kranke Wolf ein Lamm uns schien,
Gesundet war die Sanftmuth hin.

Als er aber über den Sinn dieser räthselhaften Worte gefragt wurde, da erklärte er sie sogleich durch Erzählung seiner Geschichte und fügte hinzu, daß in acht Tagen die dreißig Jahre verflossen seyn würden. Er lud aber alle seine Freunde zu einem Feste auf diesen Tag zu sich ein, und als derselbe gekommen war und die Gäste bei

Tafel saßen, und die Minstrels ihre Instrumente stimmten, da flog auf einmal ein schöner Vogel zum Fenster herein und begann mit ungewöhnlicher Lieblichkeit zu singen. Der Ritter aber hörte ihm aufmerksam zu und sprach: ich fürchte, dieser Vogel verkündet mir Unheil. Er nahm also seinen Bogen und schoß in Gegenwart aller seiner Gäste einen Pfeil nach demselben. Aber allsogleich zersprang die Burg in zwei Hälften und stürzte mit dem Ritter, seinem Weibe und Allem, was darin war, in die unterste Tiefe der höllischen Wohnungen. Die Sage erzählt, daß an derselben Stelle, wo das Schloß stand, jetzt ein großer See ist, auf welchem sich nichts schwimmend erhalten kann, sondern alsbald in die Tiefe versinkt.

Zwölfte Erzählung.

(Cap. LXXIX. bei O p. 407. sq.)

Der Kaiser Miremius hatte nur einen einzigen Sohn, bei dessen Geburt weise Männer, über sein künftiges Geschick befragt, erklärt hatten, er werde nicht am Leben bleiben, so er nicht sieben Jahre lang in einem unterirdischen Gemache verwahrt werde, wohin weder Licht noch Sonne dringen könne. Das geschah aber also, und als nach Verlauf dieser Zeit der junge Prinz aus seinem unterirdischen Gefängnisse befreit worden war, da zog er durch seine ausgezeichneten Tugenden und Anlagen die Aufmerksamkeit und Bewunderung aller Leute auf sich. Zur gehörigen Zeit vermählte man ihn darnach mit der Tochter des Königs von Ungerland. In jeder Ecke des Brautbettes ward aber ein kleines Hündlein zur Bewachung desselben postirt und neben demselben eine

brennende Lampe hingestellt, welche auf des Kaisers ausdrücklichen Befehl nur von der Hand einer reinen Jungfrau angezündet werden durfte. Wie aber der Prinz eines Nachts in dieses Gemach kam, fand er die Lampe erloschen und that ein feierliches Gelübde, er wolle nie wieder sein Ehebett besteigen, es sey denn, daß die Lampe wieder angezündet wäre: allein trotz vielem Suchen konnte doch keine Jungfrau für diesen Zweck gefunden werden. Da beschloß der Prinz sich selbst aufzumachen um eine solche zu suchen, und nachdem er von seiner Gattin zärtlichen Abschied genommen hatte, begab er sich auf seine Entdeckungsreise. Er traf aber alsbald auf einen Löwen, dessen Fuß durch einen Dornen verwundet worden war, den zog er heraus, und das Thier folgte ihm nunmehro. Wie er aber an das Schloß eines Königs kam, der eine jungfräuliche Tochter hatte, da verliebte sich der Prinz in dieselbe und begehrte sie zur Ehe. Der König gab ihm auch seine Einwilligung, jedoch unter der Bedingung, daß er einen schrecklichen Drachen vertilge, welcher erst neuerdings alle Schaafe und Ochsen dieser Gegend gefressen hatte, und für dessen künftige Befriedigung es bald nöthig zu seyn schien, unter den Gliedern der königlichen Familie selbst zu loosen. Der Prinz nahm den Vorschlag an und kam gerade zu der Zeit an, wo das Loos die Tochter des Königs getroffen hatte. Er erschrack freilich gar sehr darüber, machte sich aber doch auf, den Drachen anzugreifen, allein der war schon im Begriff ihn umzubringen, als der Löwe ihm zu Hilfe kam und geschwind seinen Feind tödtete. Hierauf ward die Jungfrau dem Prinzen ausgeliefert, der sie mit heim zu seinem Weibe führte: darnach ward die Lampe wieder zu großer Freude beider Theile angezündet und die Jungfrau von ihnen mit aller

nur möglichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit behandelt.

Dreizehnte Erzählung.

(Cap. LXXX. bei O p. 409. sq.)

Es war ein Gesetz zu Rom, daß jede Frau bei ihrer Reinigung einige Worte an die Kirchthüre zur Erbauung des Volkes schreiben mußte, dann durfte sie mit gehöriger Feierlichkeit nach Hause zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit schrieb die Kaiserin daran: ich habe einen König, der die Menschheit regiert, die ganze Welt ist mein. Einige Zeit nachher kam eine Edelfrau, von vielen Spielleuten umgeben, um sich zu reinigen, und schrieb an die Thür: ich habe ein Kind an meiner Brust und meine Milch ist Wein, und damit begab sie sich nach Hause, um ein Fest anzustellen. Darüber ward die Kaiserin sehr erzürnt, ließ sie holen und zwei Schlangen herbeischaffen und zwang die Dame selbige zu säugen.

Vierzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXII. bei † p. CII. sq.)

Es war einmal in Rom ein gar mächtiger und barmherziger Kaiser, Namens Menelaus; der gab so ein Gesetz, daß wenn ein unschuldiger Mensch ergriffen und ins Gefängniß gelegt worden sey, so er entrinnen und in den kaiserlichen Palast kommen könne, dann soll er von jeglicher Anklage, die gegen ihn erhoben worden sey, frei seyn sein Lebelang. Nicht lange darauf aber, als dieser Befehl ergangen war, ward ein Ritter verklagt und gegriffen und in ein starkes und finsteres Gefängniß

gesperrt, wo er lange Zeit blieb und nur durch ein kleines Fenster Licht erhielt, durch welches nur eine kärgliche Helle hineindrang, welche ihm dazu diente, die geringen Speisen zu suchen, die ihm sein Hüter brachte: darum war er sehr traurig und bekümmert, daß er also beinahe ganz von jedem menschlichen Auge abgeschlossen blieb. Indessen wenn der Kerkermeister ihn verlassen hatte, da kam täglich eine Nachtigall auf sein Fenster geflogen und sang gar lieblich, so daß der unglückliche Ritter bei diesem Gesange oft vor Freude satt ward, und wenn nun der Vogel mit Singen aufgehört hatte, dann flog er in des Ritters Busen, und der Ritter speiste ihn manchen Tag von der Nahrung, die ihm Gott sendete. Nun begab es sich aber eines Tages, daß der Ritter ganz untröstlich war, demohngeachtet sättigte er den Vogel an seinem Busen mit Nußkernen und sprach zu ihm: mein süßes Vöglein, ich habe Dich nun schon manchen Tag gespeist, was willst Du mir nun in meinem Kummer für Trost geben? Erinnere Dich, daß Du ein Geschöpf Gottes bist und ich auch, und darum hilf mir in dieser meiner großen Noth. Wie das der Vogel hörte, da flog er aus seinem Busen heraus und blieb drei Tage lang weg von ihm, am dritten Tage aber kehrte er zurück und brachte in seinem Schnabel einen kostbaren Stein mit, den er in den Schooß des Ritters legte. Wie er aber selbigen an ihn gegeben hatte, da nahm er die Flucht und flog wieder fort von ihm. Der Ritter aber wunderte sich gar sehr über den Stein und den Vogel, nahm ihn aber sogleich in die Hand und berührte damit seine Eisen und Ketten, und sie fielen alsbald ab von ihm. Da sprang er auf und berührte damit die Thür seiner Kerkers, die öffneten sich, er wischte hinaus und lief geschwind nach dem Palaste des Kaisers. Wie

das aber der Hüter des Gefängnisses gewahr wurde, da stieß er dreimal in sein Horn und weckte das Volk in der Stadt und lockte es heraus zu sich, indem er mit lauter Stimme schrie: sehet an, der Räuber ist fort, lasset uns ihn alle verfolgen. Und mit diesen Worten eilte er allen seinen Begleitern voran dem Ritter nach. Wie er aber schon hinter ihm war, da spannte der Ritter seinen Bogen und schoß einen Pfeil nach ihm, mit dem er den Kerkermeister in die Lungen traf und ihn tödtete: dann aber stürzte er nach dem Palaste, wo er Hilfe wider das Gesetz fand.

Fünfzehnte Erzählung.

(Cap. LXXXIV. nach O p. 410. sq.)

Einst entstand ein Streit zwischen drei Königssöhnen über die Erbfolge, und die Edeln des Landes entschieden, sie sollten einen Wettlauf zu Roß machen, und wessen Pferd zuerst wiehern würde, der solle die Krone erben. Nun ersann aber ein kluger Diener des einen Prinzen einen Plan, durch welchen sein Herr siegen sollte, er stellte ein Stute dessen Hengste in den Weg, bei deren Anblick derselbe diesen Laut von sich gab.

Sechzehnte Erzählung.

(Cap. XCVIII. nach † p. CIV. sq. kurz bei O p. 412. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, Martius genannt, der aus besonderer Zuneigung seines Bruders Sohn bei sich erzog, des Name Fulgentius war. Nun lebte aber bei diesem Martius auch noch ein Ritter, der sein Reichsverweser war, und dabei Onkel

des Kaisers, der beneidete jenen Fulgentius und sann Tag und Nacht darüber nach, wie er den Kaiser und diesen Jüngling auseinander bringen könnte. Nun kam der Reichsverweser eines Tages zum Kaiser und sprach zu ihm: mein Gebieter, da ich Euer treuer Diener bin, so halte ich es für Pflicht Euere Hoheit zu warnen, denn ich habe etwas gehört, was Eure Ehre angeht, allein die Sache ist von der Art, daß sie zwischen uns Beiden, mir und Eurer Majestät geheim bleiben muß. Da sagte der Kaiser: lieber Freund, sage an, was das ist. Mein theurer Herr, antwortete der Ritter, Fulgentius, Euer Vetter und Blutsverwandter, hat Euch auf eine wunderliche und schändliche Weise in Euerem ganzen Reiche in Verruf gebracht, denn er hat gesagt, Ihr hättet einen stinkenden Athem, und es sey der Tod für ihn, Euch den Becher zu kredenzen. Das mißfiel dem König aber gar sehr, er gerieth vor Zorn fast außer sich und sprach zu ihm: mein liebster Freund, sage mir die reine Wahrheit, ob mein Athem stinkig ist, wie jener sagt. Mein Herr, entgegnete der Ritter, Ihr könnt mir glauben, nie habe ich mein Lebtage einen süßeren Athem gerochen, denn der Eurige ist. Da sagte der Kaiser: guter Freund, ich bitte Dich, sage mir, auf welche Weise ich ihm diese Sache beweisen mag. Da antwortete der Ritter und sprach: mein Herr, Ihr sollt die Wahrheit recht wohl kennen lernen: wenn er Euch den nächsten Morgen den Becher einschenken wird, werdet Ihr sehen, daß er Eueres Athems wegen sein Gesicht von Euch abwenden wird, und das ist der sicherste Beweis, den Ihr von dieser Sache haben könnt. Wahrhaftig, sprach der Kaiser, ein besserer Beweis ist nicht möglich. Sobald das der Reichsverweser gehört hatte, begab er sich stracks zu Fulgentius, nahm ihn bei Seite und sprach also zu ihm: theuerster

Freund, Du bist mein naher Verwandter und sogar Neffe des Kaisers, meines Herrn, darum, so Du mir dankbar seyn willst, will ich Dich auf einen Fehler aufmerksam machen, über den sich mein kaiserlicher Herr oft beklagt und gedenkt Dich darum von sich zu schicken (es sey denn, daß Du ihn bald ablegst), und das wird ein großer Vorwurf für Dich seyn. Da sprach Fulgentius: ach guter Herr, um dessen Willen, der am Kreuze gestorben ist, saget mir, warum mein Herr so sehr gegen mich aufgebracht ist, denn ich bin ja bereit meinen Fehler in Allem, was ich kann und vermag, zu verbessern und mich ganz Euerem klugen Rathe zu fügen. Da antwortete der Ritter: Dein Athem ist so übelriechend, daß ihm kein Trank mehr schmeckt, so widerlich ist ihm der stinkende Geruch Deines Mundes. Da sagte Fulgentius zum Reichsverweser: wahrlich, das habe ich bis jetzt noch nie bemerkt, aber was meint Ihr denn zu meinem Athem, saget mir, ich bitte Euch, die Wahrheit. Wahrhaftig, antwortete der Ritter, er stinkt abscheulich und faulig. Und Fulgentius glaubte ihm Alles, was er gesagt hatte, und ward bekümmert in seinem Herzen und bat den Reichsverweser um seinen Rath und seine Hilfe in diesem schlimmen Falle. Da sprach selbiger also zu ihm: wenn Du meinem Rathe folgen willst, will ich die Sache zu einem guten Ende bringen, aber Du mußt thun, was ich Dir sage. Ich rathe Dir nur das Beste, und also warne ich Dich, daß wenn Du dem Kaiser, meinem Herrn, den Becher kredenzest, Du Dein Gesicht von ihm abwenden magst, auf daß er Deinen stinkenden Athem so lange nicht riechen kann, bis Du Dich mit einigen Mitteln dagegen versehen haben wirst. Darüber freuete sich Fulgentius sehr und schwor ihm, er wolle thun nach seinem Rathe. Nicht lange nachher

ward befohlen, der Jüngling Fulgentius solle seinen Herrn bedienen, wie es seine Gewohnheit war, und plötzlich wendete derselbige sein Gesicht von seinem kaiserlichen Herrn hinweg, wie ihm der Reichsverweser gesagt hatte. Als aber der Kaiser die Wendung seines Kopfes bemerkte, da stieß er den Fulgentius mit seinem Fuße gegen die Brust und sprach also zu ihm: o Du schlechter Gesell, nun sehe ich wohl, daß das wahr ist, was ich von Dir gehört habe, und darum gehe mir sofort aus den Augen, auf daß ich Dich nie mehr an diesem Orte wieder sehen mag. Damit fing der Jüngling Fulgentius bitterlich an zu weinen, ging seines Weges und entfernte sich aus seinen Augen. Wie das geschehen war, da rief der Kaiser seinen Reichsverweser zu sich und sprach zu ihm: wie mag ich diesen Buben aus der Welt schaffen, der mich also geschändet hat? Der antwortete: mein theuerster Herr, Ihr sollt Euer Vorhaben aufs Beste bewerkstelligen können. Denn ich halte hier in der Nähe, ohngefähr drei Meilen weit, Ziegelbrenner, die täglich ein großes Feuer anmachen, um Ziegel zu brennen und Kalk zu machen, darum sendet diese Nacht zu diesen hin, mein theurer Herr, und laßt ihnen bei Todesstrafe befehlen, daß wer zu ihnen des Morgens früh zuerst kommen wird und also sagt: mein Herr befiehlt Euch seinen Willen zu thun, daß sie den nehmen und in den Ofen stecken und verbrennen: und diese Nacht befehlet diesem Fulgentius, daß er früh Morgens zu Euern Arbeitern gehe und sie frage, ob sie vollzogen haben Eueren Willen, der ihnen befohlen ward, oder nicht: und dann werden diese nach Euerem Gebote ihn in das Feuer werfen, und derselbe eines elenden Todes sterben. Dein Rath ist wahrhaftig gut, antwortete der Kaiser, darum rufe diesen Buben Fulgentius zu mir.

Und wie der junge Mensch nun vor des Kaisers Angesicht hintrat, da sprach dieser zu ihm: ich befehle Dir bei Verlust Deines Kopfes, daß du morgen in der Frühe aufstehest und zu meinen Kalk- und Ziegelbrennern hingehest, und zwar bevor die Sonne aufgeht, schon drei Meilen von diesem Hause weg und bei ihnen bist, und sie in meinem Namen beauftragst zu vollziehen mein Gebot, sonst sollst Du selber den schimpflichsten Tod sterben. Da antwortete ihm Fulgentius: mein Herr und Gebieter, so mir anders unser Herrgott das Leben läßt, will ich Euerem Willen nachkommen, und müßte ich bis an der Welt Ende laufen. Sobald aber Fulgentius einmal diesen Auftrag erhalten hatte, konnte er vor Sorgen nicht schlafen, weil er zeitig aufbrechen mußte, seines Herrn Befehl zu vollziehen. Der Kaiser sendete aber um Mitternacht einen reitenden Boten zu den Ziegelbrennern und ließ ihnen bei Todesstrafe anbefehlen, daß wer zu ihnen zuerst des Morgens früh kommen und sagen werde, wie schon erzählt ist, den sollten sie fassen und binden und in das Feuer werfen und bis auf die Knochen verbrennen lassen. Dem antworteten die Ziegelbrenner: es soll geschehen. Hierauf kehrte der Bote wieder nach Hause zurück und meldete dem Kaiser, sein Gebot werde fleißig erfüllt werden. In des andern Morgens Frühe aber stand Fulgentius auf und bereitete sich zu seinem Marsche, wie er aber schon unterwegs war, da hörte er die Glocke zur Kirche läuten, weshalb er erst hinging seine Andacht zu verrichten, allein zu Ende des Gottesdienstes fiel er in einen tiefen Schlaf und schlief eine lange Weile so fest, daß weder der Priester noch ein Anderer ihn aufwecken konnte. Nun wünschte aber der Reichsverweser von Herzen gern von seinem Tode zu hören, begab sich also um zwei Uhr zu den Arbeitern

und sprach zu ihnen: Ihr Leute, habt Ihr gethan nach des Herrn Gebot oder nicht? Die Ziegelbrenner antworteten ihm und sprachen: wahrlich, wir haben bis jetzt seinen Befehl noch nicht erfüllt, aber jetzt soll es geschehen, und damit legten sie Hand an ihn. Da schrie der Reichsverweser: Ihr guten Leute, laßt mir das Leben, denn der Kaiser befahl ja den Flugentius vom Leben zum Tode zu bringen. Die aber sprachen zu ihm: so hat uns der Bote nicht berichtet, sondern er hat uns gesagt, daß wer zu uns zuerst in der Frühe käme und so sagen werde, wie Ihr gesprochen habt, den sollten wir nehmen und in den Ofen stecken und zu Asche verbrennen: und damit schleuderten sie ihn in das Feuer. Und wie er bereits verbrannt war, da kam Fulgentius zu ihnen und sprach: Ihr guten Leute, habt Ihr meines Herrn Befehle vollzogen? Ei freilich, sprachen sie, darum gehet hin zum Kaiser und meldet es ihm. Da sprach Fulgentius: lasset mich um Christi Willen sein Gebot wissen. Sie aber sprachen: es ist uns bei Leibesstrafe befohlen worden, wir sollten den Mann, der zu uns in der Frühe käme und also spräche, wie Du gesagt hast, nehmen und in den Ofen werfen: aber vor Dir kam der Reichsverweser, und darum haben wir an ihm des Kaisers Gebot vollzogen und er ist bis auf die Knochen verbrannt. Wie das Fulgentius hörte, dankte er Gott, daß er ihn also vom Tode errettet hatte, nahm also Abschied von den Arbeitern und kehrte in den Palast zurück. Wie ihn aber der Kaiser sah, gerieth er ganz außer sich vor Zorn und sprach also zu ihm: bist Du bei den Ziegelbrennern gewesen und hast Du mein Geheiß erfüllt? Freilich, mein gnädiger Herr, bin ich dort gewesen, allein als ich hinkam, war Euer Befehl schon vollzogen. Wie ist das möglich, fragte der Kaiser. Wahrlich, sprach Fulgentius, Euer

Reichsverweser kam vor mir dahin und sprach also zu ihnen, wie ich sagen sollte, da nahmen sie ihn und warfen ihn in den Ofen, und wenn ich eher gekommen wäre, würden sie also mit mir gethan haben, und darum danke ich Gott, daß er mich vor dem Tode behütet hat. Da sagte der Kaiser: rede die Wahrheit auf die Fragen, welche ich Dir vorlegen werde. Da sagte Fulgentius zum Kaiser: Ihr habt an mir noch keine Falschheit gefunden und darum wundere ich mich sehr, warum Ihr mich zu solch einem Tode bestimmt habt. Denn ich weiß recht wohl, daß ich Eueres Bruders Sohn bin. Da sprach der Kaiser zu Fulgentius: das ist gar nicht zu verwundern, daß ich Deinen Tod auf den Rath meines Reichsverwesers angeordnet habe, da Du mich ja in meinem ganzen Lande also beschimpft hast, da Du sagtest, mein Athem stinke so greulich, daß es Dein Tod sey ihn zu riechen, und als Beweis dafür Dein Gesicht abwendetest, als Du mir meinen Becher reichtest, und das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen: darum habe ich für Dich einen solchen Tod bestimmt, und Du mußt dennoch sterben, wenn ich nicht eine bessere Entschuldigung von Dir höre. Da antwortete Fulgentius also und sprach: ach mein theurer Herr, so es Eurer Hoheit gefällt mich anzuhören, will ich Euch mit einem arglistigen und schlauen Plane bekannt machen. Sage an, sprach der Kaiser. Euer Reichsverweser, versetzte Fulgentius, der nunmehro todt ist, kam zu mir und sprach, Ihr hättet ihm gesagt, ich hätte einen stinkigen Odem, und derohalben rieth er mir, ich solle, wenn ich Euch Eueren Becher reiche, mein Angesicht von Euch abkehren: und ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich nicht lüge. Wie das der Kaiser hörte, glaubte er ihm und sprach: o mein lieber Neffe, nun sehe ich durch das weise Gericht Gottes, durch welches

der Reichsverweser verbrannt ist, wie seine eigene Gottlosigkeit und Neid über ihn gekommen sind, weil er solche Bosheit gegen Dich angestellt hat, und darum sollst Du dem Allmächtigen Gott danken, daß er Dich also vom Tode gerettet hat.

Siebzehnte Erzählung.

(Cap. XCIX nach † p. LXXXVIII. sq. kurz bei O p. 414. sq.)

Es war einmal in Rom ein mächtiger Kaiser, der hatte des Königs von Jerusalem Tochter zur Frau genommen, eine gar feine Dame, die Allen, die sie sahen, gar liebreizend erschien, allein sie lebte schon lange Zeit mit dem Kaiser, ohne daß sie ihm ein Kind gebar. Darum waren die Edeln des Reiches gar sorgenvoll, weil ihr Herr keinen Erben hatte, seine Person zu beschützen. Nun begab es sich einmal, daß dieser Anselmus nach dem Abendessen im späten Abend in seinem Garten spatzieren ging und selbst darüber nachsann, wie er keinen Erben hätte und der König von Apulien ihn beständig bekriegte, und er nicht einmal einen Sohn besäße, das Land in seiner Abwesenheit zu vertheidgen, das machte ihm sehr viel Sorgen, und er ging in sein Kämmerlein und schlief alsbald ein. Da kam es ihm vor, als sähe er ein Gesicht im Schlafe, wie der Morgen heller wäre, als gewöhnlich, und der Mond an einer Seite blässer sey, als an der andern. Und nachher sah er einen zweifarbigen Vogel, und bei diesem Vogel standen zwei Thiere, welche diesen kleinen Vogel mit ihrem heißen Athem sättigten, und hinter ihnen kamen noch mehrere Thiere, und wie sie ihre Brust an den Vogel gelegt hatten, gingen sie ihres Weges: dann kamen noch andere Vögel, die süß und lieblich sangen, worüber aber der Kaiser

aufwachte. In der Frühe des andern Morgens überdachte aber Anselmus sein Traugesicht und wunderte sich, was es bedeuten möge. Darum berief er die Philosophen und Stände seines Reichs zu sich und theilte ihnen seinen Traum mit, und befahl ihnen bei Leibesstrafe, ihm die Bedeutung desselben anzugeben, wer ihm aber eine richtige Deutung desselben geben könne, dem verhieß er eine gute Belohnung. Da sagten sie: theurer Herr, theilet uns Eueren Traum mit, und wir wollen Euch sodann verkünden, was er bedeutet. Also erzählte ihnen der Kaiser denselben vom Anfange bis an's Ende, wie oben geschrieben steht. Wie das die Philosophen gehört hatten, da antworteten sie ihm frohen Muthes und sprachen: Herr, das Traumgesicht, welches Ihr geschaut hattet, bedeutet Gutes für das Land: Ihr sollt erfahren, was es ist. Der Mond, der auf der einen Seite blässer ist, denn auf der andern, bedeutet die Kaiserin, die durch die Empfängniß eines Sohnes, den sie von Euch bekommen, einen Theil ihrer Farbe eingebüßt hat. Der kleine Vogel bedeutet den Sohn, den sie gebären soll. Die zwei Thiere, welche diesen Vogel füttern, darunter sind die weisen und reichen Männer dieses Landes zu verstehen, denen Euer Sohn gehorsamen soll. Die andern Thiere aber, welche mit ihrer Brust diesen Vogel umringen, bedeuten viele andere Nationen, welche ihm ihre Huldigung darbringen sollen. Die Vögel aber, welche so süß den kleinen Vogel ansangen, bedeuten die Römer, welche sich über die Geburt desselben freuen und singen werden. Das ist die richtige und wahrhaftige Deutung Eueres Traumes. Wie das der Kaiser gehört hatte, da war er gar sehr erfreut, und bald darauf kam die Kaiserin darnieder und ward von einem Sohne entbunden, bei dessen Geburt gar große und wundervolle

Freude herrschte. Wie das der König von Apulien hörte, dachte er also bei sich: wahrlich ich habe mein Lebtage gegen den Kaiser Krieg geführt, und nun hat er einen Sohn, wenn der das Mannesalter erreicht haben wird, da wird er die Unbilden rächen, die ich seinem Vater zugefügt habe: darum dürfte es besser seyn, hin zum Kaiser zu senden und ihn um Waffenstillstand und Frieden zu bitten, damit sein Sohn nichts wider mich haben kann, wenn er das männliche Alter erreicht haben wird. Wie er also bei sich gesprochen hatte, schrieb er an den Kaiser und bat ihn um Frieden. Wie aber der Kaiser sah, daß ihm der König von Apulien mehr aus Furcht, denn aus wahrer Zuneigung geschrieben hatte, schrieb er ihm wieder, daß, so er ihm gute und hinreichende Sicherheit für die Erhaltung des Friedens geben wolle, und sich verbindlich mache, ihm sein Lebtage Dienst und Huldigung zu weihen, sey er geneigt ihm Frieden zu gewähren. Wie der König den Inhalt des kaiserlichen Schreibens gelesen hatte, berief er seinen Rath zusammen und forderte ihn auf, ihm bezüglich hierauf so gut als möglich zu rathen. Die aber sagten ihm: es dürfte gut seyn, dem Willen und Befehlen des Kaisers in allen Dingen nachzukommen. Fürs Erste, daß er wünscht, von Euch Sicherheit für den Frieden zu erhalten, müßt Ihr ihm antworten: ich habe eine einzige Tochter und der Kaiser nur einen Sohn, darum soll eine Heirath zwischen Beiden zu Stande gebracht werden, denn das wird eine ewig dauernde Bürgschaft des Friedens seyn. Endlich fordert er noch Huldigung und Tribut, und es wird gut seyn ihm auch hierhin zu gewähren. Also sendete der König seine Boten an den Kaiser und ließ ihm sagen, er wolle seine Wünsche in allen Dingen erfüllen, so es seiner Hoheit gefalle, daß sein Sohn und des Königs Tochter

mit einander verheirathet würden. Alles das gefiel aber dem Kaiser wohl, und er sendete ihm die Antwort zurück, daß, wenn seine Tochter eine reine Jungfrau geblieben sey von ihrer Geburt bis auf diesen Tag, so wolle er in diese Heirath willigen. Darüber freute sich aber der König sehr, denn seine Tochter war eine reine Jungfrau. Darum, als das schriftliche Schutz- und Trutzbündniß untersiegelt war, rüstetete der König ein feines Schiff aus, in welchem er seine Tochter mit vielen edeln Rittern und Damen und großen Schätzen an den Kaiser schickte, um dessen Sohn zu ehelichen. Und als sie nun in die See gestochen waren, gen Rom zu, da erhob sich auf einmal ein so fürchterlicher und erstaunlicher Sturm, daß das Schiff an einem Felsen scheiterte und Alle bis auf die junge Prinzessin ertranken, welche ihre Hoffnung und Zuversicht also fest auf Gott gesetzt hatte, daß sie gerettet ward. Wie nun nach drei Stunden das Ungewitter aufhörte, da schwamm die Dame in dem zerbrochenen Schiffe, welches umgestürzt war, fort über die Wellen, als sie auf einmal ein ungeheurer Wallfisch verfolgte, bereit sie und das Schiff zu verschlingen. Allein das junge Fräulein schlug, als die Nacht kam, mit einem Steine Feuer an, wodurch das Schiff gänzlich erleuchtet ward, und darnach wagte sich der Wallfisch aus Furcht vor dem Lichte nicht an dasselbe. Als aber der Hahn zu krähen anfing, da war die Prinzessin so ermüdet von dem greulichen Ungewitter und Seesturm, daß sie einschlief, und nach einer kleinen Weile löschte das Feuer aus. Da kam der Wallfisch und verschlang die Jungfrau. Wie sie aber aufwachte, und sich im Wallfischbauche eingeschluckt fand, da schlug sie Feuer an und verwundete mit einem Messer den Wallfisch an vielen Stellen, der, als er sich verwundet fühlte, nach der Ge-

wohnheit dieser Thiere, dem Lande zuzuschwimmen begann. Es lebte aber zur selbigen Zeit in der Nähe der Küste ein edler Graf, Namens Pirris, der gerade zu seiner Erholung am Meeresufer lustwandelte. Der sah, wie der Wallfisch an's Land kam, kehrte schnell nach Hause zurück und versammelte eine große Menge Männer und Weiber, begab sich hierauf wieder an den Ort und kämpfte mit dem Wallfisch, verwundete ihn sehr gefährlich, und als er ihn getödtet hatte, da schrie das Mägdlein in seinem Bauche mit lauter Stimme und sprach: o Ihr edlen Freunde, habt Erbarmen und Mitleid mit mir, denn ich bin eine Königstochter und eine reine Jungfrau geblieben vom Tage meiner Geburt an bis auf den heutigen. Wie das der Graf hörte, da wunderte er sich sehr, öffnete aber die Seite des Wallfisches und fand darin die junge Prinzessin und nahm sie heraus: und wie sie in Freiheit gesetzt worden war, da erzählte sie ihm, wessen Tochter sie sey und wie sie all ihr Gut im Meere verloren, und daß sie an eines Kaisers Sohn verheirathet werden sollte. Wie das der Graf gehört hatte, da ward er sehr vergnügt und tröstete sie und behielt sie bei sich, bis sie sich ganz erholt hatte. In derselbigen Zeit aber sendete er Boten an den Kaiser und ließ ihn wissen, auf welche Weise die Königstochter gerettet worden sey. Da war der Kaiser hoch erfreut über ihre Erhaltung, hatte großes Mitleid mit ihr, begab sich selbst zu ihr hin und sprach: ach Du gutes Mägdlein, aus Liebe zu meinem Sohne hast Du vieles Weh erdulden müssen, nichts desto weniger will ich Dich aber auf die Probe stellen, ob Du verdienst sein Weib zu werden. Wie er das gesagt hatte, ließ er drei Gefäße vor sie hinstellen: das erste war von gediegenem Golde gemacht, ringsherum mit kostbaren Edelsteinen besetzt, aber mit Todtengebeinen

angefüllt, darauf aber stand geschrieben: wer mich wählt, findet was er verdient. Das zweite Gefäß war aus feinem Silber gemacht, aber mit Erde und Würmern gefüllt, und hatte folgende Aufschrift: wer mich wählt, soll finden, was die Natur begehrt. Das dritte Gefäß endlich war von Blei, aber mit kostbaren Steinen gefüllt, darauf stand geschrieben: wer mich wählt, findet, was Gott für ihn bestimmt hat. Diese drei Gefäße zeigte der Kaiser dem Mägdlein und sprach: wohlan, liebe Tochter, da sind drei kostbare Gefäße, von denen wähle Dir eins, so dieses aber Dir und Andern Nutzen bringt, dann sollst Du meinen Sohn haben. So Du aber wählen wirst, was weder Dir noch Andern frommt, dann sollst Du nicht mit ihm verbunden werden. Wie das das Mägdlein gehört hatte, hob sie ihre Hände gen Himmel auf und sprach: mein Herrgott, der Du alle Dinge weißt, gewähre mir Deine Gnade zu dieser Stunde für meine Wahl, damit ich des Kaisers Sohn bekommen mag. Und darnach beschaute sie das erste goldene Geschirr, welches auf königliche Weise verziert war, und las die Aufschrift: wer mich wählt, wird finden, was er verdient hat. Da sagte sie: obschon dieses Gefäß ganz kostbar und von purem Golde gefertigt ist, so weiß ich doch nicht, was darin ist, darum will ich mir, mein theurer Herr, dieses Gefäß nicht wählen. Hierauf betrachtete sie das zweite Geschirr, welches von feinem Silber war, und las dessen Inschrift: wer mich wählt, wird finden, was die Natur begehrt. Wenn ich nun bei mir bedenke, ob ich dieses Gefäß wählen soll, so weiß ich auch nicht, was darin ist: wohl weiß ich aber, daß ich darin finden soll, was die Natur begehrt: nun sehnt sich aber meine Natur nach fleischlicher Lust, und darum will ich dieses Gefäß nicht wählen. Als sie nun diese zwei Gefäße betrachtet und

eine auf sie bezügliche Antwort gegeben hatte, beschaute sie auch das dritte bleierne Geschirr und las dessen Aufschrift: wer mich wählt, soll finden, was Gott für ihn bestimmt hat. Da dachte sie bei sich selbst: dieses Gefäß ist zwar äußerlich weder reich noch kostbar, allein die Aufschrift sagt: wer mich wählt, soll finden, was ihm Gott bestimmt hat; da nun ohne Zweifel Gott uns nie etwas Böses bestimmt, so werde ich, wenn Gott es will, dieses Gefäß wählen. Wie das der Kaiser gehört hatte, sprach er also: o Du feines Mägdlein, öffne dieses Gefäß, denn es ist voll köstlicher Edelsteine, und siehe zu, ob Du also gut gewählt hast oder nicht. Wie es aber die junge Prinzessin aufgemacht hatte, da fand sie es angefüllt mit dem feinsten Golde und kostbarsten Steinen, wie ihr der Kaiser gesagt hatte. Darnach sagte der Kaiser: meine Tochter, weil Du also gut gewählt hast, sollst Du meinen Sohn heirathen. Damit bestimmte er ihren Hochzeitstag, und sie wurden mit großem Gepränge vermählt und verblieben in großen Ehren bis an ihr Lebensende.

Erklärende Anmerkungen.

Cap. I. deutet seiner Composition nach offenbar auf die strengste Zeit des Lehrwesens hin, ist aber mit etwas orientalischer Decoration ausgestattet. Seite 2. Z. 6. v. unten habe ich die vestis adriatica im Texte, wie ich glaube richtig, durch: ein Kleid von feinstem Gewebe, übersetzt, da adria in der Bedeutung von adula, d. h. caput lini, Flachs-Knoten nachgewiesen ist in Ducange Glossar. Med. Latin. T. I. p. 92. [ed. Paris. 1841.].

Cap. II.—IV. enthalten fingirte casuistische Fälle.

Cap. V. ist, was die Befreiung des Jünglings angeht, offenbar die 236ste Nacht in der morgenländischen 1001 Nacht.

Cap. VI. gehört ebenfalls ins Gebiet der Casuistik, eingewebt ist aber die bekannte Sitte der indischen Frauen sich nach dem Tode ihres Mannes mit diesem verbrennen zu lassen. (s. Diod. Sic. XIX. 33. Solin. c. 17. Bohlen Alt. Ind. Bd. I. p. 293. sq.)

Cap. VII. gleichfalls casuistisch mit Einwebung der biblischen Parabel vom verlornen Sohne aus Lucas. XV. 11. sq.

Cap. VIII., welches von Gower in einem bei Swan T. I., p. 283—291. mitgetheilten englischen Gedichte bearbeitet wurde, stützt sich auf einige von Dionysius, dem bekannten Tyrannen von Syracus, erzählte Streiche ähnlicher Art beim Valer. Maxim. I., 1, 3. Aehnlich ist Cento Nov. Ant. nr. VI.

Cap. IX. gleichfalls casuistisch, erinnert auch an die Geschichte vom verlornen Sohne.

Cap. X. Vermuthlich hat der Verfasser das was Psell. de Lapid. c. 7. vom Galactites erzählt, im Sinne gehabt.

Cap. XI. ist nach Warton History of Engl. poetry T. I., p. CXIV. sq. aus Aristot. Secretum secretor. c. 28. gezogen. Aehnliches findet sich bei Plin. XXV. 3. s. Gell. XVII. 16. vom Mithridates. erzählt, s. a. Schmidt zu P. Alphonsus p. 107.

Cap. XII. bezieht auf eins der Hauptdogmen der katholischen Kirche de operante in opere operato.

Cap. XIII. hat einige Aehnlichkeit mit der Geschichte vom Oedipus, und findet sich ziemlich gleichlautend erzählt bei Vincent. Bellov. Specul. Hist. VII., 93. sq. f. 86. b. ed. Venet.

Cap. XIV. ebenfalls der Casuistik angehörig.

Cap. XV. ist die bekannte Legende vom H. Alexius, die sich in mehreren Redactionen in d. Act. SS. Antverp. Julius T. IV., p. 238—262. wiederfindet, von Vincent. Bellov. XVIII. 43. sq. f. 241. b. erzählt wird, auch in Caxton's Gold. Legend. ed. 1479. fol. nr. LXXXIX. p. CLVIII. (abgedruckt bei Swan T. I., p. 300—311.) vorkommt u. in metrischer altenglischer Bearbeitung mitgetheilt ist von Warton T. I., p. CXLVI sq. Ein lateinisches Gedicht in 145 gereimten vierzeiligen Strophen bei Hoffmann Altdeutsche Blätter Bd. II., p. 273—287. Endlich dichtete auch Conrad von Würzburg einen Heiligen Alexius, von dem zuerst Oberlin Diatr, de Conr. Herbipol. p. 10—11. 33—35. Bruchstücke mittheilte, der aber jetzt gedruckt ist in Meyer und Mooyer Sammlung altdeutscher Dichtungen. Quedlinburg 1833. Heft I. Ein holländisches Volkslied erwähnt über diesen Gegenstand Mone Uebers. d. niederländ. Volkslitt. p. 193.

Cap. XVI. abermals eine in das Gebiet der Casuistik streifende Erzählung, nur daß zuletzt orientalische Mythe mit christlicher Mystik zusammengesetzt ist. In der deutschen Ausgabe, wo sich die Geschichte auch findet, verrichtet der arme Mann nur fünf Dienste.

Cap. XVII ist nach Warton I. I. T. I. p. CXLVIII. sq. die Geschichte d. H. Julianus Hospitator, welche sich nach Antonius erzählt findet bei d. Act. SS. Antverp. Januar. T. II., p. 974. sq. Jac. de Voragine Legenda aurea nr. XXXII. f. LXII. und in d. Golden Legend. f. 90. [ed. 1493. und f. 85. ed. 1527.] Auch Boccaccio. G. I. nov. II. spielt auf dieselbe an. Ich bemerke noch, daß das Ende der Erzählung große Aehnlichkeit hat mit der Legende vom großen Christoph und ihrer Entwickelung. Eine ähnliche indische Geschichte steht englisch in d. Asiatick. Miscell. T. II., p. 462. und französisch hinter den MI jours p. Loiseleur Deslongchamps. Paris 1838. 4. p. 643. sq.

Cap. XVIII. ist die sonderbar erzählte Geschichte der Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus und des Uebergangs des Erstern über den Rubico.

Cap. XX. soll die fabelhaften Schicksale Kaisers Heinrich III. und seine wunderbare Behütung vor den Nachstellungen des Kaisers Conrad darstellen, die Grimm deutsche Sagen Bd. II. nr. 480. (Veillées Allemand. T. II. p. 210. sq.) nach Gotfr. Viterb. Chron. p. 333. sq. u. A. mitgetheilt hat. Dieselbe Geschichte findet sich nach Warton T. I. p. CL. sq. als das Leben des H. Papstes Pelagius erzählt in Caxton's Golden Legend. f. CCCLXXXXVII. s. a. Jacob. de Vorag. Leg. Aurea f. CCCXV. Dieselbe Erzählung ist von mir unten Bd. II. p. 198—206. nach der viel weitläufigeren Redaction in d. deutsch. Gestis c. 26. nochmals erzählt worden.

Cap. XXI. ist aus Justin. L. II. c. 10. genommen und bezieht sich auf den spartanischen König Demaratus.

Cap. XXII. ist nach Augustinus de civ. Dei. XVIII. 5. erzählt. So auch Cap. XXIII., was ich aber im Augustinus nicht wiederfinde; hierzu vergleicht noch Swan T. I., p. 341 sq., Plin. Hist. Nat. XXIX. 4.

Cap. XXIV. vergleicht hiermit Swan T. I., p. 342. sq. c. 90. der Voyages and Travels of Sir J. Mandevile.

Cap. XXV. scheint selbst erfunden zu seyn.

Cap. XXVI. abermals zur Erörterung eines casuistischen Satzes geschrieben.

Cap. XXVII. ist selbst erfunden, wird aber durch die dazu gehörige Moralisatio des Textes gut erklärt; dort heißt es im Allgemeinen so: der Kaiser ist unser Herr Jesus Christus, seine Tochter ist die als Bild desselben erschaffene Seele, ihre fünf Wächter sind die fünf Sinne, der Hund ist das Fleisch, welcher Tag und Nacht bemüht ist den Geist zu verderben, seine erste Kette ist die Furcht vor Gott, die zweite ist die Liebe zu Gott und die dritte die Schaam des Menschen, vor den Augen Gottes eine Sünde zu begehen, der Seneschall ist der Mensch, welchem Gott die Seele, den Leib und die fünf Sinne gegeben hat, der aber liebt Gott nicht, zerbricht seine drei Ketten und wird dafür in das ewige Feuer geschleudert.

Cap. XXVIII. dieselbe Geschichte kommt auch bei Alphonsus de disciplina cleric. c. 14. [ed. Schmidt. Berlin. 1828. p. 51. als c. XI. in d. ed. Paris. 1824. T. I. p. 75] vor und Swan (T. I. p. 347.) vergleicht dazu Boccaccio G. V. nov. 8. Uebrigens ist die ganze Erzählung mit Ausnahme des Schlusses, der verändert ist, aus dem Griechischen Συντίπας [ed. Boissonnade. Paris. 1832. 8.] p. 51. und bei Schmidt l. l. p. 127.

genommen, dessen Verfasser sie vielleicht wiederum aus dem großen Indischen Fabelwerke Vrihat Katha (in Katha Sarit Sagara. Sanskrit u. Deutsch. v. H. Brockhaus. Leipz. 1839. 8. p. 56. sq.) schöpfte. Nachahmungen derselben Geschichte s. b. Loiseleur Deslongchamps Essai s. l. Fables Indienn. p. 106. sq. Schmidt Beitr. zur Gesch. der rom. Poesie p. 69—72. und zu Alphons. I. l. p. 129. sq. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 50. du Meril Hist. de la poesie Scandinave p. 353 sq. (zu Boccaccio VII. 6.) angeführt.

Cap. XXIX. ist selbst erfunden und ohne mir bekannte Quelle.

Cap. XXX. ist eine Verarbeitung der bekannten Sitte bei den alten Römern, daß Sclaven bei den Saturnalien und Soldaten bei den Triumphzügen das Recht hatten, alles Nachtheilige, wenn es nur der Wahrheit gemäß war, von ihren Anführern und Herren zu sagen. Dasselbe wird fast wörtlich, jedoch unter den Anführungsworten „refert Tullius quod quando aliqui consules Romam redibant victores, triplex honor fiebat iis“ nacherzählt im Dialog. creat. c. 60.

Cap. XXXI. ist aus dem letzten Capitel De sepultura Alexandri des bekannten Liber Alexandri de proeliis fast wörtlich entnommen und steht auch als c. 38. in des Alphonsus discipl. cler. (s. Schmidt I. l. p. 166. sq.) Aus letzterem ist sie unter den Anführungsworten „recitat Alphonsus in tractatu suo de prudentia“ übergegangen in d. Dial. creatur. c. 122.

Cap. XXXII. ist aus Seneca Quaest. Natur. II. 32. entlehnt.

Cap. XXXIII. ist aus Cicero de Orat. II., 69., 278. entlehnt, findet sich aber bei Valer. Max. nicht.

Vergleichen kann man die bei Plutarch. Anton. c. 70. von Timon erzählte Anecdote.

Cap. XXXIV. ist nach Warton T. I. p. CLII. aus dem Secretum secretorum, das man unter des Aristoteles Namen hat, genommen. In der zum Text gehörigen Moralisatio werden diese sieben Regeln so erklärt: die Wage ist = dem menschlichen Leben, und der Spruch bedeutet: wünsche Dir nicht mehr, als was zu der Erhaltung desselben nothwendig ist, der zweite: das Feuer nicht mit Stahl zu erhitzen, ist = reitze einen Jähzornigen nicht noch mehr durch Worte; der dritte: nie an einem Kranze zu pflücken = tadele nicht die Gesetze Deiner Mitbürger. Der vierte: nie von einem Vogelherzen zu essen = lasse durch kein zeitliches Unglück Trauer, Haß und Neid in Deinem Herzen aufkommen; der fünfte: nach einmal angetretener Reise nicht wieder umzukehren = wenn Du einmal aus dem Stande der Sündhaftigkeit getreten bist, kehre nicht in denselben zurück; der sechste: nie auf der Heerstraße zu wandeln = die Heerstraße ist der Weg der Sünde, auf welcher, weil sie breit ist, der größte Theil der Menschen wandelt; und der siebente: keine geschwätzige Schwalbe im Hause zu dulden = dulde nicht die sündhaften Gedanken in Deinem Herzen, mit welchen das Gewissen beständig im Streite liegt.

Cap. XXXV. rein mystische Verbindung alttestamentlicher und christlicher Ansichten.

Cap. XXXVI. rein casuistisch und nach Art einer Homilie eingekleidet: die Geschichte vom Bucephalus ist verändert aufgenommen aus Solin. c. 45., der sie wiederum aus Plin. Hist. N. VIII., 64., 42. entlehnte. Aehnliches erzählen darüber Arrian. Hist. Alex. V. 19. Plut. Alex. c. 6. und 61. Gell. Noct. Att. V. 2.

Cap. XXXVII. die hier erzählte Geschichte findet sich im Plinius nicht wieder, der unter dem Namen Perna (in meiner Ausgabe heißt die Schlange Parnas) eine Art Muschel beschreibt L. XXXII. 11. cf. XVII. 10., dagegen ist das Ende der Geschichte von den Kräften des Achatsteins allerdings aus Plin. XXXVII. 10.

Cap. XXXVIII. ist hieraus übergegangen in Grimms deutsche Sagen Bd. II. nr. 478. (Veill. All. T. II. p. 208.)

Cap. XXXIX. ist eine selbsterfundene Geschichte, ebenso c. XL., die sich bei Macrobius Saturn. nicht wiederfindet.

Cap. XLI. ist die bekannte Geschichte des athenienfischen Königs Codrus b. Justin. II. 6. u. 7., allein c. XLII. findet sich beim Valer. Maximus nicht und scheint erfunden.

Cap. XLIII. ist die bekannte Geschichte vom Marcus Curtius, der sich 392 u. c. oder 362 n. Chr. in einen auf der Mitte des Forums zu Rom entstandenen Schlund freiwillig gestürzt haben soll; s. Liv. VII. 6. August. de civ. Dei. V. 18. Plin. XV. 18.

Cap. XLIV. ist aus Plin. H. N. XXXVI. 26. genommen, dem dann Isidor. Orig. XVI. 15. u. Agrippa De vanit. scient. c. 90. nacherzählt haben.

Cap. XLV. ist eine Verarbeitung der bekannten Geschichte v. Salomos Urtheil. Mehr b. Douce T. II. p. 387. sq.

Cap. XLVI. findet sich nicht beim Plinius.

Cap. XLVII. ist eine Episode aus der Legende von den heiligen drei Königen.

Cap. XLVIII. ist aus Valer. Max. IX. 2. 9. genommen: indessen ist auch das letzte Citat aus Ovidius richtig, denn es heißt bei ihm De arte amandi L. I. v. 653. sq. so: Et Phalaris tauro violenti membra

Perilli Torruit; infelix imbuit auctor opus. Justus uterque fuit; neque enim lex aequior ulla Quam necis artifices arte perire sua.

Cap. XLIX. diese Geschichte ist allerdings aus Paul. Diacon. Histor. Longobard. IV. 28., doch heißt dort der König Cacan und ist Gebieter der Hunnen, die Herzogin aber Romilda.

Cap. L. ist aus Valer. Max. VI., 5., 3. entlehnt und der Name „Zaleucus" hier in Zelongus verändert.

Cap. LI. angeblich aus Josephus.

Cap. LII. findet sich hier dem Valer. Maximus IV., 8., 1 nacherzählt.

Cap. LIII. ist gleichfalls aus Valer. Maxim. VI., 2., 2. genommen.

Cap. LIV. ist eine wahrhafte Beschreibung des Marmorthores Friedrichs II. bei Capua.

Cap. LV. ist selbst erfunden und casuistisch.

Cap. LVI. ist aus Paul. Diac. Longob. II. 28. genommen und bezieht sich dort auf den Lombardenkönig Alboin und seine Frau Rosamunde. Eine Partie ähnlicher Büßergeschichten habe ich zusammengestellt in meiner Allg. Literärgesch. Dresden 1837. sq. Bd. II. 2: Ueber die Verbreitung der Sage von der Frau, welche das Herz ihres Geliebten essen mußte, p. 1120—1123. u. Schmidt. Taschenb. Deutsch. Romanzen. Berlin. 1826. 8. p. 131 sq.

Cap. LVII. ist nach Warton T. I., p. CLVI. aus dem englischen Volksbuche vom Zauberer Virgilius genommen.

Cap. LVIII. ist selbst erfunden, doch theilt Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III. (Berlin 1822. 12.) p. 373. sq. eine ähnliche Sage mit.

Cap. LIX. eine ähnliche Geschichte berichtet ein alt-

englischer versificierter Roman des 13ten Jhdt. King Robert of Sicily betitelt, von welchem Warton T. I., p. 183. sq. Bruchstücke mitgetheilt hat, so wie einen Auszug Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. Lond. 1805. 8. T. III. p. 143—152. u. b. Swan. T. I. p. 364 bis 373. Eine englische Morality unter dem Titel Robert Cycyll ward 1529 zu High Croß in Chester aufgeführt, ist aber nicht gedruckt (s. Jones Biogr. Dram. T. III. p. 214.). Eine französische Moralité unter dem Titel: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien Lyon. 1581. 8. vergleicht Warton T. I., p. 193. Sonst kann man noch wegen ähnlichen Zügen hierher ziehen die Geschichte des Königs von Thibet und der Fürstin der Naimans in d. MI. jours (ed. Loiseleur Deslongchamps. p. 33. sq.) jours XIX. Bekanntlich hat diesen Stoff Hans Rosenplüt in. s. König im Bade behandelt (s. meine Liter. Gesch. Bd. II. 2. p. 964. Keller z. Kaiser Diocletian p. 48. u. z. Rom. d. VII. Sages p. CLVI. sq.).

Cap. LX. ist die Umarbeitung der bekannten Sage von der Atalante bei Apollod. III., 9., 2. Hygin. fab. 99. 174. 185. 270. u. Ovid. Metam. X. 560. sq.

Cap. LXI. sonderbare Verarbeitung classischer und orientalischer Traditionen. Swan T. II. p. 542. vergleicht hiermit den letzten Apolog aus P. Alphons. Disc. cleric.

Cap. LXII. selbsterfundene Erzählung.

Cap. LXIII. ist eine sonderbare Verarbeitung der Schicksale des Theseus und der Ariadne und der Vertilgung des Minotaurus durch Erstern.

Cap. LXIV. ein ziemlich sonderbar erfundenes Verirmährchen.

Cap. LXV. selbsterfundene casuistische Erzählung.

Cap. LXVI. ist fast dieselbe Erzählung wie Cap. XXV., nur daß die Auflösung geradezu entgegengesetzt ist.

Cap. LXVII. selbsterfundene Erzählung mit casuistischer und mystischer Scenerie.

Cap. LXVIII. zuerst Erwähnung des Verständnisses der Vogelsprache bei Menschen, auf die schon im Koran. S. 27. (s. Sale Not. T. II. p. 223.) hingewiesen ist. Verspottet ist diese Sage in der Fabel von den zwei Eulen, in d. Contes Turcs bei Loiseleur Deslongchamps Edit. d. MI. jours p. 338. Eine andere Erzählung ähnlicher Art s. unten unter den deutschen Gest. p. 191. Eine große Menge hierher gehöriger Stellen s. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 323 sq.

Cap. LXIX. diese Erzählung hat einen orientalischen Ursprung und ist von Galland in d. Revue retrospective Sec. Serie T. XII. p. 11. u. b. Loiseleur Deslongchamps I. l., p. 641. mitgetheilt aus dem türkischen Fabelwerke Farage bada alchidda. Der Zusatz in unserer Geschichte von der Keuschheitsprobe ist gleichfalls aus dem Oriente hergenommen, wie ich in vielen Beispielen gezeigt habe in meiner Allgem. Literärgesch. Bd. III. 1. p. 185 sq.

Cap. LXX. eine Art Räthselmährchen, welches Grimm Kinder- und Hausmährchen Bd. III. p. 376. sq. ganz kurz a. e. Hdschr. mittheilt, allein sonderbarer Weise bemerkt, daß es in den lateinischen gedruckten Ausgaben fehle.

Cap. LXXI. die bekannte Fabel vom Lahmen und Blinden, die einander forthelfen.

Cap. LXXII. eine selbsterfundene Geschichte zur Belehrung der Eltern, welche ihr Vermögen bei ihren Lebzeiten an ihre Kinder abtreten wollen.

Cap. LXXIII. selbsterfunden und casuistisch.

Cap. LXXIV. der Anfang scheint selbsterfunden, allein die Episode von dem König, der nur ein Jahr regiert, ist aus dem arabischen moralischen Romane des Tophail Hai Ebn Yokdan. Daraus ist sie dann auch übergegangen in den Conde Lucanor c. 40.

Cap. LXXV. bezieht sich auf die katholischen Lehrsätze von der Sündhaftigkeit des Eingehens einer zweiten Ehe: gleicher Art ist Cap. LXXVIII.

Cap. LXXVI. selbsterfunden. Ebenso Cap. LXXVII.

Cap. LXXIX. nur Redaction einer aesopischen Fabel. (nr. CCCLXVII. ed. Furia.)

Cap. LXXX. Original, aber in englischen Versen nachgeahmt von dem Dichter Parnell. Seine Erzählung The Hermit steht bei Swan T. I. p. 376—386.

Cap. LXXXI. ist die bekannte Sage von Gregor auf dem Steine, die Nachbildung der Geschichte des Oedipus, über die von mir in meiner Litt. Gesch. Bd. II. 2. p. 953. sq. die wichtigsten Nachweisungen gegeben sind.

Cap. LXXXII. ist selbsterfunden und kommt Cap. CLXXXI. nochmals, so wie auch in der oben Bd. II. p. 237. erzählten Geschichte aus den Englischen Gest. wieder vor.

Cap. LXXXIII. selbsterfunden und casuistischen Inhalts.

Cap. LXXXIV. ist selbsterfunden und das Gegenstück zu der Geschichte von der widerspenstigen Frau bei den italiänischen Novellisten.

Cap. LXXXV. eine ähnliche Geschichte von dem Fischer, der den Fischen pfeift, steht im Aesop. fab. XXXIV.

Cap. LXXXVI. selbsterfunden.

Cap. LXXXVII. ist die bekannte Geschichte vom

Augustus und dem Soldaten, der bei Actium gekämpft hatte.

Cap. LXXXVIII. scheint selbst erfunden.

Cap. LXXXIX. ist die bekannte Erzählung von den drei Ringen im Decameron G. I. nov. 3. u. Cento novelle nr. LXXII. s. Edel. du Meril. Hist. de la poesie Scandinave p. 344. sq. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 336.

Cap. XC. selbst erfunden und casuistisch; ebenso c. XCI., obgleich hierzu Swan T. II., p. 543. sq. eine Aesopische Fabel von einem Vater und seinen drei Kindern vergleicht, desgleichen Cap. XCII., XCIII. und XCIV., von denen jedoch Cap. XCII. und XCIV. orientalischen Ursprungs sind. Ebenso Cap. XCVI., mit dem wieder Cap. XCVIII. stimmt, wogegen Cap. XCV. u. XCVII. sonderbare Verdrehungen der ächten römischen Geschichte enthalten.

Cap. XCIX. abermals eine Geschichte von der Dankbarkeit einer Schlange: die Sage von der Feindschaft derselben mit den Kröten ist aus Plin. Hist. Nat. X. c. 84. XX. c. 13.

Cap. C. durchaus casuistisch.

Cap. CI. der Anfang der Geschichte ist aus Justin. II. 7. genommen, die weitere Entwickelung wird aber in der zum Texte gehörigen Moralisatio so erörtert: Ganterus ist der gute Christ, der, wenn er eine Sünde begehen will, auf das Bett mit den Thieren, d. h. auf die Kürze seines Lebens, wenn er eine andere, auf die Scheermesser, d. i. die Hölle, sehen soll. Der Mann mit dem Stabe ist der Heiland, der ihn zu der Leiter mit sieben Sprossen, d. i. den sieben Werken der Barmherzigkeit, führen wird; dann wird er an das Himmelsthor pochen und dieses wird ihm auf drei Schläge, d. h.

Reue, Beichte und Buße, aufgethan werden durch ihren Pförtner, d. h. durch die göttliche Gnade.

Cap. CII. bezieht sich auf den Glauben des Mittelalters von den Wachsbildern, ihrem Gebrauche bei Zaubereien, schon bei Theocr. Id. II. v. 28. Virgil. Eclog. VIII. v. 73. sq. und Horat. Sat. V., 8. v. 30. nachgewiesen. Dergleichen Dinge finden sich auch erzählt im Malleus maleficarum c. XI. und XII. f. LXVI. b. u. f. LXVIII b. Andere Beispiele s. b. Swan T. II., p. 73. sq. Warton T. I. p. CLXII. sq. Dobeneck des deutsch. Mittelalt. Volksglaub. Bd. II., p. 20—28.

Cap. CIII. ein orientalisches Mährchen aus der Geschichte der 40 Vizire La Sultane d. Perse et les Visirs. (Contes turcs trad. en franc. p. Petis de la Croix. Paris 1707. 12. p. 398. u. b. Loiseleur Deslongchamps. I. I. p. 366. sq., englisch bei Swan T. II., p. 411 sq.), wo es den Namen Histoire d'un roi, d'un sofi et d'un chirurgien führt. Merkwürdiger Weise ist ganz nach dem türkischen Muster, wo nur die erste Geschichte vom Barbier steht, ganz ebenso dieses Mährchen ohne die beiden andern Fälle unseren Gesta nacherzählt im Dialog. creat. c. 93. Aehnliches steht im Conde Lucanor. c. 48. s. a. Schmidt zu P. Alphons Disc. cler. c. 19. p. 141 sq.

Cap. CIV. ist die bekannte Geschichte von Androclus aus Gellius Noct. Att. V. 14.

Cap. CV. abermals eine Geschichte von einer Schlange, die einen magischen Stein bringt, wie deren mehrere Beispiele Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola. Berlin. 1817. 8. p. 281. sq. mittheilt. Die Sage, deren Quelle weder Warton noch Swan entdecken konnten, wird in der hdschr. Deutschen Kaiserchronik von Karl dem Großen erzählt und soll zu Zürich vorgefallen seyn, s. Scheuchzer

Itiner. Alpina T. III., p. 381. Cento novelle ant. c. 49. Grimm Deutsche Sagen Bd. II. nr. 453. (Veillées Allemand. T. II., p. 155. sq.).

Cap. CVI. selbsterfundener Schwank, der auch bei Alphons. Disc. cler. c. 20. steht. Indessen ist auch hiervon das orientalische Original nachgewiesen durch einen von Hammer Rosenöl Bd. II., p. 303 sq. mitgetheilten Apolog. Ueber a. Bearbeit. s. Schmidt I. I. p. 142 sq.

Cap. CVII. Es erzählt diese Geschichte n. Warton T. I. p. CLXX. sq. bereits Gulielm. Malmesb. De gest. reg. angl. L. II. c. 10. p. 36. vom Papste Gerbert und nach ihm Vincent. Bellov. Spec. Hist. XXIV. c. 98. sq. p. 344.

Cap. CVIII. ist die bekannte Geschichte vom Damon und Pythias bei Cicer. Tuscul. V. 22. u. de Offic. III. 10. u. Valer. Maxim. IV., 7., 1. Darnach auch im Dial. creatur. c. 56. Im Allgem. s. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 225—237.

Cap. CIX. ist aus Barlaam und Josaphat (in Joh. Damasc. Opera p. 824. u. hinter d. Edit. Basil. 1548. p. 12.) gezogen, darnach in Boccaccio's Decamer. X. 1. u. d. Cento novelle ant. nr. LXV. übergegangen. Anderes s. b. Du Méril Hist. de le poes. Scand. p. 357. und Warton I. I. T. I. p. CLXXIII. sq.

Cap. CX. enthält die Legende vom H. Eustachius, seiner Frau Theopista und seiner Söhne Agapius u. Theopistus und ihre Begebenheiten unter Vespasian, Titus, Trajan und Hadrian. Ihr Märtyrertod wird auf den 20sten Septbr. 120 n. Chr. gesetzt; s. Act. et martyrium S. Eustachii, gr. et lat. ed. Combefis Illustr. Christi martyr. triumphi. Paris 1660. 8. p. 1—44. Nicetae Paphlagon. Laudatio SS. Eustathii, Agapii,

Theopisti et Theopistes, gr. et lat. ib. p. 45—87. Latine ex Simone Metaphrasta, b. Surius Act. SS. 20. Septbr. p. 209. sq. bei Caxton Golden Legend. f. CCCXXIII. G. B. Manzini Vita di S. Eustachio martire. Venez. 1653. 12. 1668. 12. Ath. Kircheri Historia Eustachio — Mariana, qua admiranda D. Eustachii sociorumque vita ex var. auct. collecta, locus in quo eidem in monte Vultarello Christus inter cornua cervi apparuit, ecclesia B. Mariae eodem in loco a Constantino M. condita etc. in publ. lucis bonum educuntur. Rom. 1605. 4. Die höchst ähnliche Geschichte vom Hubertus, dem andern Schutzpatron der Jäger, einem Sohne Bertrands, Herzogs von Guienne, der 727—730 als Bischoff von Lüttich starb und dessen Fest den 3. Nov. gefeiert wird, steht gleichfalls bei Surius Act. SS. 3. Nov. p. 13. sq. darnach: Vie de St. Hubert. s. l. et a. Guill. Eustace. 8. cf. Mercure galant. 1680. p. 27. sq. Mercure de France 1725. p. 67. sq. Le Beuf im Bullet. du Biblioph. 1841. p. 793—809. Als ähnlich vergleicht Swan T. II. p. 430. sq. den altenglischen versificirten Roman Sir Isumbras (bei Utterson Sel. piec. of early popul. poetry. Lond. 1817. T. I. p. 73. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. Rom. T. III. p. 153—175. ausgezogen, s. Warton T. II. p. 368.) und eine ähnliche Bekehrungsgeschichte (p. 424. sq.) aus Doddridge Life of Colonel Gardiner p. 45. sq.

Cap. CXI. ist eine sonderbare Redaction der altgriechischen Mythe vom Mercurius und Argus, dem Wächter der Io, bei Ovid. Metam. I. v. 624 sq. Ziemlich ähnlich ist in d. Conts Turcs die Histoire du Grand Ecuyer Saddyk bei Loiseleur Deslongchamps. p. 315. sq., mit der wiederum Straparola Notte piacevole III., 5 stimmt.

Cap. CXII. scheint eine Nachahmung des den sieben weisen Meistern zum Grunde liegenden Stoffes zu seyn.

Cap. CXIII. eine einfache Episode aus einem Turniere.

Cap. CXIV. eine selbsterfundene Geschichte, abermals auf die Kräfte gewisser Steine hindeutend.

Cap. CXV. dieselbe Geschichte findet sich im Dialog. creatur. c. 89. wieder erzählt und wird dort mit folgenden Worten citirt: „narrat scriptura quae continet veterum historias".

Cap. CXVI. sonderbare mit nichts historisch zu beweisende Geschichte, von Grimm Bd. II., nr. 436. unter seine deutschen Sagen aufgenommen (Veillées Allemand. T. II. p. 119. sq.).

Cap. CXVII. selbst erfundene Geschichte um ein Gesetz, daß, wer ein geraubtes Mädchen rettet, sie heirathen dürfe, zu erklären.

Cap. CXVIII. ist orientalischen Ursprungs und findet sich wenig verändert bei Cardonne Melang. de litter. orient. T. I. p. 62. und Loiseleur Deslongchamps Edit. des MI. jours p. 652. sq. Aus derselben Quelle entnahm sie Alphons. Discipl. cleric. c. 16. (ed. Paris. T. I. p. 91.) Darnach bearbeitete sie der Verfasser eines altfranzösischen Fabliau bei Barbazan T. II. p. 107. sq. und Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 248. sq. so wie auch die Cento nov. antiche nov. LXXIV. und Boccaccio VIII. 10. s. a. d. Meril. Hist. de la poes. Scand. p. 356. Schmidt zu P. Alphons. p. 137.

Cap. CXIX. ist gleichfalls orientalischen Ursprungs und die Geschichte vom Juwelier und dem Reisenden in dem Arabischen Romane Calilah ve Dimnah (translat. from the Arabic by Windham Knatchbull. Oxford. 1819. 8. p. 346. Französisch bei Loiseleur Deslongchamps I. I. p. 543. sq.), so wie in der griechischen

Uebersetzung desselben Werkes durch Simeon Sethus (Spec. sapient. Indor. p. 444.) und kommt wieder als die Fabel: Le Brahme, le Serpent, le Tigre, le Voyageur et l'Orfèvre (in Le Pantchatantra ou les cinq Ruses — trad. p. Dubois. Paris 1826. 8. p. 121.) Dieselbe Fabel soll Richard Löwenherz bei seiner Rückkehr aus Palästina 1195 n. Chr. öffentlich erzählt haben (s. Matthaeus Paris. Lond. 1571. fol. p. 240—242.) und nach Swan T. II. p. 440. sq. findet sie sich auch bei Cower Confessio Amantis. L. V. f. 111. sq.

Cap. CXX. ist das bekannte Mährchen vom Fortunatus und seinem Wünschhütlein, über dessen Quellen und Verbreitung nachzusehen ist meine Allg. Liter. Gesch. Bd. III. 1. p. 191—195.

Cap. CXXI. ist dieselbe Geschichte, welche Marie de France in einem ihrer Lais, Laustic betitelt, besungen hat (Oeuvres ed. Roquefort T. I. p. 314. sq.) Darnach Boccaccio. V. 4. s. du Meril p. 351. Schmidt Beitr. z. Gesch. d. rom. Poesie p. 50.

Cap. CXXII. aus Petr. Alphons. discipl. cler. c. X, 7. s. Schmidt l. l. p. 123.

Cap. CXXIII. gleichfalls aus P. Alphons. discipl. cleric. c. XI. und den griechischen *Συντίπας* p. 29. s. Schmidt l. l. p. 126. Die Grundlage beider Erzählungen ist die Hitopadesa L. II. nr. 6. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 76. 77. 100. sq.

Cap. CXXIV. Dieselbe Erzählung findet sich in d. Cento novelle antiche c. C. (Firenze. 1724. p. 105.) und fast ganz ähnlich in Herder's Dolopathos (b. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 191. sq. cf. p. 125. sq.) Anderes s. b. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 292.

Cap. CXXV. sonderbar erfundener Schwank, von

welchem Swan T. I. p. 444. sq. eine englische Nachahmung des Dr. Byrom The three black crows aus dess. Miscell. Poems. T. I. p. 31. sq. mittheilt. Uebrigens ist in dieses Capitel, wenn auch ganz kurz, eine andere Geschichte mit hineingewebt, die unter Bd. II., p. 145. sq. aus d. Deutschen Gestis als cap. 3 mitgetheilt ist.

Cap. CXXVI. ist aus Macrob. Saturn. L. II. c. 6. de origine ac usu praetextae genommen.

Cap. CXXVII. ist eine dem 80sten Capitel ähnliche selbst erfundene Erzählung.

Cap. CXXVIII. scheint selbst erfunden und nach einem orientalischen Muster verändert.

Cap. CXXIX. ist dieselbe Geschichte, welche sich auch im Dialog. creatur. c. 56. u. Alphons. Discipl. cleric. c. 2. wiederfindet. Einem dieser Muster ist sie nacherzählt im Conde Lucanor. c. 37. Mehr b. Schmidt zu Alphonsus p. 93. sq.

Cap. CXXX—CXXXII. scheinen selbst erfunden. Aehnliche Prellereien wie c. CXXXII. führt Schmidt zu d. Mährchen der Straparola p. 309. an.

Cap. CXXXIII. findet sich auch im Conde Lucanor. c. IX., nur daß dort zwei Pferde die Stelle der Hunde vertreten.

Cap. CXXXIV. findet sich nicht bei Seneca wieder, obgleich er als Gewährsmann citirt ist.

Cap. CXXXV. die Geschichte von der Lucretia aus Augustin. de civ. Dei. I. 19.

Cap. CXXXVI. findet sich auch bei P. Alphons. Discipl. cleric. c. 25. (b. Schmidt p. 70. u. ed. Paris. T. I. p. 149.) und darnach bei dem Verfasser eines altfranzösischen Fabliau (in Barbazan Fabl. T. II. p. 148. sq. u. Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 253. sq.).

Grundlage ist das vierte Capitel des Arabischen Calilah ve Dimnah. s. a. Schmidt l. I. p. 156. sq.

Cap. CXXXVII. ist offenbar die sonderbar verdrehte Geschichte vom Koriolanus a. Valer. Max. V., 4, 1.

Cap. CXXXVIII. wahrscheinlich nach einer orientalischen Sage erfunden, wenn nicht etwa gar die Begebenheiten des Alcibiades auf seiner Rückkehr von den Lacedämoniern in sein Vaterland zum Grunde liegen.

Cap. CXXXIX. wahrscheinlich aus Aelian. Hist. An. XV. 21. genommen. Aehnliches erzählt Vincent. Bellov. Specul. hist. IV. 1. f. 41. sq. Ueber den Basiliskenblick s. Plin. H. N. VIII. 21. Berger de Xivrey Tradit. teratolog. p. 540. sq. Schmidt zu d. Mährchen d. Straparola p. 288. Zu uns. Cap. s. c. 145. u. Xivrey p. 389. sq.

Cap. CXL. ist auch aus Seneca de Ira. I. 8. gezogen.

Cap. CXLI. nach Swan T. II. p. 454. sq. aus dem lateinischen Aesopus (ed. 1658. p. 80. im Aesop. ed. Coray. fab. 141. p. 83.) gezogen. Allein die Quelle ist das indische Fabelwerk Pantcha Tantra, aus welchem das Mährchen als: Le Brahmane et le Serpent übersetzt ist von Loiseleur Deslongchamps hinter s. Ausg. d. Mille et Un jours p. 624. sq. Dieselbe Fabel findet sich unter denen der Marie de France in ihren Oeuvr. T. II. p. 267. und bei Legrand d'Aussy Fabl. T. IV. p. 389. sq. s. a. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. indienn. p. 47. sq.

Cap. CXLII. ist eine sonderbare mystisch-moralische Erzählung, die jedoch durch die Moralisatio recht gut erklärt wird, wo es heißt: der König ist unser Herrgott, der mit einer Mauer umgebene Forst aber die Welt, die durch die Gebote Gottes eingeschränkt ist, oder die Kirche, die durch Christi Leiden und seine Diener beschützt wird. Der

Verräther ist der Teufel, der die Menschen, die dem frommen Leben untreu werden, in den Netzen der Weltlust fängt. Seine zwei ersten Hunde Richer und Emuleym sind der Reichthum und die Wollust, nach welchen die Menschen jagen, der dritte Hund Hanegiff: d. h. habe und gieb, jagt den Clerikern nach, welche um gute Pfründe zu bekommen, Andere bestechen, der vierte Hund Vandin jagt die Advocaten, welche das Gesetz umgehen, der fünfte Crismel, die niedern Geistlichen und Bettelmönche, die von dem erhaltenen Almosen einen schlechten und eigennützigen Gebrauch machen, der sechste Hund Egofin oder Belyn jagt die Kaufleute und Wucherer, der siebente Beamys ist die Wollust, die ohne Unterschied viele Menschen dem Teufel zuführt. Der Sohn aber ist Jesus Christus, den uns Gott Vater durch die Jungfrau, d. h. die Maria, zugeschickt hat, um uns von jenem Seelenjäger zu befreien.

Cap. CXLIII. ist aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 12. s. auch Swan T. II. Notes p. 458. sp.) gezogen, von welchem sie wiederum Vinc. Bellov. Specul. Hist. p. CXXIII. und Gower Confessio Amant. L. I. f. XIX. b. aufgenommen haben (s. Warton I. I. CLXXX. sq.) Mir scheint jedoch im Ganzen die Geschichte vom Damocles bei Cic. Tuscul. V. 21. u. Macrob. Somn. Scip. I. 10. zum Grunde zu liegen.

Cap. CXLV. ist zwar aus Albert. Stadens. Chronicon angeblich entlehnt, offenbar aber nicht wieder zu finden, vielmehr a. Albert. M. de anim. XXXV. p. 668. Dagegen ist c. CXLIV. geradezu erfunden und mystisch.

Cap. CXLVI. allerdings aus August. de civit. Dei. L. LI. c. 4. und nacherzählt im Dial. creatur. c. 79.

Cap. CXLVII. selbsterfundene Geschichte, wenn sie nicht auf irgend eine classische Tradition basirt ist.

Cap. CXLVIII. die bekannte Geschichte vom Arion aus Gell. Noct. Att. XVI. 19., der sie Herod. I. 23. nacherzählt.

Cap. CXLIX. ist aus Valer. Max. VIII., 14., 4. genommen, wo der Mörder Hermocles heißt.

Cap. CL. hierzu kann man nur vergleichsweise Plin. H. N. II. 103. u. XXXI. 2. anführen.

Cap. CLI. sonderbare Beschreibung von der Ansteckung des Aussatzes nach Art der Syphilis: dabei wie gewöhnlich fabelhafte Einwirkung einer Schlange.

Cap. CLII. könnten vielleicht die Begebenheiten des Clonymus, des Sohnes des spartanischen Königs Cleomenes zu Grunde liegen.

Cap. CLIII. ist die bekannte Sage vom König Apollonius, über deren Verbreitung nachzusehen ist meine Allg. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 457—460.

Cap. CLIV. ist die bekannte Geschichte vom Bilde Christi zu Edessa, welche auch, jedoch nicht mit solchen Nebenumständen Euseb. H. E. I. 13. Evagr. IV. 27. Constantin. Prophyrog. de imagine Edess. u. A. erzählen s. a. Boissonnade Anecd. T. IV. p. 471. sq. Ueber den von ihm angeblich geschriebenen Brief an den dortigen Toparchen Abgarus s. meine Allg. Lit. Gesch. Bd. I. 2. p. 884. Unser Cap. ist a. Gervas. Tilb. III. 26. p. 969.

Cap. CLV. ist gleichfalls aus Gervas. Tilbur. Otia. Imperial. III. 59. b. Leibnitz Script. Brunsw. T. I. p. 977. Eine ähnliche Geschichte theilt Swan T. II. p. 496. sq. mit aus W. Scott Marmion. Notes. p. 245. sq. Eine andere b. Temme Volkssag. Ostpreußens p. 79.

Cap. CLVI. ist die bekannte Geschichte der Entdeckung des Achilles bei der Deidamia durch Ulysses bei Apollod. III., 13., 7. und Hygin. fab. 96.

Cap. CLVII. findet sich auch in P. Alphonsi Disc. cleric. c. 8. und Cento nov. ant. nr. 50 (53) s. a. Schmidt zu P. Alphons. p. 120. sq.

Cap. CLVIII. sonderbare Vermischung der zwei Sagen von Pallas, dem Sohne Evanders, der Aeneas zu Hilfe gezogen war und von Turnus, dem Könige der Rutuler, getödtet ward (s. Virg. Aen. VIII. 104. sq.) und einem andern Pallas, dem Sohne des Tartarus und der Gäa, welchen Minerva tödtete und dessen Haut sie umhing. (Apollod. III. 12.)

Cap. CLIX. soll zwar aus Josephus genommen seyn, findet sich aber dort nicht, vielmehr ist nach Warton T. I. p. CLXXXV. diese sonderbare Geschichte aus einer Jüdischen Tradition bei Fabric. Codex Pseudepigr. Vet. Testam. T. I. p. 275. entlehnt. Die Geschichte von dem Fangen der Affen durch bleierne Schuhe ist bekannt (s. Aelian H. An. XVII. 25.).

Cap. CLX. ist a. Gervas. Tilb. Dec. III. c. 57. p. 978. und spielt a. d. Schlosse Esperdel b. Arles. Einiges Aehnliche theilt Swan T. I. p. 501. sq. mit, so wie Dobeneck I. I. Bd. I. p. 28. sq.

Cap. CLXI. eine sonderbare aus Gervasius von Tilbury D. III. c. 60. p. 980. gezogene Sage, ebenso Cap. CLXII. a. III. 66. p. 982., aber CLXIII., wo gar Alexander dem Großen ein Sohn angedichtet wird, scheint erfunden.

Cap. CLXIV. und CLXV. sind selbst erfunden und rein mystisch, eben so auch Cap. CLVI. vom Schachspiel, welches hier mit seiner Moralisation abgedruckt werden mußte, aber so viel mir bekannt, von Maßmanns Geschichte des mittelalterlichen Schachspiels. Quedlinb. 1839. 8. übersehen worden ist.

Cap. CLXVII. diese Fabel, welche auch im Dial.

creatur. c. 100. (hier auch aus Barlaam) steht, ist aus Barlaam et Josaphat (Op. p. 22. u. b. Boissonnad. Anecd. T. IV. p. 79) genommen und hieraus in Caxton Golden Legend. f. CCCLXXXXII. u. Alphonsi Discipl. cleric. c. 23. übergegangen. Hieraus ist das berühmte Altfranzösische Lai de l'Oiselet (b. Barbazan T. III. p. 114. sq. u. Legrand Fabl. et Cont. T. IV. p. 26.) entstanden. Die Grundlage ist in den Fabeln des Bidpai (b. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours. p. 448. sq.) und in dem Anvari Soheyli (s. Livre des Lumières p. 114.) enthalten cf. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 71. sq. Anderes b. Schmidt l. l. p. 150 sq.

Cap. CLXVIII. ist aus Barlaam et Josaphat (l. l. p. 31. und in Boissonnade Anecd. T. IV. p. 112.) Die Quelle ist das IV. Capitel des Calilah ve Dimnah (bei Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 64. sq. und hinter s. Ausg. d. MI. jours p. 377. sq.)

Cap. CLIX. ist offenbar die Geschichte Solons zum Grunde gelegt.

Cap. CLXX. ist aus der Lebensgeschichte des Heil. Bernhard von Clairvaux genommen und steht in der Golden Legend. f. CCXVIII. (CCXXIX.): daraus bei Swan T. II. p. 514. sq.

Cap. CLXXI. ist, wie es auch zu Anfange heißt, aus P. Alphons. Discipl. cler. c. 3. gezogen, darnach hat sie auch Boccaccio in seinen Decameron. X. nr. 8. aufgenommen. Auch hier scheint die Quelle orientalisch und zwar entweder bei Cazotte Fortsetzung der 1001 Nacht im Cabin. d. Fées T. XXXVIII. p. 162. sq. und Caussin de Perceval MI. Nuits. Paris 1806. 16. T. IX. p. 1. sq. und bei Hagen Uebers. der 1001 Nacht

Bd. IX. p. 1. sq. in der Geschichte Attafs oder d. Edelmüthigen, oder in den MI. jours. nr. CMLXXVI. sq. (bei Loiseleur Deslongchamps p. 257. sq.), in der Histoire de Nasiraddolé roi de Moussel, d'Abderrahmane, marchand de Bagdad et de la belle Zeyneb zu suchen. Ueber a. Bearbeit. s. Schmidt zu P. Alphons. p. 98. sq. u. Beitr. z. Gesch. d. rom. Poesie p. 110 sq. u. Du Meril Hist. de la poes. Scand. p. 358. sq. Warton T. I. p. CLXXXVII. sq.

Cap. CLXXII. ist die Geschichte des Grafen Gui von Warwick, aus der einen Auszug mittheilt Swan T. II. p. 518—527. Ueber diesen altenglischen Roman s. meine Allgem. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 255. sq.

Cap. CLXXIII. zu dieser mystischen Geschichte vergleicht Warton T. I. p. CXC. den Matth. Paris ed. Watts. p. 927., 40. und p. 751., 10.

Cap. CLXXIV. findet sich auch bei P. Alphons. Disc. cleric. c. 7. Nach Swan T. II. p. 528. sq. ist das Vorbild im Aesop zu suchen (fab. 170.), allein auch hier müssen wir uns in den Orient wenden und finden dort in den Fabeln des Bidpai (b. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 479. sq.) und dem Anwari Soheyli (s. Livre des Lumières p. 204.) die hierher gehörige Fabel vom Fuchse und der Schlange. Eine andere Fabel des Indischen Fabelwerks Pantcha Tantra (trad. p. Dubois p. 49—54): Le Brame, le Crocodile l'Arbre, la Vache et le Renard hat dieselbe Moral, ebenso auch die 29ste Erzählung im Tootinameh. Mehr bei Schmidt l. l. p. 118. sq.

Cap. CLXXV. ist aus lauter einzelnen sonderbaren Nachrichten bei Plinius und Mandeville componirt. Die erste Notiz von den hundsköpfigen Menschen ist aus

Herod. IV. 191. (s. Baehr. ad Ctesiam. p. 198. 320. Leemans ad Horapoll I. 14. p. 196. sq. Cont. Turcs p. 355. und Plin. H. N. VII. 2. und Mandeville p. 196; die zweite von den Einaugen, abgesehen von den Cyclopen, aus Plin. VII. 2. VI. 30. und V. 8. und Mandeville p. 203.; die dritte aus Plin. l. l. und Mandeville p. 204. u. d. Contes Turcs. p. 361.; die vierte von den gerücheliebenden Menschen aus der Sage von den Astomen b. Plin. VII. 2. und Mandeville l. l. p. 205.; die fünfte von den Menschen ohne Nase b. Mandeville l. I. p. 204.; die sechste von den Menschen mit langen Nasen aus Mandeville p. 205.; die siebente von den wie Thiere gehenden Leuten aus Plin. VII. 2. und Mandeville l. l.; die achte von den Leuten mit Bocksfüßen aus Mandeville l. I. p. 274; die neunte von den einbeinigen Leuten bei Mandeville l. I. p. 157. und Plin. VII. 2., wo sie Sciopodes heißen; die zehnte von den Pygmäen aus Plin. H. N. VII. 2. Aelian. XV. 29. und Mandeville p. 205. 211.; die eilfte von den sechsfingerigen Leuten aus Mandeville p. 206. und Plin. V. 8.; die zwölfte von den bärtigen Weibern bei Plin. VI. 30. und Gerv. III., 76. und die dreizehnte von den Menschen mit Kranichgesichtern aus d. Contes Turcs. b. Loiseleur Deslongchamps. MI. Jours p. 361. u. Mandeville p. 223. Ueberhaupt cf. B. de Xivrey Tradit. Teratol. p. 67—112.

Cap. CLXXVI. finden sich nach Swan T. II. p. 338. angeblich in den Fabeln des Poggius (ed. 1648.): ich habe dessen Facetiae (ed. Lond. 1798.) T. I. p. 42. verglichen, hier steht zwar die Geschichte eines Meerungeheuers, allein es stimmt nicht mit der hier gegebenen Beschreibung. Dagegen steht etwas Aehnliches bei Jul. Obsequens De prodig. c. 111. Die Geschichte von der Schlange bezieht

sich doch wohl auf das, was Plin. H. N. VIII. 23. von der Jaculus genannten Schlange erzählt.

Cap. CLXXVII. ist die sonderbar verdrehte Geschichte von der Esther.

Cap. CLXXVIII. scheint selbst erfunden und Schilderung irgend einer alten Tapetenstickerei zu seyn.

Cap. CLXXIX. scheint aus irgend einer Homilie des bekannten Moralisten Cäsarius genommen.

Cap. CLXXX. ist aus Paul. Diacon. Hist. Longobard. V. c. 2., wo aber der Herzog Bertavidus und sein getreuer Ritter Genulfus heißt.

Cap. CLXXXI. s. oben zu cap. LXXXII.

Die aus der Grimmischen Handschrift, den deutschen Gestis und der englischen Redaction aufgenommenen Erzählungen.

Cap. I. die bekannte Geschichte von Alexander und Diogenes a. Val. Max. IV. 3, 4.

Cap. II., III., V. völlig mystisch und selbsterfunden, ebenso cap. IV. wahrscheinlich aus einem alten Alexanderromane. Uebrigens ist cap. V. ähnlich der Erzählung der lateinischen Gesta, wo die drei Söhne nach dem Leichname ihres Vaters schießen, cap. XLV.

Cap. VI. ist ähnlich mit c. CXXIII. der lateinischen Gesta und aus dem Griechischen Συντίπας p. 29. genommen, s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les Fabl. Indienn. p. 100. sq.

Cap. VII. diese Geschichte ist offenbar, wiewohl zu Ende verändert, übergegangen aus P. Alphons. Discipl. cleric. c. XVII. Hieraus hat sie dann Stainhöwel Esop. Fabel III. Bl. 92. übersetzt, dessen Auflösung wir jedoch zum Vergleich mit der unsrigen, da sie ganz nach Alphonsus

gemacht ist, hierher setzen wollen. Es heißt da so: „So sprich ich das zu recht das alles das lauter Oel der fünf vollen Vas sol abgelassen werden von den Heffen und soll darnach die Heffen gemessen werden. Darnach söllen die halb volle Vass auch also abgelassen werden und die selben Heffen auch gemessen. Dann soll man merken ob die Heffen von den halb vollen Vassen den Heffen der volle Vass geleich sind. Und sind sy geleicher Mass, so ist wol zu mercken, daß der Jüngling dz Oel gemyndert hat: ist aber der halb volle Vass Heffen nit mer dann halb sovil als der vollen, so soll man den Knaben seiner Anklag unschuldig sagen." Dieselbe Geschichte hat Schmidt, wie er l. I. p. 138. sagt, in der Regenburger Hdschr. der Gesta Romanorum gefunden. Ein ähnliches Altfranzösisches Fabliau bei Legrand Fabl. et Cont. T. III. p. 62. sq. als Le jugement sur les barrils d'huile mis en depôt (aus Barbazan Fabl. T. II. p. 113. sq.). Wahrscheinlich liegt jedoch auch hier irgend ein orientalisches Mährlein zu Grunde, wie das Urtheil des Ali Cogia vom Olivenkopfe aus der 1001 Nacht (nr. 386. sq. Bd. IX. p. 55. sq. d. Hagensch. U.).

Cap. VIII. ist die gänzlich vereinfachte Geschichte vom Octavianus, über welche nachzusehen ist meine Allg. Liter. Gesch. Bd. III. 1. p. 279. sq.

Cap. IX. findet sich auch in der englischen Redaction, als cap. XVIII.

Cap. X. ist die bekannte Erzählung, welche nach des Ser. Giovanni Pecorone nr. IV. Shakespeare seinem Kaufmann von Venedig zu Grunde gelegt hat. Da sie sich auch in Herber's Dolopathos findet (b. Loiseleur Deslongchamps Essai T. II. p. 208. sq. cf. p. 127. sq.), so meint Loiseleur Deslongchamps p. 130. sq. daß sie aus diesem in die englischen Gesta übergegangen sey:

allein da sie sich, wie wir hier sehen, auch hier findet, dürfte sich nunmehro die Untersuchung anders stellen. s. a. Simrock Quell. d. Shakesp. Bd. III. p. 183—199.

Cap. XI. findet sich ebenfalls in den englischen Gestis (s. oben p. 225. sq.)

Cap. XII. ist selbst erfunden und scheint am Ende abgebrochen. Aehnliches s. b. Grimm Anmerk. z. Kindermärchen Bd. III. 68. p. 121. sq.

Cap. XIII. ist eine besondere Redaction der sieben weisen Meister, über deren Quellen hinlänglich berichtet ist von Keller in der Einleitung zu s. Ausg. des Roman des VII. Sages. Tübing. 1836. 8. p. I—CCXLVI. und zum: Kaiser Dyocletianus von dem Büheler. Quedlinburg 1841. p. 7—64., weshalb ich hier nur bemerke, daß ich darin nicht wieder gefunden habe (S. 186.) die Geschichte von dem Diebe (diese ist aus Aesop. fab. CLIX. ed. Furia, wo aber statt des Vaters die Mutter vorkommt), von dem Ritter und der Schlange (S 190. sq.) Unter der in letzter Geschichte vorkommenden Spinne, welche den Tod bringt, ist ohne Zweifel die Tarantel gemeint, der man solche Kräfte zuschreibt (s. a. Plin. XXIX., 27., 11. sq.)

Cap. XIV. ist aus Valer. Maxim. III., 3., 1.

Cap. XV. hängt weiter unten mit Cap. XXI. zusammen und ist ebenfalls aus den weisen Meistern gezogen.

Cap. XVI. ist die bereits oben in den lateinischen Gest. c. 20. kurz erzählte Geschichte. s. a. Dronke l. l. p. 113. sq.

Cap. XVIII. ist eine sonderbare Geschichte, jedenfalls selbst erfunden und zu Ende der Sage vom wilden Jäger ähnlich: ebenso cap. XVII., welches nebenbei casuistisch ist.

Cap. XIX. ist fast dieselbe Geschichte mit cap. XXVI.

und völlig mystisch; ebenso cap. XX., gleichfalls schon genannt (p. 166.), als cap. 81. d. Engl. Gesta.

Cap. XXI. ist aus den sieben weisen Meistern s. Keller zu Kaiser Dyocletianus p. 57. sq. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCIII. sq.

Cap. XXII. gleichfalls aus den sieben weisen Meistern s. Keller z. Diocletianus p. 61. und zu d. Roman des VII. Sages p. CCXX. sq.

Cap. XXIII. und XXIV. völlig mystisch, cap. XXV. dieselbe Erzählung mit cap. 39. der wahren Gesta, cap. XXVII. und XXVIII. beide völlig mystisch, nur daß letzteres übereinkommt mit den wahren lateinischen Gestis c. 46. Zu ersterem über die Quellen cf. Arist. de Mirabil. c. 127. 130. und Antig. Caryst. de Mir. c. 148. sq. und Gervas. Tilb. III. c. 124—129.

Cap. XXIX. aus Valer. Max. V., 4., 1. von der Pero, die ihren Vater Cimon mit der Milch ihrer Brüste ernährte.

Cap. XXX. die bekannte, jedoch hier verdrehte Erzählung von den Sirenen aus Homer. Odyss. XII., p. 167. sq. s. a. Ger v. Tilb. III. 64. p. 981.

Die aus der englischen Redaction der Gesta Romanorum entlehnten Geschichten.

Cap. I. enthält die bekannte Sage von der Liebe des Storches zu seinen Jungen, worüber Aelian. Hist. anim. III. 23. nachzusehen ist, s. a. Phile de animal. cap. VII. Hier ist Gerv. Tilb. III. 104. die Quelle, wo der Wurm Tanir heißt.

Cap. II. ist die bekannte Sage, welche des Shakespeare König Lear zu Grunde liegt, s. darüber Swan T. I. p. LXXV. Simrock Quell. d. Shakesp. Bd. III. p. 269. sq. u. m. Lit. Gesch. Bd. III. 1. p. 99. sq.

Cap. III. scheint selbst erfunden und ist ähnlich mit cap. 88. der lateinischen Gesta.

Cap. IV. ist Sacchetti Novell. nr. IV. nachgeahmt. Viele Beispiele der Art, wo aber das Muster aller, diese Stelle fehlt, s. b. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 83. sq. Grimm Kindermährchen Bd. III. d. 245. sq.

Cap. V. wahrscheinlich selbst erfunden.

Cap. VI. ist aus einer Redaction der sieben weisen Meister genommen s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Indienn. p. 156. sq. Swan. l. l. p. LXXX. sq. Ellis Specim. of early Engl. metr. R. T. III. p. 78. Douce T. I. p. 378. sq. Keller zu Kaiser Dyocletian p. 61. und zu Rom. d. VII. Sages p. CCXXIII. sq.

Cap. VII. selbst erfunden.

Cap. VIII. hat zu Anfange große Aehnlichkeit mit des Ritter Geoffroi de la Tour bekanntem Löwenabenteuer, dann aber scheint es eine wirkliche Thatsache zu berichten. Nicht unwichtig ist darin der Beweis, daß auch die Minstrels die Stelle der Lustigmacher und Gaukler betrieben,

was man sonst gewöhnlich nur von den Jongleurs annimmt.

Cap. IX. ist die oben in der lat. Gest. c. 101. sich findende Geschichte des Ganterus.

Cap. X. abermals eine Wunderquelle. Arist. Hist. Anim. VI. 2., 9. erzählt schon vom Baden der Weibchen der Vögel nach dem Beischlafe. Die ganze Geschichte soll aber eine Eigenthümlichkeit des Storches schildern. s. Swan. T. II. p. 542. sq. Gleiches erzählt v. Schwan Gervas. Tilb. III. 96. p. 993.

Cap. IX. wahrscheinlich selbst erfunden und auf einer Volkssage beruhend, ebenso cap. XII. theilweise mystisch, theils orientalisches Gepräge tragend. Auch hier ist die Geschichte vom Androclus eingeflochten.

Cap. XIII. ist theilweise mystisch, theilweise vermuthlich auf irgend ein wahres Ereigniß dieser Art aus der rohesten Feudalzeit gegründet, welches in Ritson Collect. of old Ballads T. I. nr. 13. A warning piece of England or the fall of queen Elisabeth poetisch bearbeitet ist.

Cap. XIV. selbst erfunden und abermals eine Probe von einem wunderbaren Steine, worunter man nach Marbod. de Lapid. c. 6. den Saphir zu verstehen hat.

Cap. XV. ist aus dem Arabischen Roman der sieben Vezire entlehnt. s. Loiseleur Deslongchamps hinter d. MI. jours p. 287. sq. und Essai sur les fabl. Ind. p. 132. sq. Keller zu Kaiser Dyocletianus p. 44. sq. Schmidt Taschenb. Deutsch. Romanz. p. 191. sq. Auch nacherzählt im Dialog. creat. c. 120.

Cap. XVI. ist die bekannte Geschichte vom Darius aus Valer. Max. VII., 3., 2.

Cap. XVII. ist die bekannte, von Shakespeare seinem Kaufmann von Venedig eingerückte Erzählung von

den drei Kästchen, die a. Boccaccio X. 1. nachahmte. s. Schmidt Beitr. p. 101. Simrock Quell. d. Shak. Bd. III. p. 201. sq.

---

*) Zu cap. 68. u. 91. u. 118. u. 119. d. lat. Gesta vergl. noch Grimm Kindermährchen Bd. III. p. 192. sq. 244. 206. sq. 191. sq.

Ueber den wahren Verfasser, den Zweck und die Ausgaben der

Gesta Romanorum*).

Wenn irgend ein anonymes Werk des Mittelalters den Literarhistorikern und Bibliographen Schwierigkeiten in Bezug auf die Ermittelung seines Ursprungs gemacht hat, so sind es gewiß die Gesta Romanorum gewesen, ein Werk, welches nach Anfang der Buchdruckerkunst ungeheuer oft gedruckt, in sehr vielen Handschriften verbreitet und in Jedermanns Händen gewesen zu seyn scheint, allein in den ersten Decennien nach der Reformation sonderbarer Weise ganz in den Hintergrund gedrängt und in manchem seiner Exemplare vertilgt worden seyn mag, was die Seltenheit derselben im Widerspruche mit der großen Verbreitung desselben in früherer Zeit genugsam documentirt. Es ging dem Buche so, wie allen ähnlichen seiner Art, die donnernden, sich lediglich nur an das Wort der Schrift haltenden, alle andern Parabeln zurückweisenden Predigten der Reformatoren verdrängten die Predigtbücher und Exempelsammlungen des 14ten und 15ten Jahrhunderts, und wie diese blieben sie lediglich nur noch Eigenthum und Lectüre der Klöster, bis ihre Herrschaft auch hier theils aus äußern,

*) Ich enthalte mich des kleinen mir zugemessenen Raumes wegen auch hier, wie bei den Anmerkungen, wo ich immer nur die erste Quelle oder erste Nachahmung mit Uebergehung aller weitern Verarbeitungen der einzelnen Sagen angeführt habe, alles unnützen Citatenapparats, führe daher S. 287. sq. bei der Aufzählung der den Gestis ähnlichen Schriften nur immer eine Ausgabe an, alles Weitere der Ausführung in meiner Allgem. Liter. Geschichte überlassend. Ebenso bleiben natürlich alle Untersuchungen etc. über die Handschriften weg.

theils aus innern Gründen aufhörte und sie in die staubigen Fächer der Klosterbibliotheken verwiesen wurden, wo sie unberührt einer langen Ruhe genossen, bis die neuere Zeit, arm an originellen und wahrhaft poetischen Schöpfungen, sie aus ihrer Vergessenheit wieder hervorrief und ihrem schmucklosen, aber tiefsinnigen Inhalte Geschmack abgewann. Worin der Reiz dieses Buches liegt, läßt sich schwerlich mit Worten angeben, es enthält nur kurze Erzählungen ohne allen rednerischen Prunk, ohne den Putz weitläufiger Natur- und Menschenschilderungen, ohne lange Dialogen, ohne tragische Scenerie, kurz nichts von dem, was in unsern Tagen ein zur Unterhaltung bestimmtes Werk enthalten soll, und doch müssen diese kleinen, zuweilen kindisch scheinenden Geschichten Jeden anziehen, mag nun ihr Zauber in ihrer Naivität und Kindlichkeit, in ihrer frommen Einfalt oder zuweilen tiefsinnigen Mystik liegen. Dieß ist der Grund gewesen, warum eine Uebertragung dieses Buches in unsere Muttersprache wünschenswerth erschien, abgerechnet des hohen Interesses, welches dasselbe als Quelle so mancher romantischen Fictionen des Mittelalters hat, und es ist daher hier nur noch übrig, ganz kurz, wie es der enge Raum dieses Orts verstattet, Einiges über seine Entstehung hinzuzufügen.

Es ist von Anbeginn des Christenthums an Gewohnheit der Männer gewesen, welche andere Ungebildete in den Wahrheiten der Moral und Glaubenslehre desselben unterrichten wollten, sich zur Erleichterung des Verständnisses der Beispiele, Parabeln und Allegorieen zu bedienen, wie schon unser Herr und Heiland Jesus Christus gethan hat. Diese Sitte erhielt sich die ganzen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch, wie sich aus den Schriften sämmtlicher Kirchenlehrer, die Moral und Sittenlehre zur Aufgabe ihrer literarischen Thätigkeit machten, ergiebt, und war, was man auch

aus verkehrtem Parteihaß dagegen einwenden mag, eine nützliche und heilbringende, indem sie bei dem ungebildeten Laien natürlich oft von weit durchgreifenderem Erfolge war, als es die schärfste Logik und Beredsamkeit ohne dieselbe gewesen seyn würde. Ein solches Beispiel findet sich bereits bei Vincent. Bellov. Spec. Hist. IV. 8., wo eine Aesopische Fabel als in eine Predigt verwebt vorkommt. Später scheint freilich diese Gewohnheit profane Beispiele in Homilien und Sermonen anzubringen, vorzüglich als seit den Kreuzzügen orientalische Fictionen nach Europa drangen, mehr und mehr überhand genommen zu haben, und so kam es denn, daß nicht blos eine große Anzahl von Predigern ihren Reden dergleichen Apologen und Parabeln einverleibten, sondern auch geradezu Beispielsammlungen zum Gebrauch derselben verfertigt wurden. Doch kann man alle diese Arbeiten in zwei Klassen scheiden, nehmlich:

α) in solche Sammlungen von Beispielen, welche nur zum practischen Gebrauche für Prediger angelegt waren, und

β) in solche, welche eine unterhaltende und belehrende Privatlectüre der Mönche für sich oder zum Vorlesen in den Refectorien bestimmt waren.

In die erste Classe gehören nun offenbar die unter dem Namen des Discipuli bekannten Predigten Herolds [1]), die Summa praedicantium des Johann Bromyard [2]),

---

1) Johannes Herolt lebte um 1470 zu Basel, s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169. Warton T. I., p. CCIV. sq. seine (Discipuli) Sermones de Sanctis et tempore cum exemplorum promtuario ac miraculis B. Virginis. s. l. et a. Hagen. 1512. fol. — 2) Professor der Theologie zu Cambridge † 1410. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 166. sq. Seine Summa praedicatorum s. l. et a. fol.

die Sermonen des Guilielmus Hilacensis[3]), des Stephan Baron[4]), und der spätern französischen Kanzelredner Menot[5]), Maillard[6]), Raulin[7]), Ferrerius[8]), Pierre de Boves[9]) u. A., zu denen man auch den bekannten Barletta[10]) rechnen kann. In die zweite gehören des Petrus Berchorius Reductorium morale[11]), des Thomas von Cantimpré Apiarius[12]), das Speculum exemplorum[13]),

3) Ein englischer Prediger und Minorit um 1469. (s. Pitseus de Scr. Angl. p. 856.) Seine Sermones in orationem dominicam. Paris. 1494. 12. — 4) Minorit unter Heinrich VIII. in England (s. Douce T. II. p. 342.). Seine Sermones quadragesimales. Wynkyn de Worde s. l. et a. fol. Paris. s. a. fol. — 5) Michel Menot, Capuziner und Prediger † 1518 zu Paris, aber bereits unter Ludwig XI. thätig. Seine Sermones quadragesimales olim (1518.) Turonis declamat. Paris 1519. 1525. 8. — 6) Olivier Maillard, Doctor der Sorbonne, berühmter Theolog und Prediger zu Paris, 1502 b. Toulouse verstorben. Sermones. Lugd. 1503. fol. — 7) Johannes Raulin aus Toul und 1415 als Reformator des Benedictinerordens gestorben. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 171.). Sermones de adventu (Lugd. 1519. 4.), Serm. quadragesimales (Paris 1523. 4.), Sermon. de festivitatibus Sanctorum (Paris 1524. 4.) und Itinerarium paradisi complectens sermon. de poenitentia (Venet. 1585. 4.). — 8) Vincentus Ferreri aus Valencia † 1416 als Hauptstifter der Geißelfahrten. (s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 85.). Conciones de tempore et sanctis Ulm. 1475. 8. Venet. 1600. 8. — 9) Petrus Bovinus, ein französischer Minorit schrieb: Sermones. Lugd. 1521. 4. — 10) Gabriel Barletta aus Aquino (s meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 169.) schrieb Sermones per annum (Venet. 1470. Hagen. 1518. 8.) — 11) Ueber ihn s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 470. — 12) Ueber ihn s. Fabric. Bibl. Med. Lat. T. VI. p. 694. sq. Liber qui inscribitur bonum universale de proprietatibus apum s. l. et a. fol. Duaci 1597. 1605. 8. — 13) Speculum exemplorum ex diversis libris in unum laboriose collectum. Daventr. 1481. fol. Hagen. 1509. fol. s. Ebert Bd. II. nr. 21588. Freytag Anal. litt. p. 885. sq. —

der Dialogus creaturarum[14]), die Gesta Romanorum, die Legenda aurea[15]), die Moralisationen über Ovids Metamorphoses[16]), des Petrus Alphonsus Disciplina clericalis[17]), des Hugo von Ceriton Parabolae und Brutarium[18]), des Hugues Farsit und Gautier de Coincy Contes devots[19]), des Robert Holcot Moralisationes historiarum (c. Thom. Aquin. Sup. Evangel. Paris. 1510. 8.[20]), des Johannes Nyder Formicarius (Argent. 1517. 4. Duaci 1602. 8.[21]) u. A., wiewohl auch diese den Predigern hin u. wieder als Beispielsammlung gedient haben mögen, da z. B. Schelhorn Amoen. Eccles. T. 1. p. 807. v. einer Hdschr. d. Gesta Rom. v. 1499, die er besaß, erzählt, daß an dem Rande der einzelnen Erzählungen von ihren früheren Besitzern bemerkt sey, wann sie dieselben in ihre Predigten aufgenommen hätten. Freilich mag allerdings vorzüglich von den herumziehenden Predigern der Dominicaner und Capuziner hier wohl des Guten zu viel gethan worden seyn, sonst hätte Erasmus in seinem Laus stultitiae. Basil. 1780. 8. p. 261. nicht sagen können: „Hic mihi stultam aliquam et indoctam fabulam ex speculo opinor historali aut Gestis Romanorum in medium adferunt et eandem interpretantur allegorice, tropologice et anagogice.“ Dieß

---

14) Dialogus creaturarum optime moralizatus jucundis fabulis plenus et omni materiae morali applicabilis. Goudae 1480. fol. Paris 1510. 8. s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 714. — 15) Des Jacobus a Voragine † 1298. Historia Lombard. oder Legenda aurea. Ueber ihn u. d. Ausg. s. meine Allgem. Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 445. sq. u. Melang. tir. d'une gr. Bibl. T. IV. p. 152. sq. — 16) s. darüber Douce T. II. p. 340. sq. — 17) s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 2. p. 717. sq. — 18—19) s. meine Lit. Gesch. Bd. II. 3. p. 463. sq. Douce T. II. p. 339. sq. 343. sp. — 20—21) s. m. Lit. Gesch. Bd. II. p. 304. 103. 145.

war der Grund, warum auch das Volk zuletzt den Geschmack an solchen Predigten verlor, zumal da sich leider manche dieser öffentlichen Redner durch unanständige Erzählungen beinahe bis zu Possenreißern erniedrigten und die Würde ihres Amtes und ihre Aufgabe gänzlich verkannten. In Italien blieb indessen diese Sitte bis auf die neueste Zeit, und Grosley Observat. on Italy. T. II. p. 108. erzählt (nach Douce T. II. p. 343.) selbst noch ein Beispiel davon. Allerdings gehörte ein ziemlich richtiger Takt dazu, aus einer leider, wie im Specul. Exemplorum, theilweise ganz ohne Auswahl zusammengesetzten Sammlung von Beispielen immer das Richtige zu treffen und nicht durch unpassende Wahl seinem Zwecke selbst Eintrag zu thun. Dieß konnte jedoch in den ältern Arbeiten dieser Art, wie eben die Gesta, die Disciplina clericalis u. a. dergl. sind, nicht geschehen, und daher die weitere und häufigere Verbreitung derselben.

Die Wichtigkeit des Buches hat nun aber Veranlassung gegeben, eine Untersuchung anzustellen, wer denn der eigentliche Verfasser desselben seyn möge, und man hat sich daher bisher begnügt, da alle nähern Angaben oder Hinweisungen theils im Buche selbst, theils bei andern Schriftstellern, welche sie citiren, zu fehlen schienen, nach Warton History of Engl. poetry T. I. p. CC. sq. (ed. I. p. LXXXVI.) den Petrus Berchorius als den Verfasser derselben anzusehen. Dazu ist aber kein anderer Grund vorhanden gewesen, als daß Salomon Glaß, der bekannte Theolog, in seiner 1623 geschriebenen Philologia Sacra (ed. III. Frcft. et Hamburg 1653, 4.) L. II. P. I. Tract. II. Sect. III. Artic. VIII. p. 312. bemerkt hat: „Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius, Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro, Gesta Romanorum, nec non Legendas Pa-

trum, aliasque aniles fabulas, allegorice ac mystice exposuit." Außerdem hat Warton, da er merkte, wie vag im Ganzen sein Anhaltepunct sey, da doch eigentlich dieses Citat auf gar nichts Reellem beruht, noch folgende innere Gründe beigebracht:

α) Aehnlichkeit des Reductorium super bibliam und der Gesta im Inhalte.

β) Aehnlichkeit des Titels*).

γ) Wiederfinden von vier Geschichten der Gesta in des Berchorius Repertorium morale, nehmlich aus den Gest. c. 158. die Geschichte vom Pallas = Repert. XIV. 49. f. 643., wo aber eine Chronica citirt und die Auffindung unter Heinrich II. gesetzt ist; die Geschichte von dem unterirdischen Palast, Gest. c. CVII. = Repert. XIV. 72. f. 689., wo Guilielmus Malmesbur. als Gewährsmann citirt ist, die Geschichte von dem Englischen Ritter c. CLV. der Gesta = Repert. XIV. f. 610., wo Gervasius Tilburiensis als Quelle genannt wird, und endlich Gest. c. LXI. von dem wunderbaren Horn = Repert. l. l. f. 610. gleichfalls nach Gervas. Tilbur. Hierbei ist auch hier jedesmal eine Moralisatio mit den Anfangsworten Carissimi, wie in d. Gesta beigefügt.

δ) Daß Berchorius auch hdschr. hinterlassen hat: einen Commentarius moralis s. Allegoriae in libros quinde-

---

*) Nur scheinbar, denn wenn auch einige Handschr. zu Anfange d. W. Reductorium enthalten, so ist doch dieses Wort vom Ende derselben durch die Abschreiber vorgenommen worden, da es daselbst zuweilen heißt: ex gestis Romanorum recollectorium oder reductorium. Uebrigens findet sich der Titel Gesta Romanorum bereits in den ältesten Hdschr., z. B. in einem Wolfenbüttler Mscr. a. d. 15ten Jhdt. Cod. August. Q. 14. 5. s. a. Montfaucon Bibl. mss. T. I. p. 17. nr. 172.

cim Ovidii Metamorphoseon (s. Oudin Comment. de script. eccl. T. III. p. 1064.) und

ε) daß er in seinem Diction. Moral. P. III. Vol. II. f. 274. sich auf seine Uebersetzung des Livius ins Französische (über diese s. Paulin Paris Manuscr. franc. de la bibl. du Roi T. II. p. 285—293. 1. p. 32—39.) beruft, wozu man noch fügen kann

ζ) gemeinschaftliche Citate aus Plinius, Seneca, Solinus und Gervasius,

η) übereinstimmende Lebenszeit beider Autoren. Denn Petrus Berchorius starb als Prior einer Benedictinerabtei 1362 zu Paris, und der jüngste in der Gest. Rom. citirte Schriftsteller (cap. 145.) ist Albertus Stadensis, wie Swan u. Warton glauben, nicht, sondern A. d. Große † 1280., weshalb Tyrwhitt's zu Chaucer Canterb. Tales T. IV. p. 331. gemachte Vermuthung, daß die Gesta Romanorum ins 12te oder Anfang des 13ten Jahrhunderts fallen, sich von selbst erledigt.

Nichts destoweniger hat aber trotz diesen anscheinend wichtigen Gründen bereits Douce Illustr. of Shakespeare T. II. p. 351. sq. denselben folgende andere entgegengestellt:

α) es konnte ein anderer Schriftsteller dem Berchorius, oder umgekehrt Berchorius dem Verfasser der Gesta nachahmen;

β) die vier bei Berchorius vorkommenden Geschichten aus den Gest. Rom. sind anders erzählt und anders moralisirt. Ich füge noch hinzu, daß ja auch andere Schriftsteller von einander Geschichten entlehnen, ebenso der Dialogus Creaturarum aus den Gestis, und es darum noch Niemandem eingefallen ist, erstern für ein Werk des Verfassers des letztern anzusehen;

γ) der Name des Berchorius findet sich in keiner Hdschr. als Verfasser der Gesta angegeben.

δ) Berchorius gedenkt dieser seiner angeblichen Arbeit weder in der Vorrede zum Reductorium noch zu seiner französischen Uebersetzung des Livius (s. P. Paris l. l. T. I. p. 33.);

ε) es finden sich durchaus keine Gallicismen in den Gestis. (s. aber unten p. 302.)

ζ) werden häufig deutsche Quellen erwähnt, Cäsarius, Albertus Magnus, selbst Gervasius von Tilbury schrieben in Deutschland, (was jedoch gegen Berchorius nichts beweisen würde). Aber auch von England ist oft die Rede z. B. c. 154. 155. 161. 162. 172.

η) in der Moralisatio zu cap. 144. findet sich in den meisten Ausgaben ein deutsches Sprichwort (p. 225. l. 10. ed. Keller heißt es: „vulgariter der weuel will fliegen hohe als der are, aquila". In meiner Ausg. dagegen s. l. (Norimberg) 1494. 8. f. LXXX. col. b. „Tercium corabola vulgariter die schnock ꝛ vil flyegen also hoch als der adler. Ideo etc.") und c. 142. finden sich deutsche Hundenamen: Richer, Emuleym, Hanegiff, Bandyn, Crismel, Egofyn, Beamis und Reuelin, wozu in der Moralisatio noch ein Belyn kommt.

ϑ) Die ältesten Ausgaben der Gesta sind in Deutschland gemacht. Ich füge hinzu, daß

ι) Conrad v. Ammenhusen schon 1357. viele Geschichten aus d. Gestis in s. Schachzabelbuch aufnahm (s. Maßmann G. d. Schachsp. p. 109.)

Man sieht demnach, daß sich auch gegen die innern Gründe Warton's Manches einwenden läßt, wenn man nur will, allein dem Schreiber dieses scheint es aufbehalten zu seyn, zu zeigen, wie alle diese an sich schon unnütz sind, da die ganze Annahme Wartons über Petrus Berchorius nur auf einem Mißverständniß beruht. Offenbar hat der gelehrte Literarhistoriker die Worte des Glassius

ganz falsch verstanden und den Gebrauch des necnon ganz übersehen. Denn was kann denn jene Stelle: „Hoc in studio excelluit quidam Petrus Berchorius, Pictaviensis, ordinis divi Benedicti, qui peculiari libro Gesta Romanorum, necnon Legendas Patrum, aliasque aniles fabulas allegorice ac mystice exposuit.“ anders bedeuten, als:

„in diesem Studium zeichnete sich auch ein gewisser Petrus Berchorius aus Poitou, eine Benedictiner, aus, der in einem besondern Buche die Thaten der Römer, so wie die Legenden der Väter, und andere dergleichen Ammenmährchen allegorisch und mystisch erklärt hat.“

Denn erstlich muß sich necnon, das hier doch wie überall = et, etiam ist, auf etwas schon Vorausgegangenes beziehen, was gerade zu unmöglich ist, wenn man Gesta Romanorum als Apposition zu peculiari libro ansieht, wo es dann gar keinen Sinn hat und überflüssig ist, zweitens hätte Glassius in diesem Falle entweder gesagt libro, gestis Romanorum, oder libro de gestis Romanorum, und drittens ist ja eben jenes liber peculiaris sein Reductorium super bibliam, das ihm doch auf alle Fälle eher eine Stelle unter den Schrifterklärern sichert, als jene Gesta romanorum, die dem Glassius doch auf alle Fälle hier viel ferner lagen, wenn jener sie auch wirklich verfaßt hätte, und ein Buch sind, welches nur ganz entfernt einige Bibelstellen zu erklären sucht. Die Ursache des ganzen Mißverständnisses ist offenbar der Ausdruck „Gesta Romanorum“, dessen sich Glassius bedient hat; hätte er geschrieben: res gestas Romanorum, so würde es auf jeden Fall Warton nicht eingefallen seyn, auf diese vage Notiz hin dieses Buch dem Berchorius zuzuschreiben. Umgedreht nennt unsere Gesta Neander Orb. terrae p. 47. wirklich Historia Romana.

Allein es ist noch ein anderer eben so wichtiger Grund übrig, diese Annahme von uns zu weisen, nehmlich der, daß wirklich der Verfasser, oder vielmehr der Compilator dieses Buches von einem Nachahmer der Gesta citirt wird und zwar von dem anonymen Verfasser des Dialogus creaturarum. Dieser, der Mehreres aus ihnen entnommen hat, (s. o. unt. d. Anmerk.) spricht c. 68. dialogus de pigorda et alieto also:

„Habebant enim antiqui principes affectum erga inferiores sicut luculenter exprimitur in eorum gestis. Unde Elimandus in Gestis Romanorum narrat de trajano qui cum adscendisset ad bellum festinanter, quaedam vidua flebiliter occurrit dicens: obsecro, ut sanguinem filii mei innocentis perempti vindicare digneris. Cumque Trajanus, si sanus reverteretur, vindicare testaretur, vidua dixit: et quis mihi hoc praestabit, si tu in proelio interibis. Respondit, qui post me imperabit; cui vidua: et tibi quid proderit, si alter mihi justitiam fecerit? Et Trajanus: utique nihil. Cui vidua: nonne, inquit, tibi melius est, ut tu mihi justiciam facias et per hoc mercedem accipias, quam alteri hanc transmittas. Tunc Trajanus pietate commotus de equo descendit et innocentis sanguinem vindicavit. Idem dum quidam filius Trojani per urbem equitando nimis lascive discurreret, filium cujusdam viduae interemit. Quod cum Trajano vidua lacrimabiliter exponeret, ipsum suum filium, qui hoc fecerat, viduae loco filii sui defuncti tradidit et magnifice ipsum dotavit.“

Offenbar wird hier der Verfasser unseres Buchs Elimandus genannt und würde nur der Einwurf ge-

macht werden können, daß diese Geschichte in unsern Gestis nicht mehr vorkomme, allein:

a) werden nicht blos in diesem Dialog. creatur. mehrere Geschichten aus den Gestis citirt, die man jetzt vergeblich darin suchen würde, (z. B. c. 38. heißt es: Legitur in Gestis Romanorum quod Augustus cesar minimi cibi erat, panem et pisciculos minutos et caseum bubulinum manu pressum et ficus appetebat vescebaturque quocunque loco et tempore, quodcunque stomachus desiderasset. Et non solum continentia gulae vigebat in viris, sed etiam in feminis solita fuit, ne in aliquod dedecus prolaberentur: quia vicina sunt sibi venter et genitalia. Dicit Augustinus: venter mare aestuans cito despumat in libidinem.“ — c. 64.: „Prout de libertate Titi imperatoris scribitur in Gestis romanorum, qui statuerat, ne accidentem ad eum postulandi gratia sine spe habendi dimitterent. Et interrogantibus amicis suis cum plura polliceretur, quam praestare posset, responditque, ideo quia non oportet quemquam a sermone principis tristem discedere. Item legitur de Trajano in Gestis Romanorum quod cum arguerent eum amici, quod in omnes ultra quam imperatorem deceret, esset communis, scilicet de condescendendo omnibus, respondit Trajanus, se velle esse ad omnes talem, qualem quisque optasset eum invenire), sondern auch anderwärts, wie z. B. Chaucer seine Man of lawes tale aus denselben genommen zu haben gesteht, indem er sagt (Works ed. Urry p. 49. und bei Anderson British Poets. T. I. p. 50.): In the old Romane gestes men my find Maurices life, i bere it not in mind, obgleich wir heut zu Tage diese alte Quelle des englischen versificirten Romans Emare (s. darüber

meine Allgem. Lit. Gesch. Bd. III. 1., p. 284. sq.) nicht mehr darin entdecken können.

β) als findet sich auch gerade diese unter des Elimandus Namen citirte Geschichte in dem Buche, aus welchem mehrere andere Erzählungen in die Gesta übergegangen sind, nehmlich im Dolopathos (in den Extraits p. 225. sq.), wie sich aus der Analyse v. Loiseleur Deslongchamps Essai a. a. O. p. 131. sq. ergeben wird: Il y eut jadis à Rome un roi puissant, qui attaqué par ses ennemis, assembla tous ses vasseaux et se mit en marche pour defendre ses états. Il était accompagné de son jeune fils qui chevauchait, ayant un autour sur le poing. L'armée passa devant la maison d'une femme veuve et très pauvre; elle n'avait qu'un fils qui le nourrissait de son labeur. Ce dernier possédait une seule poule, qu'il aimait beaucoup. Le fils du roi ayant perçu la poule qui cherchait sa pâture, lança son autour sur cette proie qui fut bientôt saisie par l'oiseau carnassier. Le fils de la veuve craignant pour la vie de sa poule, tua l'autour. Le fils du roi eu fut tellement irrité, qu'il tira son épée et fendit la tête au fils de la veuve. Celli-ci voyant son enfant mort, courut près du roi et navré de la plus affreuse douleur, elle demanda vengeance: Je n'avais que lui, dit-elle, tu dois m'écouter. Le roi fut juste et débonnaire, il répondit: Je marche contre mes ennemis et j'ai dans ce moment beaucoup d'affaires; si tu veux attendre mon retour, je te promets une bonne justice. — Et si tu ne reviens pas, repliqua la veuve, qui me la fera? Mon successeur, dit le roi. Mais la veuve reprit: Il n'aura cure des malheurs advenus sous ton règne; rends-moi justice à l'instant; Dieu t'en saura gré, car

je suis veuve et pauvre. Le roi s'arrêta donc et quand il sut que son fils était le coupable, il dit à la veuve: Ton fils était ton seul appuis, si tu veux, je te donnerai le mien ou je le condamnerai à mourir. La veuve ayant réfléchie qu'en prenant la vie du jeune prince, elle ne rendrait pas son fils à l'existence, consentit à rester près du roi qui la combla de bienfaits."

γ) stimmen die im Dial. creatur. aus den Gestis Rom. unter α citirten, aber jetzt nicht mehr in denselben aufzufindenden Geschichten so ganz mit der Fassung und Haltung der noch vorhandenen, daß kein Zweifel seyn kann, daß sie ursprünglich einer und derselben Arbeit angehört haben.

Hieraus folgt, daß, da, wie ich oben bewiesen zu haben glaube, die ganze Annahme über des Berchorius Verfasserschaft lediglich auf einem Mißverständnisse beruht, wir bei diesem Elimandus als Verfasser oder Compilator der Gesta stehen bleiben müssen. Wer dieser Mann gewesen ist, wissen wir freilich nicht, allein vermuthlich war er ein Mönch und zwar entweder ein Deutscher oder ein Engländer, wie sich aus einigen Anglicismen, auf die ich gleich kommen werde, ergiebt. Man könnte jedoch seinen Namen Elimandus für corrumpirt aus Helinandus annehmen, umsomehr als auch dieser im Dialog. Creatur. an einer andern Stelle citirt wird (Dial. 62. heißt es: „ut narrat elynandus historiographus de Julio: qui cum de senatore creatus esset imperator et obsecrante senatu ut filium suum augustum cesarem secum nominaret, ait: sufficere numquid debet, ut ego ipse invitus regnaverim, cum non meruerim? principatus enim non sanguini debetur sed meritis") und diese Stelle eben so fabelhaft klingt, als

die übrigen aus den Gestis Rom., ebenso die Geschichte verdreht, wie diese, und endlich in seiner Chronica nicht vorkommt, also aus einem andern Buche desselben genommen worden seyn muß, endlich auch dem Helinand am Meisten die Sammlung derartiger Mährchen und Legenden, so wie solcher fabelhafter Geschichten zuzutrauen seyn dürfte, da er dergleichen sogar eine Menge in seine Chronik eingerückt hat, allein dem widerspräche nur, wenn cap. 145. Albertus Stadensis citirt wäre, der bekanntlich seine Chronik 1256 abschloß, indem Helinandus bereits 1227 starb. Doch könnte man auch hier aus ι) p. 293. annehmen, daß eben diese Geschichte erst später interpolirt und hinzugefügt sey, zumal da bekanntlich die ältesten Handschriften und Ausgaben weit weniger Capitel enthalten (in der Ausg. v. 1473. nur 152), und müßte sich dieses durch ein Vergleichen derselben, welches dem neuen Herausgeber, dem gelehrten H. Professor Keller vorbehalten seyn dürfte, da es hier weder der Raum noch der Zweck dieses Buches gestattet, ermitteln lassen. Es könnte zugleich cap. 97. mit als ein, wenn auch schwacher Beweis für ihn angeführt werden, wo der Verfasser sich auf ein anderes Buch Chronica bezieht, welches das eigentliche Werk des Helinand sein könnte. Dabei darf man jedoch nicht vergessen, daß erstlich unsere Gesta, wie wir sie jetzt vor uns haben, durchaus als eine Compilation, oder doch wenigstens als ein mit mancherlei spätern Aggregaten, Zusätzen und Interpolationen versehenes Werk erscheinen, denn c. 19., 35., 39. u. c. 95. ist geradezu auf ein älteres Werk unter demselben Titel durch das Citat: legitur in Gestis Romanorum hingewiesen, und zweitens nicht Albertus Stad., sondern Magnus a. jen. St. gemeint ist. Es würden sich demnach folgende Punkte für den Ursprung des Buches feststellen lassen:

„der eigentliche Verfasser, wahrscheinlich der Mönch Helinand, hat zwar ein solches Mährchen- und Legendenbuch unter dem Titel Gesta Romanorum abgefaßt, allein dasselbe liegt jetzt in einer vielfach interpolirten und veränderten Gestalt vor uns."

Dafür spricht aber:

α) die große Verschiedenheit der Handschriften und Ausgaben von einander, die sich theils in den einzelnen Worten und Sätzen, theils aber auch in Hinzufügung oder Weglassung dieser oder jener Geschichte in einer oder der andern ausspricht.

β) die angebliche Existenz zweier von einander ganz unabhängigen Redactionen der Gesta, von denen die eine nur in einer in England vorhandenen englischen Uebersetzung oder Version in 101 Capiteln vorliege (bekanntlich theilen Douce T. II. p. 366—422. und Swan T. I. p. LIX. sq. d. abweich. Gesch. mit.). Denn weit entfernt anzunehmen, daß dieses wirklich zwei verschiedene Werke sind, glaube ich vielmehr, daß sowohl die englische Redaction, als auch die deutschen Gesta, mögen sie nun in Versen oder in Prosa verfaßt seyn, sich eher dem ursprünglichen Originale nähern und aus diesem übersetzt sind, die lateinischen Gesta aber die meisten Zusätze erfahren haben, wenn auch auf der andern Seite zugegeben werden muß, daß auf die beiden übrigen Redactionen das Buch der 7 weisen Meister einen größern Einfluß ausgeübt hat. Daß übrigens die englischen Gesta gewiß keine bloße Nachahmung der lateinischen sind, wie Douce T. II. p. 363. annimmt, folgt schon aus der Uebereinstimmung von beinahe fünf Sechstheilen derselben mit andern Erzählungen der lateinischen und deutschen Gesta, so daß, wenn man jene für eine bloße Nachahmung der lateinischen erklären wollte, dasselbe

auch von den deutschen Gestis gesagt werden müßte, die auch theils eine Partie anderer in den lateinischen nicht vorhandenen Erzählungen enthalten, theils einzelne anders erzählen, theils endlich, was vorzüglich bei den aus der Grimmschen Handschrift mitgetheilten der Fall ist, wieder mit mehreren der englischen Redaction eigenthümlichen Erzählungen stimmen, also wieder für eine Nachahmung dieser oder umgekehrt angesehen werden müßten. Darum scheint mir auch Dunlop Hist. of fiction T. II. p. 142 bis 152. das Richtige getroffen zu haben, der die englische Redaction nicht für eine Nachahmung, sondern nur für eine kürzere Redaction des lateinischen Werkes erklärt (s. a. Dibdin Bibliogr. Decam. T. I. p. CCI. sq.).

Es bleibt nur noch übrig, einige Worte über die Latinität dieses Buches zu sagen, weil Douce a. a. O. hieraus auf das Vaterland des Verfassers schließen zu können gemeint hat, da auf eine sonderbare Notiz bei Reiffenberg Introd. zu Ph. Mouskes. T. I. p. CLXXXII. „L'auteur du Renard contrefait, posterieur à l'an 1314 Martin Franc, qui au XVe siècle rima le Champion des dames et les Gesta Romanorum etc." aus Mangel an weitern Beweisen doch wohl nichts zu geben seyn dürfte, wenn sich seine Autorschaft nicht vielleicht gar nur entweder auf eine versificirte oder prosaische Uebersetzung derselben in französischer Sprache beziehen soll. Der ganze Styl des Buchs ist ein höchst erbärmliches Mönchslatein, bei welchem jedoch noch folgende Eigenheiten, die ich aus einer Menge von Beispielen auswähle, hervortreten:

1) Fast immer ist die deutsche Partikel „daß, damit" durch quod übersetzt, von ut finden sich dagegen nur wenig Beispiele, z. B. c. 66., 80., 119. Hier könnte man nun an einen Gallicismus, entstanden durch die

falsche Version der Absichtspartikel que denken, zumal da sich auch keine Beispiele vom Accus. c. Infinitivo vorfinden, gerade wie im Französischen und Deutschen, welcher letztern Sprache auch Constructionen wie c. 12 „in tantum quod videbatur ei, nisi sitim extingueret, moreretur"; c. 92.: et dixerunt: si occideretur masculus, vir moreretur; et si occieerdtur serpens femella, uxor moreretur; c. 150.: Plinius narrat, quod sit quaedam terra etc.; c. 151.: ei proposuit quomodo in lepram incurreret si eam cognosceret, offenbar entnommen sind. Uebrigens steht auch oft z. B. c. 60. und c. 80 zu Anfange, wie im Französischen beim Gebrauch des Imparfait in der oratio obliqua der Indicativus, wo nach dem Deutschen und Lateinischen der Conjunctivus gesetzt werden sollte.

2) sind offenbar Germanismen: c. 1.: currebat post eam; c. 13.: habeo tibi aliqua secreta dicere; c. 56. quidam princeps erat, qui multum delectabatur venari und domine deus; c. 57.: morte mori; c. 60.: habilis in currendo und ludere cum pila; c. 65.: rex semel de una civitate in aliam transitum fecerat; c. 66.: foras exivit und sedebat in platea juxta istud: in sudore vultus tui; c. 71.: robustus in corpore; c. 72.: si securus essem quod; c. 76.: de quacunque infirmitate curabant; c. 78.: cum quo pulchram prolem habebat; c. 79.: si — circa collum domini mei pedes ponerem; c. 80.: ad quandam aquam veniebant — pro tunc mortem non meruit; c. 119.: cordam permitte descendere.

3) Anglicismen c. 4.: in virum habere; c. 7.: in haeredem accipere; c. 29.: pro lege statuit; c. 28.: mitte pro illo juvene; so auch c. 81.: miserunt pro milite; c. 69.: carpentarius; c. 75.: quas tribus du-

cibus maritavit; c. 76.: respiciens a longe; c. 80.: lecti ornati pro angelo et eremita; c. 115.: foresta ebenso 119. u. applausum ei fecit; c. 124.: a quo feudatus erat; c. 132.: physicus; c. 146.: galea.

4) Gallicismen: c. 6.: der Gebrauch von quando (= quand) in: quando prius dixisti; c. 10.: fecit fieri duos annulos; c. 13.: per brachium eam accipit; c. 54.: Imperator Fridericus unam portam marmoream construxit; c. 56.: in mensa collocari fecit; c. 73.: solidus; c. 76.: super mensam posuit; c. 80.: miles omnia necessaria propter Dei amorem ei dedit et non habuit nisi etc. — ad Deum vos recommendo; c. 118.: interrogavit si aliquis fidelis ibi maneret; c. 59. ribaldus.

Man wird also hieraus erkennen, daß es unmöglich ist aus den hier und da vorkommenden Idiotismen auf ein bestimmtes Vaterland des Verfassers zu schließen, wenn allerdings auch die meisten Stellen und Constructionen auf Deutschland als solches hinweisen, um so mehr als die oben p. 292 sq. mitgetheilten Stellen gerade dieser Sprache angehören. Indessen könnten aber eben diese so verschieden vorkommenden Gallicismen, Anglicismen und Germanismen für meine oben geäußerte Vermuthung hinsichtlich der Interpolation und Ergänzung der alten Gesta in verschiedenen Ländern sprechen, zumal da auch die Moralisationes oft ganz verschieden in den Handschriften aussehen und von ganz verschiedenen Leuten gemacht zu seyn scheinen, wie es z. B. c. 156. vom Schachspiele der Fall ist, wo die Texte ganz von einander abweichen, da hier gerade dem Vorleser oder Erklärer der meiste Spielraum gelassen war, wie denn auch oben p. 292. sq. in dem mitgetheilten Deutschen Sprichworte, wie man sieht, eine bedeutende Variante

vorliegt. Endlich spricht noch der Umstand dafür, daß die englischen Gesta gar keine Moralisation haben, woraus man sieht, daß dieselben dort mehr zur erbaulichen Unterhaltung als zur mystischen Exempelsammlung dienen sollten, was sich dort recht gut durch die zeitiger als bei uns auftauchenden Vorläufer der Reformation erklären läßt. Aus diesem Grunde sind sie auch von mir bei dieser Uebersetzung weggelassen worden. Schließlich bemerke ich noch, daß die sonderbaren Verdrehungen von antiken Namen und historischen Ereignissen nicht nothwendig für ein Zeichen der Unwissenheit ihres Compilators zu halten sind, sondern theils den Abschreibern gehören mögen, theils vielleicht absichtlich vorgenommen sind, um alte Begebenheiten dem gläubigen Laien mehr mundrecht und schmackhaft zu machen, theils endlich wirklich im Munde des Volks, aus dem doch die meisten Erzählungen recipirt zu seyn scheinen, also verändert und beinahe nicht mehr wieder zu erkennen, herumgetragen wurden. Ebenso ist es mit den Citaten, die sich oft nicht mehr wiederfinden lassen: hier gilt dasselbe, was man von vielen Büchern des Mittelalters sagen kann, sie citirten entweder nach schlechten Handschriften, w. z. B. den Plinius, oder hatten wirklich antike Schriften vor sich, die jetzt verloren sind, oder citirten absichtlich falsch, um ihren Berichten durch den Namen eines tüchtigen Gewährsmanns mehr Gewicht zu geben. Letzteres war endlich gewiß der Fall in Bezug auf den Titel, denn obgleich Warton T. I. p. CXLII. sq. mehrere ältere Arbeiten anzieht, die den Namen Gesta Romanorum führen, so scheint es mir doch ausgemacht, daß man unter dem Namen der Geschichte der Römer, eines Volkes, welches auch im Mittelalter noch Interesse genug erregte, um es wün-

schenswerth zu machen, seine Geschichte und Thaten kennen zu lernen, mystische und den katholischen Glauben unterstützen sollende Erzählungen unter die Geistlichen und gebildeten Laien einführen und verbreiten wollte.

Aeltere Untersuchungen, durch die aber die unsrigen nicht gefördert wurden und die sich mehr auf den Inhalt der Gesta beziehen, finden sich bei Schelhorn Amoen. Eccles. T. II. p. 796. sq. Götze Samml. auserles. Kanzelred. Magdeb. 1570. Bd. I. Vorr. p. 21—40. Schuler Gesch. d. Geschmacks in Predigt. Bd. I. p. 32. sq. Gemeiner Nachr. v. d. Regensburg. Stadtbibl. p. 184. sq. Dronke Beitr. z. Bibliographie. Coblenz 1837. H. I. p. 113—115. Gervinus Gesch. d. deutsch. Nat. Poes. Bd. II. p. 166. sq. Lessing Werke Bd. XXVII. p. 58. u. Leben Bd. III. p. 127—130. Eschenburg Shakespeare Bd. XIII. p. 404. u. Neue. Liter. Anzeig. 1807. p. 139. sq. Koch Compend. II. p. 273.

Ausgaben und Uebersetzungen.

A. Ausgaben.

Ex gestis romanor. hystorie nōbiles: de vitijs v̄tutibusq3 tractātes; cū applicacōnib9 moralizatis ꝛ misticis. Incipiunt feliciter. s. l. et a. (Colon. Ul. Zell. 1472.) fol. goth.

169 Bl. in 2 Col. m. 36 Zeil. ohne Cust. Sign. und Seitenz. Der Text schließt Bl. 159b. Col. 1.: Laus Deo. Dann 10 Bl. Regist., welches Bl. 169a. Col. 2 endet: Explicit Tabula. Es fehlt c. 137. u. auf c. 136. folgt gleich 138., steht aber wie schon Dronke Beitr. z. Bibliogr. H. I., p. 30. bemerkt, zwischen c. 163. und 164. cf. Dibdin Bibl. Spencer. T. III., p. 340. Allg. Lit. Zeitung. 1825. Bd. I., p. 229. Panzer T. I. p. 333. 479. Catal. bibl. Heber. T. I. p. 164. nr. 3158. Enthält 181 Geschichten (Dresden.)

Incipiunt historiae notabiles atque magis principales collectae ex gestis Romanorum et quibusdam aliis nobilibus gestis, cum moralizacionibus eorundem. s. l. et a. (Ultraj. Ketelaer de Leempt. 1473.) fol. goth.

125 Bl. mit 32 auslauf. Zeilen ohne Signatur, Custoden und Seitenzahl. Enthält 151 Geschichten, und ihr Text weicht von den gewöhnl. Ausg., die 181 Geschichten enthalten, häufig. ab, s. Panzer T. III., p. 548, 16. IV. p. 134. 557. (Dresden.)

Ex gestis romanorum historiae notabiles de uiciis virtutibusq3 tractantes, cum applicationibus moralisatis ꝛ misticis Incipiunt feliciter. Lovan. J. de Westphalia. s. a. 4. goth. (1480.)

258 ungez. Bl. (das erste und 242r oder hh 8 weiß) mit d. Sign. a—kk, mit 30 auslauf. Zeilen beginnt Bl. 2a m. obig. Titel, in 3 Zeilen Bl. 241a ist die Schluß=

schrift: Gesta romanoruꝫ cū quibusdā aliis historiis eisdē annexis. ad moralitates dilucide reducta hic finē hn̄t Que (diligenter correctis alioꝝ uiciis) impressit Johannes de Westfalia. Alma ī universitate Louaniensi. Bl. 242 ist weiß und Bl. 243—258 folgt e. Capitelverzeichniß u. ein alphabet. Register. Einige Abweich. n. d. Utrecht. Ausg., sonst d. Straßb. Druck. ähnlich. Das Regist. = d. Ausg. von 1509. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. (Colon. Therhoernen) fol. goth.

In 2 Col. mit 38 Zeilen. Schließt auf der Stirnseite des letzten Blattes: dientis ꝛc. Et sic est finis. Die Rückseite ist weiß s. Dibdin Aed. Althorp. T. II. p. 137.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

99 gez. Bl. in 2 Col. mit 49 Zeilen u. d. Signatur a—n. Die Typen gleichen d. v. Schoeffer. 181 Geschichten. Die Schlußschrift steht Bl. 92 a Col. 2. s. Dibdin Decam. T. III. 148. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115 gez. Bl. Tabula in 2 Col. mit 44 Zeilen und d. Sign. a—q. (Wolfenbüttel.)

Gesta romanorum cū || applicationibus mo || ralisatis ꝛ misticis. s. l. et a. fol.

98 Bl. in 2 Col. und 50 u. 51 Zeilen, nach Hain Repert. Bibl. T. I. 2. p. 477. nr. 7739.

Gesta romanor. s. l. et a. fol.

101 Bl. 2 Col. u. 44—47 Zeilen s. Hain T. I. 2. p. 476. nr. 7740.

Gesta romanor. cū || applicatiōibus mo || ralisatis ꝛ mysticis. s. l. et a. fol.

1 ungez. Bl., 93 gezählte Bl. und 6 ungez. Bl. Tab. in 2 Col. u. 51 Z. s. Hain l. I. nr. 7741.

Gesta Romanorum. s. l. et a. fol. goth.

115. ungez. Bl., in 2 Col. m. 46 Zeilen und den Sign. a—q. (Wolfenbüttel.) Die Moralisationen sind ohne das Werk Carissimi, das sich sonst überall findet. Straßburger Druck.

Gesta romanor. cū applicatiōibus moralisatis ꝛ mysticis. s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl., 93 gez. Bl. u. 6 Bl. Tabula, in 2 Col. mit 51 Zeilen u. d. Sign. a—o. 181 Cap. (Dresden.)

Gesta romanorum cū applicationibus moralisatis ꝛ misticis s. l. et a. fol. goth.

1 Titelbl· und 91 gez. Bl. in 2 Col. m. 50 Zeilen u. d. Sign. a—n. 181 Cap. wie gewöhnlich. (Dresden.)

Ex gestis Romanorum hystorie notabilis de vitiis virtutibusque, tractantis. cum applicacionibus moralizatis et misticis. Goudae. Ger. Leeu. 1480. fol. goth.

Erste datirte Ausg. In 2 Col. m. 37 Zeilen u. d. Sign. a—r. Zu Ende 10 Bl. Tabula. Falscher Titel aus dem gewöhnlichen Schlusse Recollectorium ex gestis romanorum bei de la Vallière Catal. T. III., p. 156.; unrichtig im zweiten Catal. v. Crevenna T. I. p. 173 ins J. 1481 gesetzt. s. Catal. Gudian. p. 328., 34. Panzer T. I. p. 443., 17. Dibdin Aedes Althorp. T. II. p. 173. (Göttingen). Außerdem finden sich in dem Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. p. 132. nr. 1826. sq. noch zwei Ausgaben, eine: Colon. Ul. Zell. prope Lijs Kirchen. 148? und die andere Colon. H. Quentell. 1485., beide in fol. notirt.

Presens h° opus ex gestis romanorū qd ferī recollectorinȝ: cū pluribꝰ applicatis hystoriis: de v̄tutibꝰ ꝛ vicijs mistice ad ītellectū trāssumptis dei dono ī Hasselt finituȝ. Anno domini. M. cccc. lXXXI. P. B. fol. goth.

9 Bl. Tab., 1 weiß. Bl. u. 133 Bl. Text in 2 Col. m. Sig. a—r. s. Panzer T. I. p. 457., 2. Dibdin Bibl. Althorp. T. II. p. 138. Der Titel scheint mir vielmehr

der Schluß zu seyn, denn er stimmt fast ganz mit dem d. A. v. 1493. s. a. Hain. nr. 7744.

Gesta romanor. cū applicationibus moralisatis ac misticis. Zu Ende: Anno nostre salutis MCCCCLXXX. VIII. Kalendas vero Februarii. XVIII. fol. goth.

Titel. 93 gez. Bl. u. 6. Bl. alphabet. Tab. in 2 Col. mit 50 Zeilen u. d. Sign. a—o. Die Moralisationen beginnen mit Carissimi. 181 Cap. s. Panzer T. IV. p. 45. 361. Straus Monum. p. 201. Gras. p. 102. Panzer T. IV. p. 23. liest die Schlußschrift für 8 Kal. Febr. 1480: es muß aber heißen: 18 Kal. Febr. 1488. und = m. d. Ausg. b. Panzer T. IV. p. 45. Douce macht denselben Fehler. (Wolfenbüttel.) s. a. Hain Repert. T. I., P. II. p. 478. sq. nr. 7745. Diese Ausgabe wird im Catal. of the Libr. of Dr. Kloss. nr. 1828. als Argentor. Joh. Grüninger citirt.

Gesta Romanorum cū applicationib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Argent.) in die S. Sixti. 1489. fol. goth.

Enthält 181 Cap. mit dens. Typen wie d. Hist. Alex. M. Argent. 1489. fol. s. Panzer T. I. p. 39, 165. Hain. T. I., 2. p. 479. nr. 7746. Seemiller T. III. p. 132. Douce führt unnöthig zwei Ausg. dieses Jahres an, eine ohne, die andere mit Druckort (Argent.). Die Ausg. Goudae Leeu. 1490. fol. ist wohl nur durch Druckfehler entstanden.

Gesta rhomanorum cū appliatōnib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die conversionis S. Pauli. 1493. fol. goth.

(In der Wien. und Dresd. Bibl.) s. Panzer. T. IV. p. 59., 503. Hain nr. 7744. 93 gez. Bl. in 2 Col. u. 46 Zeil. Sig. a—p. 8 Bl. Vorst. u. Tabula. Zu Ende: Ex gestis rhomanorum cum pluribus applicatis hystoriis de virtutibus ꝛ vicijs mystice ad intellectum trāssumptis recollectorii fines.

Gesta romanorum ‖ cū applicatōib9 mo ‖ ralisatis ac misticis. s. l. in die Sancti Adriani martyris. 1494. fol. goth.

8 Bl. Titel und Tab. u. 93 gez. Bl. in 2 Col. mit 46 Zeil. u. d. Sign. a—p. 181 Cap. Panzer T. IV. p. 61., 526, giebt noch eine A. in 4 an, so auch Douce, der auch noch eine dritte Lovan. 1494 ohne Angabe des Druckers und Formats anführt. Die in 4 besitze ich, sie ist die folgende, weicht aber im Texte sehr von den andern ab.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. (Nrberg. Koberger.) 1494. 4. in die S. Adriani martyris.

8 Bl. Vorst. u. CXI. gez. Bl. zu Leipzig Univ.=Bibl. s. a. Helmschrott Verzeichniß alter Druckdenkmale zum H. Mang in Füßen. Bd. I. p. 153. Hain nr. 7748.

Gesta romanorum cū applicatōib9 moralisatis ac misticis. s. l. in die SS. martyrum Fabiani et Sebastiani. 1497. 4. goth.

8 Bl. Vorst. u. 128 gez. Bl. in 2 Col. mit 43 Zeilen u. d. Sign. a—q. (Wolfenbüttel, Leipz. Univ.-Bibl., Göttingen.) s. Panzer. T. IV. p. 67., 602.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. Argentinae J. Knoblauch. 1497. 4.

s. Panzer T. I. p. 60., 327.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis et mysticis. I. Petit. Paris. 1499. 4. goth.

s. Panzer T. II. p. 331., 564.

Gesta rhomanorum || cū applicatiōib9 mo || ralisatis ac misticis. s. l. et impr. in octavo epiphanice Domini. 1499. fol. goth.

In 2 Col. m. Sign. u. Seitenzahl. s. Panzer T. IV. p. 70., 641. Hain nr. 7751. Douce erwähnt n. e. Ausg. s. l. et typ. 1498 fol. Diese Ausg. wird i. d. Catal. of Dr. Kloss nr. 1829. Argent. Joh. Gruninger citirt. Leipz. Univ.=Bibl.

Gesta Romanorum. s. l. 1500. 12.

s. C. T. A. Hartmanns Bibl. Hamburg. 1830. 8. p. 19.

Gesta Romanorum. Paris. I. Petit. 1506. 8.

Douce erwähnt d. A., welche Panzer nicht hat (a. i. d. Catal. of the library of Dr. Kloss. Lond. 1835. 8. nr. 1605. p. 118.).

Gesta Rhomanorū cum explicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau. H. Gran. 20 Mart. 1508. fol. goth.

6 Bl. Vorst. u. 81 gez. Bl. in 2 Col. m. 51 Zeilen u. d. Sign. a—n. 181 Cap. (Wolfenbüttel.) Hiernach ist die Swansche Uebersetzung gemacht. s. T. II. p. 399.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. s. l. et typ. 1509. 8.

12 Bl. Vorst. (Tit. u. Tab.) und 151 gez. Bl. Nicht sehr correct mit vielen falschen Ziffern im Register. Das 152ste Cap. ist im Zählen übersprungen und dafür das 154ste zweimal gezählt. 181 Cap. Straßb. Text (Wolfenbüttel.) Im Catal. bibl. Heber. T. I. p. 154. nr. 2952. heißt der Drucker Jehan Frelon.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac misticis. Paris. de Marnef. 1509. 8.

s. Catal. Hogm. p. 104. u. Douce, fehlt b. Panzer.

Gesta Romanorum etc. Venet. 1512. s. typogr. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1515. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Ex gestis Romanorum hystorie notabiles collecte de viciis virtutibusque tractantes cum applicationibus moralisatis et mysticis. Venet. G. de Busconihus. 26. April. 1516. 8.

s. Panzer T. X. p. 44., 798b.

Gesta Rom. Paris. s. typ. 1517. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rhomanorum cum applicationibus moralizatis ac mysticis. Hagenau H. Gran. pridie Kal. Aug. 1517. fol.

s. Panzer T. IX. p. 469., 121b.

Gesta Rom. Venet. A. de Bindonis. 1521. 8.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Paris. I. Petit. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Rom. Rouen. 1521. 12.

bei Douce, fehlt bei Panzer.

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitijs: una cum pluribus exemplis quibuscunque concionatoribus perquam necessariis ac longe utilissimis: summa cura hac editiōe recenter correcta: ʒ a mēdis (quibus scatebāt) perdiligēter tersa: accessisse etiam nuperrime huic opusculo marginales adnotationes diligens lector facile cognoscet: que a priorib9 hoc signo + distincte sunt. Tabula alphabetica rerum scitu dignarū in hujus libri principio posita est. Lugduni s. typogr. 1539. 8.

8 Bl. Vorst. und 176 gez. Bl. 181 Cap. u. m. demselben Text als d. Ausg. v. 1509, aber anderem und unvollständ. alphabet. Register und überhaupt durch den compressen Druck unbequem. (Wolfenbüttel.)

Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis de virtutibus et vitiis. Lugd. 1540. 8.

s. Bibl. Hohendorf. T. III. p. 105., beide vorherg. fehlen bei Douce.

Gesta Rom. etc. Lugd. s. typogr. 1555. 12.

bei Douce und im Catal. bibl. Panzer. T. I. p. 423. a. zu Regensburg.

Gesta Roman. etc. Lugd. Junt. 1558. 12.
f. Allg. Litt. Zeit. 1825. Bd. I. p. 229. Hier steht das 137ste Capitel de naturali benignitate Christi.

Gesta Romanorum. Herausgegeben v. Ad. Keller. Stuttgart 1842. 8. Bd. I. Text. (181 Gesch.)

B. Uebersetzungen.

a) Französische:

Le violier des hystoires Rommaines: moralisez sur les nobles gestes faicts vertueulx et anciennes chroniques de toutes nations de gens, fort récreatif et moral. Paris Ph. le Noir. s. a. 4.
bei Douce, der p. 360. meint, daß diese freie Uebersetzung, die 149 Geschichten enthält, und deren Verfasser unbekannt ist, von Gringoire herrühre, aber später sey als dessen Fantaisies de mère sotte (um 1516) worin 20 bis 30 Geschichten aus d. Gest. Rom. nebst d. Moralisationen von ihm, ohne das Original zu nennen, mitgetheilt sind. Hieraus ist auch: De l'orgueil et présomption de l'empereur Jovinien, histoires extraites des gestes des Romains lequel fut déconnu de tout son peuple, par le vouloir de Dieu et apres remis en son empire, à dix-neuf personnages. Lyon Benoist Rigaud. 1584. 8. f. du Verdier Bibl. Franc. T. IV. p. 562. sq.

Le violier des histoires romaines moralisées. Paris. I. de la Garde. 1521. fol. goth.
Nach Mercier Suppl. de Marchand p. 59. befand sich in der Abtei Jean des Vignes zu Soissons von dieser Ausgabe ein Exemplar auf Pergament, zu Paris keins. Eine Ausg. desselben Druckers von 1520 bei Verdier Bibl. Franç. T. III. p. 566. angeführt, ist wohl nur Druckfehler statt obiger A.

Le violier des hystoires romaines. Moralisez sur les nobles Gestes, faictz vertueulx et anciēnes

Croniques de toutes natiōs de gēs fort recreatif et moral. Nouvellement translate de latin en Frācois. Paris. Ph. le Noir. 20. Septbr. 1525. 4. goth. mit Holzschn.

4 Bl. Vorst. u. 140 gez. Bl. m. d. Sign. a—G. s. Panzer T. III. p. 94., 1498. (Wolfenbüttel.)

Le violier etc. Paris. 1529. pour Denis Janot. 4. bei Douce.

β) Englische.

Gesta Romanorum. London. Wynkyn de Worde s. a. 4. goth. m. Holzschn.

164 Seiten m. d. Sig. A—O. nur 43 Geschichten s. Retrospective Review 1820. T. II. p. 327 sq. und in Johnson Typograph. T. I. p. 386. sq., wo eine Geschichte als Probe steht.

1577. Lond. Th. East.
1595. ib. 12. (enthält nur 43 Gesch.)
s. a. ib. R. Bishop. 12.
s. a. ib. Stansby. 12.
1648. Lond. R. Bishop. 12. (44 Gesch.)
1663. ib. I. B. for A. Crook. 12.
1668. ib. A. J. for A. Crook. 12. (44 Gesch.)
1672. ib. E. Crow oh for A. Crook. 12.
1689. ib. for Th. Balsett. 12. (44 Gesch.)

Sämmtliche nach d. englischen Handschr. d. Gesta Romanorum.

1703. Gesta Romanorum: or forty five histories originally (as'tis sait) collected from the Roman records, with applications or morals for the suppressing vice and encoraging virtue and the love of God. Vol. I. newly and with cure trans-

lated from the latin edit. on printed a. D. 1514. London. 8.

Ist die erste Uebersetzung der ächten Gesta Romanorum, wie die folgenden.

s. a. Lond. 18. (um 1710 mit 14 Geschichten vermehrt, die aber den richtigen Gestis fremd sind.)

1721. London 18. (eben so viele enth., aber modernisirte Sprache. Der Herausgeber nennt sich A. B., vielleicht der Drucker Bettesworth.)

1824. Gesta Romanorum or Entertaining Moral Stories; Invented by the Monks as a Fire — Side Recreation and commonly applied in their discourses from the Pulpit. whence the most celebrated of our own Poets and Others from the earlist Times have extracted their Plots. Translated from the Latin with preliminary Observations and copious Notes by the Reverend Ch. Swan. Lond. 1824. II. Vol. 8.

s. d. Recens. im Monthly Review 1824. T. II., p. 356 sq. 180 Gesch. und e. Introduction T. I. p. V—CXLVIII., wo Auszüge aus den englischen Gestis p. lix—Cxxxii. eingerückt sind.

γ) Deutsche:

Das buch Gesta Ro= || manorū der römer. võ || den geschichtē. oder ge || schehen dingen gaist || lichen. vnd weltlichē. Augspurg. Hans Schobser. 1498. fol.

4 Bl. Vorst. (Titel und Inhaltsanz.) und 128 gez. Bl. in 2 Col. m. 35 Zeilen u. d. Sign. a—q. iiij. Der Titel von 5 Zeilen ist in Holz geschnitten; 93 Geschichten mit ihrer Moralisation, aber in einer andern Ordnung als in den gedruckten Ausgaben. Nicht zu verwechseln mit der gleichbetitelten ersten Ausgabe der VII weisen Meister. (Wolfenbüttel.) s. Gemeiner Nachr. v. d. Regensb. Stadt=

bibl. p. 184 sq. Panzer Deutsche Ann. I., p. 178. sq. Hain nr. 7753. Bibl. Heber. T. VI. p. 149. nr. 1949.

Die alten Römer. Sittliche Historien vnnd Zuchtgleichnissen der alten Römer .... Jtzunt von newen kurtzlich vnd wol hierin zusammen verteutscht. Straßb. Jac. Kammerlander. 1538. fol. mit Holzschn.

4 Bl. Vorst., 87 gez. Bl. und 1 Bl. Druckerzeichen. Freie Bearbeitung, in der viel weggelassen und verändert, auch Bl. 45b — 79b die ganze Geschichte der VII weisen Meister eingerückt ist. (Wolfenbüttel.) Aus einer Züricher Hdschr. sind 12 Geschichten abgedr. v. Bodmer zu den Fabeln der Minnesänger p. 241—271. und drei Geschichten aus einer Dresdner Hdschr. von Klemm im Berlin. Gesellschafter. 1830. nr. 159—161.

Gesta Romanorum. Das ist der Roemer Tat. Herausgegeben v. A. Keller. Quedlinburg u. Leipzig. 1841. 8. (ist Bd. XXII. d. Basseschen Bibl. d. Deutsch. National-Litt.)

aus e. Münch. Codex (cod. germ. monac. 54. fol.), herausgegeben und 111 Geschichten in Prosa enthaltend.

δ) Niederländische:

Hier beghinnē ter erē goods | ende totter menschen lerin | ghe ende salicheyt | ner notabile | historien ghetoghen wten gesten | ofte croniken der romeynen trac | terende vñ roerēde van die doech | den ende | sondre ende die ghe- | moralizeert ende ghetoghen tot | enē gheestelike sinne — zu Ende f. 240. Dit boek dat men hiet die gesten of | gheschienisse van romen is voleynt | ter goude in hollāt. by my gheraert | leeu Int iaer ons heren M. CCCC. | ende lxxxi. opten laetste dach vom | den april Lof heb god. fol.

Ueber d. A. s. Panzer T. I. 444., 24. Hain T. I. 2. p. 480. sq. Santander Cat. T. II. p. 21. zu Dresden befindlich, wo aber das letzte Blatt 240. fehlt. Der Titel

ist mit xylographischen Arabesken verziert, fängt aber gleich mit den Geschichten auf derselben Col. gleich unter dem Titel an: 2 Columnen und 35 Zeilen, enthält zwar scheinbar 182 Cap., allein das 180ste ist übersprungen und gleich 179. 181. fortgezählt; ohne Seitenzahl. m. d. Sign. a—eev. zu Ende; das 29ste Bl. ist blos auf der Stirnseite auf der ersten Col. und auf der zweiten mit 7 Zeilen bedruckt, die Rückseite ist weiß, auf dem 33sten ist ein Holzschnitt zu Cap. XX. a. Bl. 53. gleichfalls zu Cap. XLV., ebenso auf Bl. 86 zu Cap. LXXXI. Bl. 101. auf der Kehrseite nur 18 Zeilen auf der ersten Col., das Uebrige weiß, dann Bl. 111. Holzschnitt zu Cap. CIII., ebenso a. Bl. 121. zu Cap. CX.

Hier beginnen ter eren gods ende totter menschen leringue end salicheyt zeer notabile Hystorien ghetogen uten gesten ofte croniken der Romeynen. Zwolle. Pt. van Os. 1484. fol. goth. m. Holzsch.

s. Panzer T. III. p. 567. 12. Catal. bibl. Roever. T. I. p. 126. Catal. bibl. Heber T. VI. p. 141. In d. Bibl. Huls. T. IV. 5., 63. heißt der Titel: Geschiedenisse van Romen.

Gesta Romanorum, Inhoudente zeer vreemde Exempelen en schoone en notable Historien der Romeynen. Antwerpen. Hendrick Eckert. 1512. fol.

s. Catal. bibl. Heber. T. XIII. p. 29. nr. 512.

Zusatz.

Cap. LXXIV. ist ziemlich gleichlautend aus Barlaam et Josaphat entnommen (s. d. Stelle b. Schmidt in d. Wien. Jahrb. 1824. Bd. XXVI. p. 38. sq.) und findet sich auch aus Ahmed BenArabschah übersetzt bei CardonneMelang. de litt. orient. T. I. p. 68. Schmidt l. l. p. 41. weißt nach, daß unser Cap. die Quelle ist von: Von dem größten Thoren, eine Mehre, im Renner. Frkft. a. M. 1549. f. 16. Schmidt ist auch noch zu vergl. ebd. p. 42 zu Cap. CXLIII.

Druck von E. Haberland in Leipzig-R.

Date Due

Apr			
Apr 12			
Sep 22 '36			
JUN 4 1961			

